30—


Ex Libris:
KENNEN-
BURG.

Wanderstudien

aus der Schweiz.

Von

Eduard Osenbrüggen,
Professor der Rechtswissenschaft und Mitglied des schweizerischen Alpenclubs.

Erster Band.

Schaffhausen,
Verlag von C. Baader.

[1867]

Vorwort.

Von dem alten berühmten Rechtslehrer Azo in Bologna erzählt man, daß er sich nie anders unwohl gefühlt habe als in den Ferien und daß er auch in und an den Ferien gestorben sei. Obwohl ich mit Liebe der academischen Lehrthätigkeit zugethan bin und sie mit keinem andern Berufe vertauschen möchte, habe ich mich zu einem solchen Lehreifer des hochgelahrten Glossators nie erheben können, daß mir die Ferien leid wären, sondern ich denke, die Ferien beruhen auf einem Naturgesetz für Lehrende und Lernende — Deus nobis haec otia fecit — und es habe der academische Lehrer das Recht und die Aufgabe, die Vacanzen zur Erfrischung von Körper und Geist zu benutzen. In der schönen Schweiz liegt es nahe, nachdem im Semester die Höhen der Wissenschaft erklommen sind, die hohen Aussichtswarten im Gebirge aufzusuchen und die heimeligen Thäler, an denen das Land so reich ist. Für diesen Zweck habe ich mir meine Reisemethode gebildet, deren Ausführung mich vergnügt und mir solche Reisebilder formt, wie ich sie in den folgenden „Wanderstudien" dem Publikum

vorlege. Die Wanderstudien sind eine Fortsetzung meiner in zwei Bändchen erschienenen culturhistorischen Bilder aus der Schweiz und unterscheiden sich von diesen nur durch eine Erweiterung des Programms, indem ich die topographischen und auf einzelne Landestheile eingehenden Schilderungen in den Rahmen allgemeiner Betrachtungen bringe, wie es in dem vorliegenden Bande durch den ersten und letzten Artikel geschehen ist.

Als einen besondern Freundschaftsdienst erkenne ich es dankbar an, daß Professor J. Ulrich seinen großen Arbeiten die Zeit entzogen hat, um eine dem Charakter meiner Schilderungen sich anpassende Vignette zu zeichnen. In dem lieblichen kleinen Bilde ist die Welt reflectirt, in welcher meine Wanderziele liegen, und der gute Alte unter der Weinlaube, wie er immer bereit ist zum Erzählen, findet in mir stets einen gläubigen Hörer.

Inhalt.

I.

Die Entwickelungsgeschichte des Schweizreisens.

In den Berichten über die Kirchenversammlung zu Konstanz (1414—18) wird erwähnt, daß einmal über 100000 Fremde und 30000 Pferde gezählt wurden. Unter den Fremden waren bekanntlich Papst und Kaiser, Herzoge und Fürsten, Cardinäle und Bischöfe, Grafen und Ritter, die „vollmächtigen Boten der Gewalthaber aller geistlichen und weltlichen Herrschaft unter den abendländischen Völkern", kurz, die vornehme Welt war aus allen Theilen Europas hier zusammengekommen und führte mitten im Strudel des großen kirchlich-weltlichen Kampfes ein üppiges Leben. Dieses Leben ist reichlich geschildert worden; daß aber die nahe schweizerische Gebirgswelt die Fremden angelockt habe, davon finden wir keine Erwähnung. Kaiser Sigismund kam zwar nach Bern und Solothurn, aber er hatte nicht der Gebirge wegen Liebe zur Schweiz gefaßt. Der Florentiner Poggio besuchte von Konstanz aus Baden im Aargau, um sich von der Handgicht zu befreien, und schrieb im Jahre 1417 seinen berühmten lateinischen Brief über diese Bäder. Auf seiner Reise dahin sah er den Rheinfall bei Schaffhausen und wid-

mete ihm einige Worte der Bewunderung; aber sein ergötzlicher Brief verweilt fast ausschließlich bei den Badesitten und den Nymphen im Bade. Das Gebirge übte damals noch keinen Reiz aus und es dauerte länger als ein Jahrhundert, bis die Entwickelung der Bergfahrten zu keimen begann, dauerte dann wieder zwei Jahrhunderte langsamen Fortschritts, bis sie die culturgeschichtliche Bedeutung erlangte, welche das Schweizreisen in der Neuzeit entschieden hat. Indem ich dieses Thema aufnehme, bin ich mir der Ergiebigkeit desselben zwar bewußt, aber auch der Schwierigkeit des Gegenstandes, da eine sehr große Literatur von Konrad Geßner bis auf die „rothen" Bücher zu bewältigen ist, und in dem Detail die Stufen der Entwickelung sichtbar sein müssen.

Eine Geschichte der schweizerischen Landschaftsmalerei würde eine interessante Parallele zu meiner Skizze abgeben, denn wie das gesteigerte Naturgefühl die Wanderlust hervorrief, welche in der Ueberwindung von Schwierigkeiten Genuß fand, so wurde es auch Hauptfactor für die Ausbildung jener Kunst.

Konrad Geßner schickt seiner im Jahre 1541 herausgegebenen gelehrten lateinischen Abhandlung über Milch und Käsereien („De lacte et operibus lactariis"), voran einen Brief an einen glarner Freund „über die Bewunderung der Berge" (de montium admiratione) und es ist in Wahrheit dieser berühmte Züricher, der schon vor mehr als 300

Jahren zuerst ein Streben anregte, dem in unserm Jahrhundert nicht blos die „Jungfrau" zum Opfer gefallen ist, sondern das zum Titanenwerk des Alpenclubs und zu Himmelfahrten schöner Albionstöchter sich gestaltet hat. „So lange mir Gott Leben schenken wird", schreibt Geßner, „habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, theils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, theils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuern Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Streben derer, die auf dem Erdboden umherkriechen, nur um zu erwerben und spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen." Von den Bergen war es der Frakmont (mons fractus, Brocken) oder, wie er auch damals schon genannt wurde, der Pilatus, welcher Geßner besonders anzog. Dieser Berg war in alter Zeit viel berühmter als der Rigi, nicht blos wegen seiner grotesken Formen, sondern weil mit der Nebelkappe, die so oft in bedrohlicher Weise sein Haupt umhüllt, die Sage den unseligen, ruhelosen Landpfleger Pilatus in Verbindung gesetzt hatte. Geßner, der mit drei jungen Leuten den Pilatus besteigen wollte, mußte sich zuerst in Luzern die Erlaubniß dazu auswirken, wie es damals Regel war. Vom Schultheiß und Ritter Nikolaus von Meggen

wurde die Erlaubniß dem berühmten Manne natürlich gewährt, man spendete ihm auch, als er nach Luzern kam, von Staatswegen den Ehrenwein in reichem Maße. Gedruckt ist Geßner's Beschreibung des Pilatus im Jahr 1555 und beigegeben eine andere Schilderung des Bergs von Johannes du Choul, wie auch eine Besingung des dem Pilatus ähnlichen Stockhorns in heroischen Versen von J. Rhellicanus.

Aus dem 16. Jahrhundert ist auch die Beschreibung der Schweiz in lateinischen Versen von Glareanus, welche Myconius mit einem Commentar versehen hat. Die Verse, in denen die Namen mit großer Freiheit behandelt werdeu, um in die Form zu passen, sollen classisch sein, aber unsere Zeit hat keine Freude mehr an solcher Classicität. In Versen schrieb auch Simon Lemnius um jene Zeit ein „Iter Helveticum“, das mit einer ausführlichen Schilderung des Bades von Pfäfers (Fabarianae thermae) beginnt. Ebenfalls von Kaspar Bruschius existirt ein solches „Iter Helveticum“, an welchem man, wie an der Composition von Lemnius, die Leichtigkeit bewundern kann, mit der die damaligen Gelehrten das Latein handhabten und classischen Reiseschilderungen von Horaz und Ovid nacheiferten.

Der orginelle Künstler und Abenteurer Benvenuto Cellini streifte um die Mitte des 16. Jahrhundert durch die Schweiz, um nach Frankreich zu kommen, und seine Schilderung dieser Reise, besonders der Fahrt auf dem Walensee, gehört zu den ergötzlichsten Partien seiner durch Goethe bekannt gewordenen Autobiographie. Uebrigens hat das

italienische Original noch einen eigenthümlichen Reiz durch die grausame Verstümmelung der Ortsnamen.

In der Folgezeit sind es die letzten Decennien des 17. und die ersten des 18. Jahrhunderts, in denen von Zürich aus die Literatur des Schweizreisens in Bewegung gesetzt wird. Math. Merian's „Topographia Helvetiae“ (1652), in Folio, mit Kupfern, welche für die damalige Zeit schön genannt werden müssen, hatte sich zum Handgebrauch für Reisende nicht geeignet. Im Jahre 1688 erschien aber der „Mercurius Helveticus fürstellend die denk- und schauwürdigsten Anmerkungen und Seltsamkeiten der Eydgenoßschaft durch Jo. Jakob Wagner.“ Es ist der graue Vorläufer der rothen Bücher. In alphabetischer Ordnung sind die „fürnemsten Ohrte“ aufgeführt und beschrieben. Zu Nutz und Frommen der Reisenden ist auch schon eine Uebersicht der geprägten und ungeprägten Münzen beigegeben und ein eidgenössischer Wegweiser zeigt die Entfernungen der Orte in Schweizerstunden für Specialtouren. Geziert ist das Buch mit kleinen Holzschnitten, den Abbildungen der beschriebenen Orte. Sie sind durchaus nicht ohne künstlerischen Werth, z. B. das Bild von Peterlingen („Payerne“) und Pfäfers, aber sie tragen doch den Charakter einer rührenden Einfachheit im Vergleich zu der glänzenden Ausstattung in den Illustrationen solcher Reisebücher der Neuzeit. Man kann Wagner's „Mercurius“ den antediluvianischen Berlepsch nennen. Als guter Züribieter beschreibt Wagner ausführlich seine Vaterstadt „eine große altberufene Statt, das

erste und vorderste Ohrt der Eydnoßschaft — haec caput Helvetiae et praeclara gloria gentis" — und führt auch schon den stolzen Spruch an: „Wem Gott in der Eydgnoßschaft wohl will, dem giebt er ein Hauß zu Zürich."

Wagner's Mercurius wandert von Ort zu Ort in der Ebene, die Berge besteigt er nicht, aber Wagner's Schüler Jakob Scheuchzer (1672—1738) nahm Geßner's „Bewunderung der Berge" in seinen großen Plan einer Natur- und Landeskunde der Schweiz auf. Er suchte Leute der verschiedensten Berufsarten für diesen Gegenstand zu interessiren und machte im Anfange des 18. Jahrhunderts, von Schülern und jungen Freunden begleitet, alljährlich eine Schweizreise. Die Gegenden und speciell die Thäler und Berge, welche er besuchte, gehören jetzt zu den allgemein bekannten, waren es aber damals durchaus nicht. Um zu zeigen, wie dürftig es um die Kenntniß des eigenen Landes aussah, als Scheuchzer sich zum Reisen anschickte, theilt einer seiner Biographen einen Passus aus Scheuchzer's Brief an einen Freund in Einsiedeln mit, worin er bei diesem anfragt (1702): „Weilen vielleicht die route gehn sollte über Einsiedeln in die Schweizerischen und Urnerischen Alpes, wie und durch welche Gebirge man von Einsiedeln nacher Altorf kommen könnte? ob kein anderer Weg als nacher Schwyz und Brunnen? und wie weit man bis nacher Ury rechne? so auch wie weit von Einsiedeln der Aubrig oder Albrig, so gegen Lachen oder dem Weggithal sich zeiget?" Scheuchzer gab neun Reisen nacheinander mit Karten und Plänen im Druck heraus, die

bequemste Uebersicht seiner Wanderungen und Entdeckungen gewinnt man aber durch die nach seinem Tode von G. Sulzer veranstaltete Zusammenfassung und Ueberarbeitung unter dem Titel: „Jo. Jakob Scheuchzer's Natur-Geschichte des Schweizerlandes samt seinen Reisen über die Schweitzerische Gebürge. Aufs Neue herausgegeben und mit einigen Anmerkungen versehen von Jo. Ge. Sulzern" (2 Theile, Zürich, 1746, 4.). Scheuchzer reiste als Naturforscher mit Barometer und Steinhammer, aber die Geschichte und die Culturverhältnisse seines Vaterlandes interessirten ihn auch im hohen Grade. Er beschreibt die „Leibs- und Gemüthsbeschaffenheit", Lebensart und Sitten der Schweizer, berichtet, was von deren Leibesgröße zu merken sei und reflectirt über das Heimweh der Schweizer. Lange verweilt er bei der Betrachtung der Drachen und entwickelt große Gelehrsamkeit in den Berichten über die Drachen, welche in der Schweiz und anderswo gesehen worden seien, mit Reminiscenzen aus dem Alterthum. Zuletzt stellt er die Frage, ob es denn solche Thiere gebe? Er bemerkt, daß die wüthenden Bergwasser bei den Aelplern oft mit dem Namen der Drachen benannt würden und daß, wenn ein Bach die Berge herunterrausche und große Steine, Bäume und andere Dinge mit sich führe, sie zu sagen pflegten: „Es ist ein Drach ausgefahren", zu welcher figürlichen Benennung vielleicht die Schädlichkeit der Drachen Anlaß gegeben hätte, aber es sei auch möglich, daß viele falsche Erzählungen von Drachen daher ihren Ursprung haben möchten. „Dessen-

ungeachtet", fährt er fort, „halte ich davor, daß aus den angebrachten schweizerischen Drachenexempeln und deren Vergleichung mit ausländischen klar sei, daß es solche Thiere gebe, sie mögen nun eine besondere Art der Thieren ausmachen oder, wie viele wollen, Misgeburten von Schlangen sein, denn man siehet, daß nicht alle von einerlei Art sind; einige sind geflügelt, andere ohne Füße, welche zu den Schlangen gehören, und noch andere haben Füße, welche man mit besserm Recht mit den Eidexen vergleicht. Sie sind auch an der Farbe, Schuppen und der Figur der Theilen verschieden." Sulzer tritt in einer Anmerkung diesem Zugeständniß, selbst auf die Gefahr hin, dem poetischen Glauben an die geflügelten Engel Abbruch zu thun, entschieden entgegen: Man könne durch fleißige Beobachtung der Werke der Natur einige allgemeine Gesetze entdecken, nach welchen sie gehe und die sie niemals übertrete. Wenn nun eine Erzählung etwas enthalte, das den allgemeinen Gesetzen der Natur zuwider sei, so habe man das beste Recht, diese Erzählung entweder ganz oder doch zum Theil für falsch zu halten. Nach solchen Regeln müßten die Erzählungen von Drachen beurtheilt werden. Es sei z. B. eine allgemeine Regel der Natur, daß kein Thier existire, welches aus Theilen von verschiedenen Klassen der Thiere zusammengesetzt sei. Ein Thier, das den Kopf von den vierfüßigen Erdthieren, Flügel oder Füße von den Vögeln, einen Schwanz von Fischen habe, streite wider dieses Gesetz 2c.

In origineller Weise sucht Scheuchzer, um Fremde

zum Bergwandern in der Schweiz anzulocken, den Glauben an die damit verbundene Beschwerlichkeit zu widerlegen und nimmt dabei Aristoteles zu Hülfe. „Ich will", sagt er, „zum Trost der Reisenden beweisen, daß ihre durch die schweizerischen und andere hohe Gebirge vorzunehmenden Reisen mit mehr Lust und weniger Arbeit zugehen als auf der Ebene. Die eigentliche Ursach dieser Begebenheit besteht kurz darin: Weil bei abwechselnder Auf- und Absteigung alle Glieder des Leibes in Bewegung kommen, aber nicht zugleich, sondern also, daß, wenn die einten Mäuslein arbeiten, andere, so kurz zuvor sich abgemattet haben, ruhen können, und in der Zeit, da diese an Dantz müssen, jene hergegen durch diese Ruhe wiederum sich erholen. Nebst dem ist in Betrachtung zu ziehen, daß durch fortgesetzte Bewegung aller Leibs-Zäsern der Lauff des Geblüts und der Geistern Einfluß merklich befördert wird, welches nicht wenig zur Gesundheit der fremden Reisenden beiträgt, sowol als denen Einwohnern selbst, deren starke, ansehnliche und gesunde Leiber der ganzen Welt bekannt sind." In dieser altfränkisch geformten Empfehlung des Bergsteigens kann man als richtig anerkennen, daß bei gesunden Menschen im Bergsteigen die Beine weniger ermüden als in der Ebene, weil durch das Auf- und Absteigen verschiedene Muskeln abwechselnd in Bewegung kommen, also Thätigkeit und Ruhe derselben sich das Gegengewicht halten.

Von dem genannten J. Georg Sulzer haben wir auch eine lesenswerthe Beschreibung der Merkwürdigkeiten, welche

er in einer 1742 gemachten Reise durch einige Orte des Schweizerlandes beobachtet hat. Diese Reise, welche Sulzer als junger Mann von 22 Jahren machte, ging auf den Rigi, über die Gotthardsstraße und die Oberalp nach Graubünden, wurde aber schon in Chur abgebrochen.

Albrecht von Haller's „Iter Helveticum“ vom Jahre 1739 ist lediglich eine gelehrte botanische Reise; sein berühmtes Gedicht „Die Alpen“, das uns freilich altmodisch vorkommen mag, hat ohne Zweifel an manchen Orten Sehnsucht nach den Alpen erweckt. Mit Recht sagt Ulrich Hegner, die Verse Haller's seien eben so holperig und die Gedanken ebenso erhaben als die Natur, welche er uns beschreibe.

Mittlerweile waren auch berühmte Fremde in die Schweiz gekommen und hatten ihre vornehmlich auf das Politische und Kirchliche gerichteten Beobachtungen bekannt gemacht. Das historische Interesse überragt bei ihnen weit das Naturgefühl; der Mensch und seine Werke wie seine Schicksale nehmen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, die Natur kommt nebenbei in Betracht, so weit sie anmuthig ist; das Hochgebirge gehört zur Einfassung und Staffage der wohnlichen Thäler und Ebenen und läßt sich aus der Ferne betrachten.

Der englische Theolog und (nachherige) Bischof von Salisbury, Gilbert Burnet, kam auf seiner Reise nach Italien in die Schweiz im Jahre 1685. Seine „Travels through Switzerland, Italy etc.“ erschienen zuerst 1686, wurden ins Französische übersetzt und aus dem Französischen

ins Deutsche 1688. Leider ist mir nur die deutsche Form zur Hand. Daß sein Urtheil über die Schweiz weit günstiger ist als über Italien, erklärt sich wenigstens zum Theil aus seinem Haß gegen die römische Hierarchie; auch wo er in seiner Schilderung der Schweiz auf den Katholicismus zu sprechen kommt, erkennt man den heftigen Protestanten. So verweilt er in seinem Briefe aus Bern mit großem Behagen bei den Streitigkeiten der Dominicaner und Franciscaner, erzählt ausführlich die Geschichte vom Betruge, den die erstern mit ihrem einfältigen Laienbruder Jetser spielten, die mit der Verbrennung von vier Dominicanermönchen in Bern (1509) endigte. — Burnet kam aus Frankreich nach Genf, das er im Ganzen sehr rühmt. „Die Leute sind allda so höflich, daß sie der Sache fast zuviel thun, daher kommt es, daß man nicht allein den Fremden mit aller Höflichkeit begegnet, sondern auch seine eigenen Mitbürger damit überhäuft. Sonst aber findet man in ihrer Freundlichkeit sowol etwas von französischer Freiheit als italienischer Behutsamkeit, was eine überaus angenehme Vermischung machen würde, wenn nicht ein wenig zuviel von dem letztern zugegen wäre." — „Die Trunkenheit ist da sehr wenig bekannt, während die benachbarten Schweizer sehr dazu geneigt sind." Den Anwohnern des Zürichsees macht er aber später das Compliment, daß sie sehr nüchtern und mäßig lebten und dem Trunk gar nicht ergeben seien, daher auch niemand von der sonst übel verwahrten Brücke von Rapperswyl herabfalle. Von Zürich ist Burnet überhaupt sehr eingenommen.

Er sagt: Wenn dieser Canton nicht ohnedies der vornehmste unter allen Cantonen wäre, verdiente er es zu werden wegen der Ehre, die er gehabt, am ersten die Reformation anzunehmen. Im Vergleich mit Bern lobt er Zürich, weil hier das Volk nicht durch die Landvögte gequält werde; ferner hebt er hervor, daß in Zürich so genaue Rechnung über die Einkünfte des Staats gehalten werde, daß es unmöglich sei, daß etwas verloren gehe, darum sei der gemeine Schatz so reich und sehe gar anders aus als der von Bern. Die Handlung sei in Zürich auch weit größer als in Bern. Den Bewohnern Zürichs macht er noch besondere Complimente: „In Zürich sieht man die alte Einfalt der Schweizer, solcher Gestalt, wie sie zu der Zeit gewesen, da die Laster und Eitelkeiten noch ganz unbekannt waren. Die Weiber leben da sehr eingezogen, daß sie niemand ein wenig freundlich ansehen als ihre nächsten Blutsfreunde und nicht einmal auf den Gassen die Fremden grüßen." — In Chur verweilte Burnet längere Zeit, doch nicht lange genug, um die Namen von bündnerischen Orten und Personen richtig sprechen oder schreiben gelernt zu haben. Den Bischof von Chur suchte er vergeblich von seinem Glauben an den heiligen Lucius und die heilige Emerita abzubringen, und in seiner viel Interessantes enthaltenden Beschreibung Graubündens läßt er die Gelegenheit nicht vorübergehen, den Papisten manches anzuhängen. Die Freiheitsliebe der Graubündner preist er wie den Veltlinerwein und über die Bewohner Graubündens fällt er das allgemeine Urtheil, daß sie eines viel lebhafteren

und mehr feuerfühlenden Geistes seien als die andern Schweizer, denn sie hätten schon Antheil an der italienischen Luft.

Auf seiner Rückreise aus Italien kam auch der Dichter Jos. Addison im Jahr 1703 in die Schweiz. Seine „Remarks on several parts of Italy“ (1705), einst ein vielgelesenes Buch, schließen mit einigen Skizzen aus der Schweiz und Tirol. Seine Schreibweise, verglichen mit der des gleichzeitigen Scheuchzer, zeigt, wie weit die englische Sprache der deutschen vorausgeeilt war. Sehr hübsch ist seine Schilderung des Genfersees, sehr ergötzlich die carikirte Beschreibung von Mellingen im Aargau, das er als ein kleines Abdera hinstellt, in welchem die Ausbesserung eines Wassertrogs als wichtige Staatssache im großen Stadtrath behandelt werde. Da Addison sehr schnell reiste, so urtheilte er auch sehr schnell und hat hier und da sich bedeutend geirrt. So hatte er z. B. von Bern aus die volle Aussicht auf eine ungeheure in Schnee vergrabene Reihe von Bergen, die in Graubünden liegen!

Eine neue Periode des Schweizreisens, die Uebergangsperiode zur Neuzeit, beginnt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Als die Naturschwärmerei allgemeine Stimmung wurde, mußten empfindsame Reisen — sehr verschieden von Sterne's „Sentimental journey“ — höchster Genuß sein. Einer meiner Freunde hat diesen Zusammenhang sehr schön geschildert, wenn er sagt: „Man reiste

meilenweit, um von irgendeinem hohen Punkte in einer weiten Aussicht zu schwelgen, vergoß Wonnezähren beim Schauspiel der untergehenden Sonne, löste sich in Wehmuth auf, wenn der Mond Busch und Thal still mit Nebelglanz füllte; die Flöte war das Lieblingsinstrument; man lag im Grase und folgte mit träumerischem Blick dem Auf- und Abklettern der Käfer an den Halmen, der unbemerkten und doch so zierlichen Pflanzenwelt im Kleinen; Jünglinge und Männer wanderten zu Fuße durch Wälder und Gebirge; je einsamer, je weiter von der Cultur der Menschen, um so besser." Gerade in das Jahr 1750 fällt Klopstock's Ode „Der Zürichersee", die schmelzend und holperig zugleich ist. Uebrigens wissen wir aus Mörikofer's trefflicher Schrift über Klopstock's Aufenthalt in Zürich, daß der junge Dichter damals gar nicht in Sentimentalität aufging und auch nicht blos am „Messias" arbeitete.

Der ungeheure Einfluß von Rousseau's „Nouvelle Héloise" auf die Menschheit jener Zeit ist bekannt. Seine Schilderung von Gegenden der westlichen Schweiz, Wahrheit und Dichtung, hat allgemein entzückt. Zuerst treffen wir ihn im walliser Gebirge und wo er in einem Briefe den Einfluß der Bergluft auf Körper und Geist schildert, wie es nicht besser geschehen kann, da spricht er auch seine Verwunderung aus, daß man nicht ein solches Luftbad unter die Heilmittel der Medicin und Moral aufnehme. Berühmt ist sein Bild eines Elysiums in Clarens, und unzählige Reisende, welche den schönen See befuhren und umwanderten,

haben mit den Augen die Orte aufgesucht, welche in der „Nouvelle Héloise“ vorkommen, aber kaum mehr als die Felsen von Meillerie wieder erkannt. Wahrheitsgetreuer ist wol seine Charakteristik des damaligen Genf und der Genfer, besonders auch der Genferinnen, die er „moins coquettes que sensibles“ nennt und von denen er mit dem pikanten Satze Abschied nimmt: „Tant que les Genevoises seront Genevoises, elles seront les plus aimables femmes de l'Europe; mais bientôt elles voudront être Françaises, et alors les Françaises vaudront mieux qu'elles.“

Goethe hatte die Sentimentalität schon nieder- und abgelegt in „Werther's Leiden“, als er 1775 das erste Mal in die Schweiz kam. Wir finden ihn vor dem Gasthaus zum Schwert in Zürich, wo er auf den blanken See schaut, aber es zieht ihn sogleich zu Lavater hin, und bei der außerordentlichen Verschiedenheit dieser beiden Männer wurde ihr Freundschaftsverhältniß doch ein inniges. Natürlich wurde auch Bodmer besucht, und wir kennen das Fenster, aus welchem Goethe eine Aussicht genoß, die er selbst unvergleichlich nennt. Seine Darstellung dieses Besuchs bei Bodmer hat übrigens etwas Unbehagliches und ich möchte sagen Hinterhaltiges. „Wir mußten uns auf den Weg machen ihn zu besuchen und jugendlich zu verehren“, sagt Goethe, der in Gesellschaft der beiden Grafen Stolberg und des Grafen Haugwitz kam, und „wir schieden als die besten Freunde, wennschon in unsern Geistern die Sehnsucht nach

jenen blauen Gebirgshöhen die Ueberhand gewonnen hatte." Nachdem die gräflichen Reisegefährten abgeschüttelt waren, begab sich Goethe mit seinem Jugendfreunde Passavant, den er in Zürich antraf, auf die Bergreise, welche im rechten Lebensübermuth gemacht wurde. „Beide ohne Wissen und Wollen gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenschaften, nachhängend den gegenwärtigen, folgelose Plane bildend; im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschwelgend; dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stände nicht im Tagebuche: Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht." Und von einer Bootfahrt auf dem Lowerzer-See, wo zwei Mädchen das Schiffli ruderten, schreibt er: „Vor lauter Wonne sah man gar nichts." Wie gern macht man jetzt nach 90 Jahren nochmals mit diesem Goethe diese Reise durch bekannte Gegenden, obgleich seine Erzählung nur selten einen hohen Schwung nimmt. Man freut sich sogar, wenn er recht prosaisch mehrmals wiederholt, wie ihm die gebackenen Fische gemundet haben und wie dem verwöhnten frankfurter Gaumen die Weine etwas sauer vorkamen.

Mit dem Herzog von Weimar kam Goethe im October 1779 wieder in die Schweiz. Von dieser Herbstreise haben wir nicht blos flüchtige Aufzeichnungen, sondern Schilderungen in vollendeter Schönheit, und mit Recht hat Bädeker Goethe als classischen Zeugen über Chamouny reden lassen. Um zum Gotthard zu gelangen, zogen die Reisenden durch

Wallis, kamen nach Leuk, Brieg, Münster, an den Rhône-gletscher und überstiegen die Furka, was damals noch wenige Reisende in solcher Jahreszeit versuchten. Ein Satz von der Furka zeichnet vollkommen den Eindruck, welchen die erhaben-schauerliche Winterpracht auf Goethe machte: „Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Urserenthals im Sonnenschein.“ Seine Einkehr bei den Kapuzinern in Realp vergegenwärtigt mir eine unvergeßliche Stunde, welche ich dort in trauter Gesellschaft zubrachte. Wie Goethe an der Schwelle des einfachen Hospizes gastlich empfangen wurde vom braunen Pater, so stand an derselben Schwelle der Pater Vincenz, um uns zur Einkehr einzuladen.

Im Jahre 1797 reiste Goethe wieder in die Schweiz. Briefe, namentlich an Schiller, Aufzeichnungen im Tagebuch, die in einer Reisebeschreibung ausgeführt werden sollten, geben Nachricht von dieser Reise, welche er von Stäfa am Zürichersee aus mit seinem Freunde Meyer unternahm und welche wie die erste Reise auf dem Gotthard ging. Als er wieder in Stäfa angelangt war, schrieb er an Schiller: „Aus den Gebirgen sind wir glücklich zurückgekehrt. Der Instinct, der mich zu dieser Ausflucht trieb, war sehr zusammengesetzt und undeutlich. Ich erinnerte mich des Effects, den diese Gegenstände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht; der Eindruck war im Ganzen geblieben, die Theile waren erloschen, und ich fühlte ein wundersames Verlangen, jene

Erfahrungen zu wiederholen und zu rectificiren. Ich war ein anderer Mensch geworden und also mußten mir die Gegenstände auch anders erscheinen."

Wenn man soeben Goethe's Berichte aus der Schweiz gelesen hat, wie weit auch diese von seiner italienischen Reise abstehen, so ist es schwer, aufmerksam zu sein auf einen andern deutschen Dichter, für den wir denn doch vielleicht einst geschwärmt haben, als wir den ersten Flaum am Kinn fühlten. Ich meine Friedrich Matthisson. Seine Briefe an Bonstetten, soweit sie die Schweiz betreffen, sind nicht flüchtige Notizen eines hastigen Reisenden, sondern in einem längern Aufenthalt in der Schweiz entstanden. Man erkennt in ihnen den classisch gebildeten Mann, dem der zarte Ton trefflich gelingt, und der auch zart bleibt, wo er kräftig sein sollte, der nur ein einziges Mal in Gefahr ist, den feinen Salonton zu verlassen, aber auch dieser Gefahr noch zu entgehen weiß. Wo er nämlich den Verkehr des genfer Künstlers Huber mit Voltaire sehr hübsch schildert, schließt er: „An dem Profile dieses Dichters hatte er sich so lange und vollständig geübt, daß er zuletzt im Stande war, dasselbe nicht nur mit auf den Rücken gehaltenen Händen auszuschneiden, sondern sogar eine Scheibe Brot unter den Zähnen eines Jagdhundes so geschickt zu dirigiren, daß dieser Voltaire's Silhouette nagen mußte. Die originelle Art, wie er den nämlichen Contour auf dem Schnee hervorbrachte, ist bekannt genug, oder kann doch wenigstens sehr leicht errathen werden." Wo Matthisson erhaben sein will, verfällt er

bisweilen in eine Manier, wie man sie deutlich aus seinem Gedicht „Der Genfersee" erkennt; es ist das die Manier der Ueberschwänglichkeit, und ich weiß nicht, ob das lange Gedicht auch nur in Nösselt's „Lehrbuch der deutschen Literatur für höhere Töchterschulen" am Platze ist.

Um nicht ungalant zu sein, erwähne ich auch das Tagebuch einer Reise durch die Schweiz (1784) von einer einst bekannten deutschen Schriftstellerin, Sophie von Laroche. Dieses Tagebuch, von der Reisenden in Briefen an ihre Töchter geschrieben, ist, wie sich erwarten läßt, sehr ausführlich und sehr sauber und tugendhaft gehalten. Es lohnt sich, dasselbe zu durchblättern, weil darin viele berühmte Persönlichkeiten erwähnt sind, mit denen die Dame in der Schweiz zusammenkam: Lavater, Sal. Geßner, de Saussure u. a.

In der früher sehr beliebten Briefform haben auch andere Deutsche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts über die Schweiz geschrieben. Hirschfeld's Briefe, die Schweiz betreffend (1776), sind unbefangen und mit Geschmack gearbeitet. Mehr Aufsehen erregten die zu drei Bänden angewachsenen Briefe über die Schweiz von Meiners (1784—1790). Meiners war göttinger Hofrath und ordentlicher Professor der Weltweisheit. Diese doppelte Würde erlaubte ihm nicht, als er wegen einiger Partien seiner Briefe aus der Schweiz zur Rechenschaft gezogen wurde, es zuzugeben, daß er sich könne geirrt haben, aber es ist doch bei ihm Wahres und Falsches gemischt. Anstößig war besonders sein Urtheil über die Appenzeller,

die denn auch von einigen Deutschen, besonders von dem sehr competenten Ebel kräftig in Schutz genommen wurden.

Von Schweizern erschien um diese Zeit des federfertigen Leonhard Meister kleine Reise durch einige Schweizercantone (1782), hauptsächlich über Zürich handelnd, nicht von großer Bedeutung. Mehr Werth haben in Betreff der italienischen Schweiz die Beiträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes von Rudolf Schinz (1785). Zu nennen ist auch Sinner's „Voyage historique et littéraire de la Suisse“ (1781) und des „Géographe ordinaire du roi“ Robert „Voyage dans les XIII cantons Suisses etc.“ in 2 Bänden (1789). Weit bedeutender ist der Engländer William Coxe. Er veröffentlichte die Resultate von vier Schweizreisen aus den Jahren 1776, 1779, 1785, 1786 in Briefform in seinen „Travels in Switzerland and in the country of the Grisons.“ Diese Reisen in drei Bänden erlebten in England mehrere Auflagen, wurden zweimal ins Französische übersetzt, auch einmal (1781) ins Deutsche. Irre ich nicht, so hat ganz besonders dieses Werk die reiselustigen Britten wie ein Kompaß in die Schweiz gewiesen. Coxe ist zuverlässig und seine Darstellung einfach und edel. Die Reisen gingen noch wenig auf die Höhen; er blieb länger in den Städten und es lag ihm vornehmlich daran, die politischen, kirchlichen und socialen Zustände der Schweiz genau kennen zu lernen. Wie ein Wanderer an schönen Punkten verweilt und der eilenden Zeit nicht achtet,

so sind es für Coxe bedeutende Persönlichkeiten, die ihn fesseln und zu ausführlichen Schilderungen veranlassen. So der berühmte Albrecht von Haller und mehr noch Rousseau, dessen Spuren er in Motiers und auf der Petersinsel fand. Sehr schön schildert er Rousseau's Aufenthalt in Motiers (1762—1765), von welchem Ort Berlepsch nur das Extrait d'absynthe hervorhebt, während die sonstigen Reisehandbücher Rousseau's eingedenk sind. Coxe's Interesse für die Schweiz steigerte sich mit jeder neuen Reise, aber er bleibt echter Engländer und sagt an einer Stelle: „Es ist ganz unmöglich für einen Engländer, die Regierungen anderer Länder zu betrachten, ohne ein wärmerer Bewunderer seiner eigenen zu werden."

Es liegt nicht in meinem Plan, wie es mir dazu auch an Fähigkeit gebricht, die Reisen zu würdigen, welche für naturwissenschaftliche Zwecke unternommen wurden, aber einen Mann aus dieser Zeit darf ich nicht unerwähnt lassen, der nicht blos Naturforscher war. Es ist bekannt, wie epochemachend für die Erkenntniß der großartigsten Regionen der schweizerischen Gebirgswelt der genfer Naturforscher de Saussure (1740—1799) wurde; aber nicht blos die Geologie und die verwandten Wissenschaften haben in ihm einen Heros, sondern der Name Historien des Alpes ist ihm mit vollem Recht gegeben worden und bezeichnet die Vielseitigkeit, mit welcher er seine Aufgaben erfaßte. Er vergißt über die Steine und die Gletscher die Menschen nicht, welche auf den Bergen und in den Thälern sich bewegen,

und obgleich seine Schreibart einfach und concis ist, erkennt man doch einen poetischen Geist. — Seine Besteigung des Montblanc (1787) ist, wenn auch der Doctor Paccard von Chamouny schon im Jahre vorher hinaufgekommen war, doch die wissenschaftliche Entdeckung dieses Bergriesen. Einige Führer, besonders Jacques Balmat, der auch den Beinamen Montblanc erhielt, hatten die praktischen Vorstudien gemacht, und den bequemsten, weil möglichen, wenn auch durchaus nicht bequemen Weg ermittelt. Wenn man liest, wie sich der Wetteifer steigerte und an einen Versuch sich sogleich ein anderer reihte, so kann man ermessen, mit welchem Gefühl Paccard als höchster Europäer oben stand. Im folgenden Jahre am 1. August unternahm und vollführte de Saussure mit 18 Führern und seinem Diener die berühmte Besteigung des Montblanc. Seine anziehende Skizze: „Chamouni, ses habitans, son climat", macht den Eindruck eines gemüthlichen Ruhetages nach den größten Anstrengungen auf den Gletschern und auf den Höhen, wo nicht der alte ewige Schnee, sondern der junge frische Schnee so gefährlich ist. Aus den vier Bänden seiner Alpenreisen ist für solche Leser, denen der geologische Hauptinhalt zu schwer ist, ein interessanter Auszug veranstaltet unter dem Titel: „Voyages dans les Alpes. Partie pittoresque des ouvrages de H. B. de Saussure." (2e edit., Paris, 1852).

Neben Saussure muß der Genfer Bourrit erwähnt werden, dessen Bild auch auf der genfer Bibliothek neben dem Portrait Saussure's hängt. Man wird versucht, Bourrit für

einen Charlatan zu halten, wenn man liest, wie er seinem Namen hinzufügt: „Pensionnaire de Sa Majesté I. et R., Historiographe des Alpes, et Chantre de la Cathédrale de Genève.“ Allein seine Verbindung mit den bedeutendsten Männern jener Zeit und seine Schriften zeigen, daß er kein Charlatan war. Sein hochtönender Titel Historiographe des Alpes rührt von Friedrich dem Großen her. Als der Prinz Heinrich von Preußen in die Schweiz reisen wollte, schrieb ihm der große König: „Vous n'omettrez pas, à Genève l'historien des Alpes, Bourrit.“ Goethe nennt ihn 1779 einen „passionirten Kletterer“, und damit ist Bourrit am besten bezeichnet; als solcher war er in seiner Zeit eine Berühmtheit. Er durfte stolz darauf sein, daß Kaiser Joseph II. (Sa Majesté Impériale et Royale) die schmale dunkle Treppe in dem kleinen Häuschen hinaufstieg, um den armen Domsänger aufzusuchen, während der Philosoph von Ferney den Kaiser vergeblich erwartete. Da es ihm nicht an naturwissenschaftlichen Kenntnissen fehlte und er geübt war, Bergumrisse ꝛc. zu zeichnen, so hat er Bedeutendes geleistet. Eine seiner Hauptschriften ist: „Itinéraire de Genève, des glaciers de Chamouni, du Valais et du canton de Vaud“ (3. Ausg. 1808). Vor ihm waren zwar einige Engländer (Pococke und Wyndham, 1740) nach Chamouny gekommen und ihnen gebührt die Entdeckung, aber zum Bekanntwerden dieser wildschönen Gegend wirkten besonders Bourrit und andere Genfer, wie de Luc und de Saussure. Bourrit machte Tableaux und regte auch die

Verbesserung der Wege nach Chamouny an. Als es galt, die Spitze des Montblanc zu erreichen, gehörte Bourrit zu denen, welche diesen „Monarchen" umkreisten und in wiederholten Expeditionen immer weiter vordrangen. Saussure gibt ihm das Zeugniß, daß er der Eifrigste von allen gewesen sei. Als nun Paccard und darauf de Saussure die Besteigung ausgeführt hatten, kam Bourrit 1788 in großer Gesellschaft hinauf. Einem Engländer aus dieser Gesellschaft waren beide Füße erfroren, einem Führer beide Hände, ein anderer Führer war drei Wochen lang blind. Hr. Wodley mußte 13 Tage lang seine erfrorenen Füße in Eis und Salz halten. Bourrit's Beschreibungen der von ihm so unermüdlich durchwanderten hohen Regionen wurden auch in deutscher Sprache verbreitet. Wir haben von ihm eine Beschreibung der penninischen und rhätischen Alpen (Zürich 1782. Mit Kupfern von Hegi) und eine Beschreibung der savoyischen Eisgebirge (1786).

Gegen den wachsenden Enthusiasmus für das Hochgebirge trat in Opposition ein Mann, der sich in der französischen Literatur einen großen Namen erworben hat. Es ist Chateaubriand. Sein Voyage au Mont-Blanc (1805) ist kurz, denn er kam nur bis Montanvert und da hatte er an Enttäuschung genug. Er erklärt, daß er nicht Naturforscher sei wie de Saussure, sondern Dichter und seinem Ideal des Schönen entsprach gar nicht, was er dort fand. Das Mer de glace hat diesen Namen mit Unrecht, es ist nicht anders als ein Fluß, der ein Thal durchströmt

und in einem strengen Winter bis auf sein Bett zu Eis wird, während die hohen Berge, welche das Thal einschließen, mit Schnee und Eis bedeckt sind. Diesem einfarbigen und einförmigen Bilde fehlt der Horizont, ohne den es für den Dichter keine schöne Landschaft giebt. Wer in Chamouny das prächtige Schauspiel eines Sonnenunterganges erwartet, wie man es in Lausanne haben kann, wenn die letzten Strahlen der Sonne die savoyischen Alpen vergolden, der fühlt sich getäuscht; er sieht, wie vom Boden eines Trichters, über sich ein kleines Stück blauen Himmels ohne andern Farbenton; die Sonne kann ja kaum zur Mittagszeit einen Blick über die Eisbarriere in das Thal werfen. Neuerdings hat Eugène Rambert in seiner schönen Abhandlung „Les plaisirs des grimpeurs", mit welcher er sein Werk „Les Alpes Suisses" (1866) einleitet, das Urtheil Chateaubriand's über die Hochgebirgslandschaft, die er aber nicht kenne, weil er nur ihren Saum berührt habe, einer kurzen Kritik unterworfen und bei dieser Gelegenheit auch von einem Engländer erzählt, der vom Balkon seines Hôtels in Chamouny einen Sonnenuntergang beobachtete und äußerte: „Das ist sehr schön; nur Schade, daß der Montblanc die Aussicht verdeckt!" Aehnlich ist die Geschichte vom Berliner, der zu seinem Reisegefährten sagte, als sie in ein berühmtes von steilen Felswänden eingeschlossenes Thal getreten waren: „Aber hier sieht man ja gar keene Jegend nicht!" Aehnlich Chateaubriand, nur daß er genau analysirt, was ihm im Gebirge fehlt; er kann dort die Perspective nicht finden,

aber er gesteht den hohen Bergen zu, daß, wenn sie in der Ferne bleiben, die Schönheit der Landschaft durch sie erhöht wird. Er glaubt nicht wie Rousseau, daß der Mensch auf dem Gipfel eines hohen Berges umgewandelt werde, indem das Erhabene ihn ergreife, so daß er die irdischen Sorgen und die niedrigen Leidenschaften abschüttele; ein Einsiedler und Heiliger, der über die Größe Gottes in der Stille Betrachtungen anstellen wolle, fände auf den öden Felsen Friede und Freude, aber da sei es nicht die Ruhe der Berggegend, welche in die Seele dieser Einsiedler einziehe, sondern im Gegentheil sei es ihre Seele, welche Ruhe und Heiterkeit in die Gegend der Stürme und Ungewitter bringe. Das Alterthum habe anders als Rousseau über die Berge gedacht und Chateaubriand bekennt sich classisch gesinnt; als Classiker zieht er auch die Berge Griechenlands und Judäas allen Schweizerbergen vor; zum Berge Tabor und zum Taygetes möchte er wandern.

Büsching's Geographie (1764) rief wissenschaftliche Bearbeitungen der Geographie der Schweiz von Konrad Fäsi (1765—68) und Konrad Füßli (1770) hervor. Es folgte eines Norddeutschen, Norrmann's, sehr genaue geographisch-statistische Darstellung des Schweizerlandes in vier Bänden (1795—98). So wie die erstern beiden Werke von Zürich ausgingen, so auch Heinrich Heidegger's berühmtes „Handbuch für Reisende in der Schweiz", das zuerst 1789 erschien und viele Auflagen oder vielmehr Umarbeitungen durch fähige Hände erlebte (Glutz-Blotzheim und Schoch), welche

aus diesem Handbuch und Ebel's Anleitung, die Schweiz zu bereisen, ein sehr brauchbares Reisehandbuch componirten. In der achten Auflage von Gottfried von Escher (1843) ist es fast ein neues Werk geworden. In Lausanne erschien 1786 in zwei Bänden Blesson's „Manuel pour les savans et les curieux qui voyagent en Suisse.“

An der Schwelle des 19. Jahrhunderts, also um dieselbe Zeit, in welcher die neuere Geschichte der Schweiz beginnt, bereitet sich eine neue Phase des Schweizerreisens vor, die aber noch in ihrer Entwickelung gehemmt war, bis nach den Stürmen des großen Kriegs die Sonne des Friedens über Europa aufging. Land und Leute der Schweiz werden ein Studium; das Reisen wird in verstärktem Maße ein Bildungsmittel, der Mensch und die Natur stehen als Objecte der Betrachtung nebeneinander. Konrad Geßner's „Bewunderung der Berge“ wird jetzt allgemeiner, man sucht die heimeligen Thäler auf, in denen kräftige genügsame Menschen ein einfaches Leben führen; die Schweiz ist nicht mehr nur ein interessanter Paß auf dem Wege nach Italien, sondern wird für sich ein gesuchtes Reiseziel. Das Hauptverdienst, in diese Richtung geführt zu haben, gebührt einem Pfarrer in der französischen Schweiz und einem deutschen Arzte. Der erstere fand auf den lichten Bergeshöhen und in den wonnigen Alpenthälern den Lebensbalsam, der es ihm ermöglichte, noch im Alter die Wanderlust zu genießen. Es ist der Pfarrer Philipp Bridel, der 1845 im achtundacht=

zigsten Jahre als Dekan in Montreux starb und sich den Namen des Patriarchen von Montreux erworben hatte. Bridel war ein vielseitig begabter und gebildeter Mann und zu seiner Zeit als Dichter und Historiker nicht ohne Bedeutung. Seinen Poesien kann ich zwar keinen Geschmack abgewinnen; es mag aber meine Einseitigkeit sein, daß ich deutsche und englische Poesie weit höher stelle als die französische, trotz der Klangfülle der letztern. Seine Geschichtschreibung ist patriotisch und populär, aber einen Rang unter den schweizerischen Historikern hat er sich nicht erworben. Charakteristisch ist die Offenheit, mit welcher er selbst sich ausspricht über die Gefahr, in welcher der Historiker Bridel durch den Dichter Bridel komme: „Als ich jünger war, hatte ich zwei Musen: die eine war die Muse der Poesie und die andere die der Geschichte; beide flüsterten mir zu gleicher Zeit ins Ohr, so daß ich im Schreiben nie genau unterscheiden konnte, was mir von der einen oder andern Seite kam. Darum mag ich nicht wegen der Autorität meiner Erzählungen gedrängt werden.“ Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß die dichterische Phantasie auch in seinen Schilderungen von Land und Leuten nicht unthätig gewesen sei, daß wir in diesen Schilderungen nicht immer Photogramme haben. Der warme poetische Mann machte Gebrauch vom Rechte des Künstlers, etwa wie der Landschaftsmaler den Vordergrund sich gestaltet oder hier oder da den Farbenton erhöht, ohne daß die Wahrheit des Gesammtbildes verloren geht. Von absichtlicher Entstellung der Wahrheit ist Bridel

ohne Zweifel frei, wo er Thatsächliches zu berichten hat, und ich möchte dies auch in einem Falle annehmen, der ihm von Graubünden aus einen Vorwurf zugezogen hat. Er erwähnt als eine uralte Sitte im Engadin, daß, wenn der eines Verbrechens Angeklagte gerechtfertigt aus dem Gefängniß hervorgehe, ihm von einer Jungfrau feierlich eine Rose dargereicht werde und diese Rose habe man die Unschuldsrose genannt. Die Engadiner wissen jetzt nicht, daß jemals diese Sitte existirt habe, aber vielleicht ist sie doch irgendwo local gewesen.

Für Bridel's Art auf Reisen zu beobachten und zu urtheilen ist sehr bezeichnend, was er selbst über sein Streben objectiv zu sein bemerkt hat: „Wenn ich unsere Länder durchstreife oder wenn ich sie beschreibe, bin ich weder Züricher, noch Berner, noch Waadtländer, sondern Schweizer; ich bin dann weder Katholik, noch Reformirter, sondern Christ; ich bin weder Demokrat, noch Aristokrat, noch Ochlokrat, sondern Patriot im alten Sinne des Worts. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß, weil eine Sache sich in meinem Canton nicht macht, sie sich nicht eigne für einen andern. Wenn es sich um Constitutionen handelt wie um Maschinen, so ziehe ich allen andern die vor, welche geht &c." Mit Recht konnte Bridel es betonen, daß er Schweizer sei; er hat sich als solcher bewährt in einer Zeit, wo der Patriotismus nicht so ungefährlich war als die schwungvollen, vaterlandspreisenden Reden bei den gegenwärtigen großen Schützen- und Sängerfesten. Mehr als zehn lange weinwarme Schützenreden

wiegen zwei Zeilen, in denen Bridel erzählt, er sei einmal im Gebirge einem alten Manne begegnet und habe ihn gefragt, ob er Schweizer sei? Der Alte antwortete: „Oui, par la grâce de Dieu.“ Die Schweiz könnte Bridel ein Denkmal setzen, denn er vornehmlich hat die entfremdete romanische Schweiz wieder schweizerisch gemacht, indem er unermüdlich in verschiedenen Formen darauf hinwies, daß nicht von Frankreich das Heil komme, und durch seine Mittheilungen aus der Geschichte der alten Schweiz seine Landsleute national zu stimmen wußte.

Bridel ist oft recht ausführlich, aber oft sehr kurz, wo in einigen Worten alles gesagt werden kann. Er wußte sehr wohl, obgleich er Theolog war, daß knappe plastische Form und einfache Hinstellung des Concreten mehr wirke als langes Raisonnement. Als er einst die Wasserfälle anstaunte, welche sich zum Geltenbach vereinen, kam ein alter Bauer aus der benachbarten Hütte und gab seine Verwunderung zu erkennen, wie Bridel dahin komme, wo sonst nie ein Fremder sich zeige. „Einige seltene Pflanzen zu suchen und die Schönheit der Landschaft zu bewundern.“ „Findet Ihr dies schön?“ „Ja, vor allem diesen Strom des Geltenbachs, der bei Eurem Hause einen so reichen Wasserfall macht.“ „Ich finde ihn häßlich.“ „Warum denn?“ „Weil mein jüngster Sohn sich darin vor zwei Jahren ertränkt hat.“ Ich reichte dem alten Manne die Bruderhand, sagt Bridel, er blickte zum Himmel —, was konnten wir uns weiter sagen?

Bridel's Naturschilderungen sind Bilder, in denen der zarte Ton vorherrscht; nicht selten wird er sentimental und man hat ihm daraus einen Vorwurf gemacht; aber wer darf sich in solcher Zauberwelt nicht auch einmal vom warmen Gefühl übermannen lassen und weich werden? Am besten gelingt es Bridel, ein idyllische Landschaft zu malen und den Eindruck wiederzugeben, den ein nur den Hirten bekanntes schimmerndes Seeli in der Bergeinsamkeit auf den sinnigen Wanderer macht. Aber es fehlen bei ihm auch die pittoresken Scenerien nicht, wo Berge auf Berge sich thürmen und die gewaltigen urweltlichen Felsmassen in grotesken Formen aneinandergereiht sind, wo die Sonne sich reflectirt in dem reichen Azur der Gletscher, wo der Wanderer in der Höhle unter sich die Marmotte pfeifen hört, während der Geier hoch über ihm die Felsenspitze umkreist.

So wie bei Bridel die Reiselust zunahm, erweiterte sich auch der Kreis seiner Beobachtung. Zum Historiker und Politiker gesellte sich der Naturforscher und volkswirthschaftliche Betrachtungen blieben ihm nicht fremd. Als Waadtländer interessirte ihn besonders der Weinbau und sehr lesenswerth ist, was er zur Beantwortung der Frage bringt, warum die Viehzucht in der Regel reicher mache als der Weinbau. Als Pfarrer im Hochlande seines Cantons, in Château d'Oex, wo er neun Jahre wirkte, wurde er mit der Alpenwirthschaft genauer bekannt und er schildert Freud und Leid im Leben der Aelpler in anziehender Weise.

Bridel veröffentlichte seine Reiseberichte in dem von ihm

herausgegebenen „Conservateur Suisse.“ Unter dem Titel „Kleine Fußreisen durch die Schweiz. Aus dem Französischen der Herren Gebrüder Bridel“ sind 1797 und 1798 die frühern Reisen in deutscher Bearbeitung erschienen und außerdem wurde Bridel in einer oft über die Grenzen des Erlaubten gehenden Weise ausgeschrieben.

Der eigentliche Entdecker der Schweiz mit ihren großen Reisezielen für die neuere deutsche Generation ist ein deutscher Arzt und Naturforscher J. Gottfried Ebel aus Züllichau in der Neumark (1764—1830). Er kam zuerst in die Schweiz im Jahre 1790. In einer seiner spätern Schriften hat er sich darüber ausgesprochen, wie schon früh, bevor er noch an eine solche Reise denken konnte, die Sehnsucht nach dem Alpenlande in ihm mächtig geworden war. „Alles, was ich von jeher über die Natur der Gebirgsschweiz und die freien Hirtenvölker, welche sie bewohnen, las und hörte, zog mich mit dem lebendigsten Interesse an. Je weniger ich in der Natur, die mich umgab, und in der bürgerlichen Gesellschaft, in der ich lebte, etwas kannte, welches mir nur die fernste Aehnlichkeit von dem gezeigt hätte, was ich in den Beschreibungen dieses außerordentlichen Landes fand, und jemehr das, was ich darin las, außer dem Kreise meiner Gewohnheitsideen und Vorstellungen lag, desto wunderbarer erschien mir alles. Meine Einbildungskraft war daher voll von sonderbaren Bildern und verwirrten Begriffen sowol über die Natur als über die freien Völker der Schweiz, und der Wunsch, dieses Land selbst zu besuchen und durch

eigene Anschauung kennen zu lernen, lag tief in meiner Seele.“ Ebel drückt hier in schlichten Worten aus, wie die Schweiz uns Nordländern zum Lande der Sehnsucht wird. Können wir dann die Sehnsucht befriedigen, so finden wir vieles anders, als wir es uns gedacht haben, fühlen uns in manchen Dingen enttäuscht; wir finden nicht blos poetisches Alpenglühen, sondern auch grauen prosaischen Nebel, nicht idyllische Sennhütten mit hübschen Sennerinnen, sondern Käsereien mit bukolischem Schmuz; aber am Ende, wenn wir viel gewandert sind und die erste oberflächliche Beschauung der Erkenntniß gewichen ist, finden wir das Ganze weit schöner, als wir es uns gedacht hatten. Es ist mit einem solchen Lande wie mit bedeutenden Menschen und einer Beethovenschen Symphonie: mit dem Verständniß nimmt die Bewunderung zu.

Als Ebel zum ersten Mal am Bodensee das Schweizerland betreten hatte, da winkten ihm die Appenzellerberge und er eilte zu ihnen, um den Zauber der Alpenwelt zu kosten. Er hatte das volle Feuer jugendlicher Begeisterung und die ersten Eindrücke, welche er in dem originellen Innerrhoden empfing, sind wol der Grund, weshalb er später mit besonderer Vorliebe Appenzell zum Gegenstand seiner umfassenden Schilderungen machte. In Zürich wurde Ebel sehr zuvorkommend aufgenommen und bald mit den bedeutendern Männern der Stadt bekannt. Er weilte hier zwei Jahre, von denen dann ein großer Theil des Sommers zum Wandern benutzt wurde. Als erste große Frucht seiner Wander-

studien erschien 1793 die „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen", das epochemachende Buch, welches sich in drei Auflagen zu vier Bänden (1809) erweiterte, mehrfach ins Französische übersetzt und die Basis eines neuen Literaturzweiges wurde. Nachdem es in Verschmelzung mit Heidegger's Handbuch zu einem kürzern handlichen Reisehandbuch umgestaltet war, ging daraus auch G. von Escher's „Neuestes Handbuch für Reisende in der Schweiz" (1851) hervor. Als nämlich eine neunte Auflage von Ebel's Anleitung nöthig wurde, entschloß sich der umsichtige Bearbeiter der siebenten und achten Auflage, die lexikalische Form Ebel's zu veranlassen und die von Murray („A Handbook for travellers in Switzerland and the Alps of Savoy and Piedmont", zuerst 1838) gewählte Form nach Reiserouten vorzuziehen. Aber sowol G. von Escher als Murray haben die Grundlegung Ebel's dankbar anerkannt. „In Ebel vereinigte sich der Naturforscher, der Arzt, der Politiker, der prüfende Statistiker, der Geschichtskenner, der philosophische Menschenbeobachter mit dem gefühlvollen, begeisterten Freunde der Naturschönheit. Darum eben waren seine Beobachtungen so tief und umfassend, ihre Resultate so wichtig; darum wußte er aus allem zu lernen und überall Beziehungen zu erkennen, die nur vor vielseitiger Bildung und überlegenem Talente sich enthüllen. Was daher auch immer im einzelnen von andern nachgetragen oder berichtigt worden ist, so hat ihn noch keiner in geistreicher und vielseitiger Auffassung und Behandlung

des reichen Stoffs erreicht." So äußert sich sehr richtig Ebel's Biograph, der züricherische Historiker Heinrich Escher. Er hebt auch hervor, wie bei Ebel dem anziehenden Inhalt die Form völlig entspreche. Wir finden bei ihm nicht die falschen Bilder, nicht das Phrasengeklingel und den verzückten Bombast, wodurch eine moderne „Rothhaut" alles überboten hat, was bisher dagewesen ist; Ebel's Darstellung zeichnet sich durch Geschmack und Maßhalten aus.

Ebel war längere Zeit wieder abwesend von der Schweiz, aber sie blieb ihm ein starker Magnet, der ihn wieder erfaßte, um ihn nicht loszulassen. Die letzten 23 Jahre seines Lebens hatte er seinen festen Wohnsitz in Zürich und als ihm die Politik verleidet war, verfolgte er um so energischer den Weg, auf dem er schon großen Ruhm sich erworben hatte. An die genannte „Anleitung" schloß sich schon 1798 bis 1802 seine „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz." Der Plan war, alle Cantone der Schweiz in Monographien zu beschreiben, doch sind in den zwei Bänden dieses Werks nur einige Länder (Appenzell, Glarus, Toggenburg ꝛc.) mit Meisterschaft geschildert. Daß der Plan nicht weiter durchgeführt wurde, ist zu bedauern, aber sehr hoch ist auch anzuschlagen, daß Ebel fortan anregend und helfend wirkte, wo nur ein Talent sich zeigte, die von ihm eingeschlagene Richtung zu verfolgen. Die Kartographie wie die Anfertigung von Panoramen wurde von ihm wesentlich gefördert. Heinrich Keller's berühmt gewordene Karte der Schweiz entstand unter seiner Beihülfe, und von Ebel wurde dieser

Künstler angespornt, Rundaussichten von den vortheilhaftesten Punkten aufzunehmen. So entstand nicht nur das Panorama vom Rigi, sondern auch das von Weißenstein, welches die ganze Alpenkette von der Westseite zeigt, wozu das Panorama vom mailänder Dom das Gegenstück bildet, indem es die Alpenkette von der Südseite darstellt. Auch an anderen Werken der Art hat sich Ebel betheiligt.

Ebel's thatkräftiges Streben für die genauere Kenntniß, man kann wol sagen Entdeckung der Schweiz, ließe sich vielleicht am besten am Rigi veranschaulichen. Auf diesem zwar schon berühmten, namentlich von dem Luzerner J. L. Cysat 1661 zugleich mit dem Vierwaldstättersee beschriebenen Berge sah es im Anfange dieses Jahrhunderts anders aus als jetzt. Rigi-Kaltbad stand schon lange bei den Landleuten der Gegend als Bad in Ruf, die Einrichtung war aber sehr einfach. G. Sulzer, der 1742 seine obengenannte Reise machte, erzählt: „Das kalte Bad auf der Rigi ist ein von drei Felswänden und einer Einsiedlerhütte eingeschlossener viereckiger Platz, in welchem ein hölzerner Badkasten steht, der von einem zwischen zwei Felsen hervorfließenden Wasser allezeit angefüllt bleibt. Ein eiserner Löffel hängt an einer Kette, mit welchem man Wasser schöpfen kann. Dieses Wasser ist sehr kalt, rein und ohne mineralischen Zusatz. Es soll aber nach dem Vorgeben der Leute eine vortreffliche Kraft haben in Heilung der Rücken-, Haupt- und Mutterwehen, wie auch in allerhand Fiebern. Die Leute, welche sich dieses Bades bedienen, sitzen mit den Kleidern darin."

Ebel fand dort schon ein Wirthshaus, das aber sehr einfach gewesen sein mag, denn er sagt: „In dem Wirthshause läßt's sich allenfalls die Nacht zubringen." Und jetzt steht dort eins der schönsten Hotels, welches die Schweiz aufzuweisen hat, in welchem der Champagner dem Wasser Concurrenz macht und wo es sich für 20—30 Frs. täglich recht idyllisch leben läßt. In Rigi-Klösterli existirten schon länger sogar mehrere Wirthshäuser, denn es war dort bereits 1689 die Kapelle der heiligen Maria zum Schnee gestiftet worden und zahlreiche Wallfahrer mußten ein Unterkommen finden. Rigi-Kulm wurde zwar erstiegen, war aber unbewohnt. Ein alter Freund erzählte mir, wie er mit seiner Gesellschaft hinaufgekommen. Ein Führer mußte mit einer Kienfackel voranschreiten, als sie eine Stunde nach Mitternacht vom Klösterli sich aufmachten. Vor Tagesanbruch kamen sie auf dem Kulm an und die erste Sorge war, den mitgebrachten Holzvorrath zu einem Feuer zu verwenden, denn das Morgengrauen war kalt. Kein stationirter Alphornbläser hatte Schläfer zu stören, sondern der Führer ließ einen kräftigen Jodel erschallen, um die Sonne zu wecken; aber in Andacht gebannt, schauten die Genossen nach Osten, als die goldstrahlende Königin des Tages erschien. Erst 1815 wurde auf dem Rigi-Kulm eine Hütte gebaut, 1816 ein kleines Wirthshaus. Hierfür und hierbei entwickelte Ebel seine volle Thätigkeit. Er wußte freiwillige Beiträge anzuregen, um die zur Erbauung des Wirthshauses mit 12 Betten nöthigen Geldmittel aufzubringen; er fand in Rigi-Klösterli

einen Wirth, der geneigt und geeignet war, das anfangs gar nicht lucrativ aussehende Geschäft in die Hand zu nehmen. Ebel erkannte die Zukunft von Rigi-Kulm und hat der Familie Bürgi eine glänzende Zukunft bereitet. Sie sollte dem deutschen Manne, nachdem jetzt ein halbes Jahrhundert seit der Erbauung des ersten Wirthshauses vergangen ist, dort auf der Höhe ein Denkmal errichten, das den vielen Tausenden der Wanderer, die vielleicht Ebel's Namen nie gehört haben, verkünde, daß er es war, der einst sagte: Hier ist gut sein, hier laßt uns eine Hütte bauen!

Als die neue Epoche der Rigifahrten begann, kam auch der Winterthurer Ulrich Hegner wieder auf diese Höhe, die er schon vor vierzig Jahren im ersten Jünglingsalter und 10 Jahre später erstiegen hatte und er beschrieb die Fahrt unter dem Titel „Berg-, Land- und Seereise" (1817). Der hochtönende Titel für einen Ausflug von fünf Tagen mag manierirt erscheinen und man könnte glauben, es lohne sich nicht zu lesen, was vor 50 Jahren über einen weltbekannten Gegenstand geschrieben ist, aber so langweilig es sein kann, sich von einem gewöhnlichen Reisenden erzählen zu lassen, wie er auf den Rigi gekommen sei und was er dort geschaut und erlebt habe, fühlt man bald, wenn man Hegners kleine Reiseskizze ansieht, daß man es mit einem bedeutenden Manne zu thun hat. Hegner war ein wissenschaftlich und künstlerisch gebildeter Mann, welcher die deutsche Prosa so zu behandeln verstand, daß man die Schule der classischen deutschen Heroen seit Lessing erkennt. Als Reisender ist er schon einigermaßen

charakterisirt durch den häufigen Gebrauch des Ausdrucks „Land und Leute“, den die neueste Zeit so wenig erst erfunden hat als den Begriff der damit bezeichneten Beobachtung. Seit Hegner als Jüngling den Rigi bestiegen hatte, waren schwere Zeiten über die Welt gezogen und auch die Schweiz war von der Kriegsfurie nicht verschont geblieben. Unwillkührlich stellte sich ihm die Frage, wie diese die europäische Menschheit umgestaltenden Zeiten auf die Bergbewohner am Rigi eingewirkt hätten und er giebt darauf die Antwort: „Ich bemerkte seit den 30 Jahren, da ich nicht in dieser Gegend gewesen, weniger Veränderungen in Sprache, Sitten und Kleidung, als ich nach den gewaltigen kriegerischen und politischen Ereignissen, die sich während dieser Zeit zugetragen, und von dem Besuche so vieler Fremden erwartet hatte. Das ist aber der Vortheil einer lange erhaltenen, dem Geiste des Volkes angemessenen und von ihm eifrig bewachten Verfassung, daß eine nationale Eigenheit Wurzel fassen kann, der vorüberstreichende Winde, selbst Stürme und Ungewitter, nicht so leicht etwas anhaben; wohingegen unter immerwährenden Neuerungen und Ländertäuschen die Volksthümlichkeit zu einem Wechselbalg und die Menge zum gehaltlosen Pöbel wird, dessen Unbeständigkeit dem Herrscher selbst zuerst zur Last wird.“ Seinen feinen Natursinn zeigt Hegner unter Anderem in den Bemerkungen, zu denen ihn das Anschauen des bekannten Riginebels veranlaßt. „Endlich kamen wir aus der bisher umschlossenen Gegend oben auf den Rand des Staffels, wo sich auf einmal eine Welt nach Norden

öffnet, und da vergaßen wir auch auf einmal Hitze und Müdigkeit, ja das ganze Leben, das hinter uns war. Ueber und um uns leuchtete die Sonne aus wolkenlosem Himmel und unter uns erblickten wir — nicht die Allsicht des Landes, sondern ein unabsehbares weißes Nebelmeer, das still auf dem Gelände lag und bis an die halbe Höhe des Berges reichte. Aus diesem Meere ragten die Felsen des nahen Pilatus wie eine Seeküste hervor; und alles war so ruhig wie wenn ein zweiter Himmel unter uns wäre. Aussichten von der Höhe in die Tiefe des Landes hatten wir schon oft gesehen, aber noch nie so ein Wolkenmeer unter uns. So muß Noah von dem Berge herab, wo seine Arche ruhte, die Erde geschaut haben, als noch das Gewässer auf der Tiefe lag. — Und unter dieser stillen Decke, sagten wir einander und hatten Mühe es zu begreifen, waltet jetzt das regsame menschliche Leben in Leid und Freude; da unten sind unsere Brüder und mühen sich wie die Ameisen, graben wie die Maulwürfe und suchen mit unstätem Auge die Sonne des Friedens; die hier oben uns umgiebt. Auch wir werden wieder in das Mühsal hinunter kommen und oft zagende Blicke in die Höhe werfen; laßt uns dann nicht vergessen, was wir hier anschaulich fühlten, daß, im geistigen so wie im physischen Leben, der düstre Schleier, welcher uns drückt, nur aus leichtem Nebel gewebt ist, über den in geringer Höhe das goldene Licht eines herrlichen Tages waltet."

Hegner hatte schon 1804 eine Reise durch das berner Oberland gemacht, er veröffentlichte aber seinen Reisebericht

in Briefform erst später. Im hohen Grade erscheint der Reisende hier als Mann des gebildeten Geschmacks, wozu ganz besonders das Maßhalten in der Schilderung der Natur gehört. Als Prüfungsthema in dieser Rücksicht könnte man jedem Reisenden die Beschreibung eines großen Wasserfalls aufgeben und es würden da die größten Verschiedenheiten zu Tage kommen. Wie Hegner diese Prüfung besteht, zeigt seine Schilderung des Reichenbachs und noch mehr des Staubbachs, den er in Schutz nimmt, wenn er sagt: „Ich will mit niemand streiten; ich weiß, daß Künstler und Geschmacksweise heut zu Tage mit geringer Achtnng von diesem Staubbache reden und immer eine ganze Reihe anderer Wasserfälle anzuführen bereit sind, die sie diesem vorziehen; aber sagen muß ich, wenn ich meiner eignen Empfindung treu bleiben will, daß ich diese Naturmerkwürdigkeit unter die erhabensten zähle, die ich gesehen. Auf einer senkrechten Höhe von neunhundert Fuß fließen zwei Ströme Wasser über die Felsen hinaus und vereinigen sich bald in eine bewegliche Wassersäule, wovon nur ein kleiner Theil sich an einer Klippe bricht, das Uebrige aber in freier Luft sich in Millionen Perlen ausbreitet und zuletzt, in einen schimmernden Staub verdünnt, theils auf eine beträchliche Weite die Matten umher mit einem immerwährenden Thau benetzt, theils sich in einem tiefen Wasserbecken voll glühender Regenbogen wieder sammelt. Genau so sahen wir den Staubbach; ich möchte nichts übertreiben. Er ist nicht groß durch einen unaufhaltsamen wilden Strom, der sich an

schönen Felsenmassen schäumend und mannigfaltig bricht oder durch seine Donner die Erde bewegt und die Töne des menschlichen Erstaunens verschlingt; aber er ist erhaben durch seinen himmelhohen Fall, durch die großen Wassermassen, welche sich weiß und weich wie Milch in ewiger Folge aus der Höhe hinabdrängen, durch sein allmähliges Hinschwinden in Nebel und durch das Feuer seiner Regenbogen, besonders aber durch sein mit der Sanftheit des Ganzen so harmonisch übereinstimmendes, leises und zartes Geräusch, das nicht von einer einzelnen Stelle herkommt, sondern den Zuschauer allenthalben wie Stimmen der Geister zu umgeben scheint. — Hieraus ergiebt sich auch, was die Künstler gegen diese Naturschönheit haben; sie können aus dem geraden Falle nichts Malerisches herausbringen, die Weichheit in der successiven Bewegung der Massen nur in steifen Stillstand verwandeln und weder das Glanzlicht des Wassers noch die Zauberschimmer der Regenbogen malen; und die Kunstrichter, sie geben sich nicht dem Eindruck hin, sondern reden meistens von der Schönheit nach hergebrachten Principien und nach ästhetischen Regeln, die sie sich aus fremdem Urtheile abgezogen haben. Mich freut es, nun zu wissen, daß es sehr große Schönheiten in der Natur geben kann, wenn sie schon nicht in den Schnürleib malerischer Farbentheorie passen." Wenn Hegner seine Schilderung des Staubbachs nicht schon vor mehr als 60 Jahren geschrieben hätte, so könnte man glauben, sie sei ein Plagiat aus Berlepsch's Schweiz mit Weglassung des hochpoetischen Anfangs bei

Berlepsch: „Staubbachfall, eine reizende poetische Erscheinung, wenn er Wasser hat, aber auch ein jämmerlicher armer Schlucker, wenn es ihm im Hochsommer am Nöthigen fehlt.“

Vom Grindelwald formt Hegner seine Bewunderung in den schönen Satz: „Kommt und sehet, und flehet die Sonne an, daß sie scheine und beleuchte, möchte man allen seinen Freunden zurufen, an die man bei solchen Erscheinungen gern denkt, ja säumet nicht, damit Ihr, wie Solon von dem Liede der Sappho sagte, welches er in seinem Alter noch lernen wollte, desto fröhlicher sterben könnt!“

Hegner hat sich seiner Zeit den Namen eines beliebten Schriftstellers gemacht, besonders durch seine novellistische „Molkenkur“ mit der Fortsetzuug „Suschens Hochzeit.“ Neben gelungenen Charakterschilderungen der Menschen, die er darin aufführt, finden wir auch hier feine Naturbetrachtungen und namentlich Beiträge zur Kenntniß des Appenzellerlandes.

Als der europaische Frieden hergestellt war, entwickelte sich das Schweizreisen in einem Maße, zu dem alles Frühere nur als Vorbereitung und Versuch erscheint. Es ist dieselbe Zeit, in welcher die schweizerische naturforschende Gesellschaft gestiftet wurde (1815), deren Thätigkeit auch für die Gestaltung des soliden Durchwanderns der Schweiz wichtig geworden ist. Die Engländer eilen voran, die Deutschen und die Franzosen eifern ihnen nach, und so ist es denn allmählich dahin gekommen, daß allsommerlich die civilisirten

europäischen und außereuropäischen Nationen ihre bedeutenden Contingente in die Schweiz schicken, um deren Wunder zu schauen. Die reichen englischen Lords und Gentlemen fanden in Anbetracht des Schönen, das ihnen geboten war, anfangs das Reisen in der Schweiz so billig, daß sie, da dem Herrgott das Geschaute nicht vergolten werden konnte, mit offenen Händen das Doppelte der Forderungen der Gastwirthe und Führer zahlten. Von diesem Exceß sind sie seitdem zurückgebracht. Die Pracht des berner Oberlandes mußte am meisten anziehen und in trefflicher Weise orientirte dort des berner Professors J. R. Wyß „Reise in das berner Oberland“, mit einigen Kupfern geziert (2 Bände, 1816—17).

Mit der sich steigernden Frequenz wuchs die Literatur, welche den Schweizreisenden dienen konnte und sollte. Begreiflicherweise fanden die Schriften über die Schweiz von wissenschaftlichem Werthe weniger Verbreitung als die leichtere Waare, die dem Bedürfniß der Masse entsprach. In der ersten Kategorie ragt die Unternehmung des „Historisch-geographisch-statistischen Gemäldes der Schweiz“ hervor (St.-Gallen, Huber und Comp.). Gefällige Vorläufer hatte dieses Gemälde der Schweiz in den Duodezbändchen des „Helvetischen Almanach“, der schon 1802 eine kurze Beschreibung des Cantons Bern brachte, worauf in den folgenden Jahrgängen andere Cantone vollständiger behandelt wurden. Das „Gemälde der Schweiz“, seit 1834 auf 20 Bände angewachsen, enthält Arbeiten von sehr verschiedenem

Werth. Mehrere derselben können als Muster von Landesbeschreibungen gelten, und der erste Preis gebührt wol dem Canton Glarus von Heer und Blumer (1846). Der Historiker und Naturforscher, der Statistiker und Sagenforscher finden hier die schönste Ausbeute, die genaue Topographie und Orographie weist zurecht, wohin man sich im Lande Glarus wenden mag. Würdig stehen dieser Arbeit zur Seite die Beschreibung des Cantons Zürich in zwei Bänden von Gerold Meyer von Knonau, der die ganze Unternehmung anregte; Schwyz von demselben; Thurgau von Pupikofer; Uri von Lusser; Unterwalden von Businger; Luzern von Pfyffer (2 Bände), und mit Meisterhand ist der Canton Waadt beschrieben von Vuillemin in 2 Bänden (ins Deutsche übersetzt von Wehrli-Boisot).

Zu den soliden Werken, welche „Einheimische und Fremde" genauer mit der Schweiz bekannt machen sollten, gehört auch Gerold Meyer's von Knonau „Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft" in 2 Bänden (2. Aufl. 1838—39).

Liebliche Schilderungen, in denen Landschaftliches und Historisches in ungezwungener Weise verbunden ist, sind Heinrich Zschokke's „Schweizer-Skizzen" (in Band XIV. seiner „Gesammelten Schriften"). Der Leser wird in 21 größern und kleinern Skizzen vom Rheinfall bis nach Genf geführt.

Von den durch schweizerische Naturforscher unternommenen Gebirgsfahrten können die „Reisen in den Gebirgs-

stock zwischen Glarus und Graubündten in den Jahren 1819, 1820 und 1822" von J. Hegetschweiler (Zürich 1825), auch den Laien, der nicht wie der Verfasser die Botanik zum Hauptfach gewählt hat, interessiren. Wie sehr die erhabene Poesie der obern Bergwelt diesen Naturforscher ergriff, zeigt das schön geschriebene einleitende Kapitel, in welchem er die Empfindungen schildert, welche die Gefahren der Alpreisen aufwiegen. Er wünscht diejenigen, welche fragen, ob wol ein Nutzen oder auch nur die Stärke der individuellen Empfindungen und Genüsse, oder beides zugleich, in Verhältniß stehen zu der Gefahr, in den unendlichen Luftocean versetzen zu können, damit sie selbst schauen und empfinden, was sich gar nicht gehörig schildern läßt. — Von Linththal über die den Besuchern von Stachelberg bekannte Pantenbrücke erstieg Hegetschweiler auf seinen wiederholten Touren die Sandalp und musterte die Gletscher umher, machte den schwierigen Gang über den Claridenfirn und über den Kistengrat, der Glarus von Graubünden scheidet, und versuchte den Tödi zu ersteigen. Der herrlichen Schilderung dieser Fahrten sind treffliche Zeichnungen beigegeben.

Würdig reihen sich hieran die „Wanderungen in weniger besuchte Alpengegenden der Schweiz und ihrer nächsten Umgebungen" von Hirzel-Escher (Zürich 1829). Die erste Reise ging von Zürich nach dem Monterosa, der zwar noch nicht erstiegen, aber sorgsam umkreist wurde; die zweite Reise beschränkte sich auf einige Gebirgsstöcke von Schwyz und Glarus, und wenn sie auch in romantischer Beziehung

der ersten Reise nachsteht, so war sie doch in naturwissenschaftlicher Ausbeute, namentlich durch die Beschreibung des Karrenfeldes am Rädetenstock, wichtig, und die Freuden und Leiden einer Bergwanderung sind in einfacher, anspruchsloser Weise geschildert. Zum Schlusse berichtet der Verfasser noch, wie er im Jahr 1816 den großen Mythen erklettert habe, was damals noch selten war.

Der Freiburger Franz Kuenlin hat in seine „historisch-romantischen Schilderungen aus der westlichen Schweiz" (4 Bändchen, Zürich 1840) auch seine Alpenreisen in den Jahren 1821 bis 1829, sieben an der Zahl, und außerdem eine Walliser-Reise und einen Reiseabstecher auf den Moléson, den Rigi der westlichen Schweiz, aufgenommen. Er ist auch als Reisender durchweg Romantiker und macht besonders Jagd auf Volkssagen und Volkslieder. Unsere deutschen Sagenforscher finden daher bei ihm manche wenig bekannte Sagen vom Boden der französischen Schweiz, wie die Sprachforscher interessante Stücke der Liederpoesie im wohlklingenden französischen Patois. In Grandvillars überkam ihn die Lust, einen benachbarten Wasserfall in einer wilden Schlucht beim Mondenschein zu schauen, und da ihn die hübsche Wirthstochter nicht begleiten wollte, weil es dort nicht geheuer sei, nahm er mit der Führung eines alten Bettlers vorlieb, von dem er sich dann in geisterbleicher Mitternacht am tosenden Wasserfall Sagen vom wilden Jäger erzählen ließ. Auf diese Weise wußte er überall seinen Sagenvorrath zu vermehren und wo er muntere junge

Bäuerinnen fand, verstand er es, ihnen ihre hübschesten Lieder zu entlocken. Seine Landschaftsbilder führen uns meistens in wenig bekannte Gegenden und haben dadurch um so mehr Werth. In den abgelegenen, oft unwirthschaftlichen Theilen von Wallis war sein Reisebegleiter, ein junger Kapuziner von Bulle, ihm von großem Nutzen, denn, sagt er, in Wallis wie in Freiburg ist eine Kutte ein Dietrich, der überall Eingang findet. Welchen Eindruck das Wallis auf ihn gemacht hatte, zeigt der Schluß der inhaltsreichen Schilderung: „Lebet wohl, ihr prächtigen Alpen, ihr reichen Thäler! ihr ungesunden Ebenen, ihr steilen Höhen! Lebet wohl, ihr trägen Bewohner, die ihr euch ein irdisches Himmelreich schaffen könntet, wenn ihr wolltet!"

Untern den Schweizern, welche die Schweiz durchwanderten und ihre Reisen beschrieben, ragt der geniale Genfer R. Töpfer hervor, ein Künstler mit dem Wort und mit dem Zeichnenstift. Zu den Figuren, die er in sein Skizzenbuch aufnahm und die er classificirte, gehört hie und da ein „touriste sui generis" und ein solcher ist er selbst. Einigermaßen ist seine Reisemethode schon charakterisirt durch den Titel seines Reisewerks: „Premiers voyages en Zigzag ou excursions d'un pensionnat en vacances dans les cantons Suisses et sur le revers Italien des Alpes, illustrés d'après les dessins de l'auteur, d'un grand nombre de vignettes et de 53 grandes gravures hors texte par MM. Calame, Girardet, Français, d'Aubigny etc." (6. Ausg., Paris 1860). Es folgten in der=

selben splendiden Ausstattung die „Nouveaux voyages en Zigzag.“ Die schöne in der Schweiz jetzt so sehr ausgebildete Sitte des Wanderns der Schulen kommt uns hier zur Anschauung, eine Sitte, die den Dorfschulen eigen ist wie den höhern Lehranstalten und als Bildungsmittel in der Pädagogik einen nicht unbedeutenden Platz einnimmt. Ich freue mich jedesmal, wenn ich einem Dorfschulmeister mit seiner Armee begegne, die einen Ferientag improvisiren, um sich in der Bergluft zu erfrischen und zu sehen, wie doch die Welt so groß ist. Ich bin überzeugt, daß die Kinder an solchen Tagen mehr lernen als in der gewohnten „muffigen“ Schulzimmerluft, und möchte auch dieses Wandern als ein Stück des Fortschritts in der Entwickelungsgeschichte des Schweizreisens verzeichnen. Was bei den Dorfschulen und den gewöhnlichen Stadtschulen sich im Kleinen gestaltet, nimmt in solchen Pensionaten wie dem Töpfer'schen einen größern Maßstab an. Es wird allmählich während des Schuljahres eine gemeinschaftliche Reisekasse gebildet und sobald die ersehnte Stunde der Ferien, von den Engländern so ausdrucksvoll mit holydays bezeichnet, schlägt, treten Lehrer und Schüler ihre mehrwöchentliche Wanderung an. „Il est très-bon, en voyage, d'emporter, outre son sac, provision d'entrain, de gaieté, de courage et de bonne humeur“, sagt Töpfer im Anfange einer seiner Reisebeschreibungen, und das ist die Devise für die unter seiner Führung unternommenen Kreuzzüge, auf denen die lustige Bande bei guter und bei schlechter Witterung Genuß findet,

und wer die köstlichen Schilderungen liest und die ergänzenden kunstvollen Illustrationen anschaut, theilt den Genuß.

Reiseberichte über die Schweiz von Fremden hat die neuere Zeit viele gebracht; es ist aber viel Unkraut darunter. Je nachdem die Witterung günstig war oder nicht, die Verdauung regelmäßig oder gestört, die Wirthshausrechnung groß oder klein und unter mannichfachen Einflüssen der Art kamen sehr verschiedene Urtheile über die Schweiz zu Stande. Um ein Bild dieser Verschiedenheit zu geben, wähle ich aus der großen Zahl der betreffenden Schriftsteller einige aus, die gerade aus verschiedenen Gründen Berücksichtigung verdienen.

Ein berühmter französischer Gelehrter, Raoul-Rochette, hatte mehreremal die Schweiz besucht und publicirte 1822 in Paris seine „Lettres sur la Suisse, écrites en 1820, suivies d'un voyage à Chamouny et au Simplon.“ Man könnte erstaunen über die den Franzosen sonst nicht eigene Correctheit in den geographischen und topographischen Angaben und die Rechtschreibung der Namen, wenn man die sonstigen Studien dieses Alterthumsforschers nicht kennte, der übrigens hier gar nicht in dieser Eigenschaft auftritt, auch nicht als naturschwärmender Tourist, sondern vielmehr als Politiker. Zwar weiß er in trefflicher Form den Rheinfall zu schildern und er nennt die Alpen das Schönste und Großartigste unter dem Himmel, aber auf Landschaftsbilder und Naturbeschreibung hat er es nicht abgesehen, sondern die staatlichen Verhältnisse und der Gedanke,

wie die Schweiz sich ihre Zukunft zu gestalten habe, beschäftigten ihn vor Allem. Die Achtung vor dem schweizerischen Volke, welche ihm das Studium der Geschichte eingeflößt hatte, ist zu einer Vorliebe geworden, seit er das Land gesehen. Wer könnte die Schweiz kennen und sie nicht lieben! sagt er, räumt aber zugleich ein, daß der Rückblick auf die alte Zeit ihn vielleicht hier und da veranlaßt habe, Züge im Leben der Schweizer zu sehen, die in Wirklichkeit so nicht mehr existirten. Es lag ihm daran, den Grundzug zu entdecken, welcher der Schweiz von ihrer alten Physiognomie geblieben sei, die so interessante und seltene Uebereinstimmung zwischen einer großen und ernsten Natur und einer Freiheit, urkräftig und stark wie die Berge, welche ihr Schutz sind, rein wie die Luft, welche man dort athmet, diese allgemeine Harmonie in Ton und Farbe, welche ausgedehnt ist über das Tableau der Alpen wie über den Charakter des sie bewohnenden Volkes. Dies findet er denn freilich nicht überall, und seine Vergleichung von Appenzell-Außerrhoden und Appenzell-Innerrhoden ist für das erstere sehr ungünstig. Es tönt aus dem ganzen schön und mit Wärme geschriebenen Buche die Mahnung an die Schweizer: Hütet Euch vor der modernen Civilisation, die Euch nichts als Entartung bringt! und in diesem Sinne kommt er sogar zu dem Refrain: „Nehmet die Einrichtungen wieder auf, welche der Natur Eures Landes sich anpassen; ergreift Eure nationalen Waffen; übt Euch die Hakenbüchse (arquebuse) zu handhaben, diese Waffe, welche allein in den Händen des schwei-

zerischen Hirten die Armbrust ersetzen kann; für Ringen und Schwingen und Schnelllauf erwerbt bei Euren Volksfesten Preise und knüpft da wieder, unter den Augen Eurer Obrigkeiten, die Bande der alten Eidgenossenschaft, wie zu den Zeiten, wo die Hirten, nackt und derb, über kriegsgeschulte und üppige Nationen triumphirten. Heutzutage gleicht sich alles bei allen civilisirten Völkern; es gibt in Europa eben nur Europäer. Macht, daß es in der ganzen Schweiz nur Schweizer gibt und es werden sich immer Männer genug finden, um sie zu vertheidigen." Diese Warnung vor der Civilisation und dieser Aufruf zur Rückkehr in die Weise der Urväter nimmt sich freilich in der Gegenwart, wo Eisenbahninteressen und Baumwolle die Schweiz beherrschen, sonderbar aus, und mußte schon im Jahr 1822 seltsam erscheinen, aber das Buch ist, abgesehen von der Excentricität des conservativen Mannes, sehr lesenswerth; es enthält in einer classischen Sprache getreue Mittheilungen über das Gesehene und viele tiefe Gedanken. Seine Landsleute, welche in der Schweiz die Bannwälder vernichteten und den Freiheitsbaum aufpflanzten, schont der Verfasser nicht. Die Schilderung der Plünderung von Einsiedeln im Jahr 1798 beginnt er mit den Worten: „Die Truppe der Philosophen, welche General Schauenburg commandirte, kam im Mai 1798 in das Thal von Einsiedeln, nach einem Kampfe, in welchem alle diejenigen, welche ihre Freiheit vertheidigten, massacrirt wurden von der Hand derer, welche sie proclamirten. Die Sieger konnten sich jetzt ohne Hinderniß

ihrem Regenerationseifer überlassen und ihre Freiheitsmission erfüllen."

Fenimore Cooper's „Excursions in Switzerland" (von 1828 an) sind im hohen Grade ansprechend, wie sich das von einem solchen Schriftsteller erwarten läßt; sie verbreiten sich über die verschiedenartigsten Dinge, wie diese einem beobachtenden Reisenden unter die Augen kommen. Auf die Schilderung der pittoresken Schweiz hat er es nicht abgesehen, wie er denn auch nicht sehr hoch gestiegen ist; es interessiren ihn besonders die staatlichen und socialen Verhältnisse der kleinen Schwesterrepublik („our own little sister"). Ueber seine mangelhafte Kenntniß des Deutschen, welche in der Schweiz gegenüber den Dialecten oft zu einer Null geworden ist, macht er sich selbst lustig und wo er seltsame Worterklärungen vorbringt, thut er es nicht mit der bei Etymologen beliebten Sicherheit, sondern läßt dem Zweifel Raum. Als praktischer Amerikaner wußte er sich zu helfen, wo sein Latein, oder vielmehr Deutsch, zu Ende ging. In Altstätten im Rheinthal kamen er und sein Reisegefährte mit gutem Appetit zu einem Frühstück an, konnten sich aber mit den Wirthsleuten auf dem sonst gewöhnlichen Wege nicht verständigen. So weit es das Getränk betraf, war keine Schwierigkeit, denn Café „is a word of general use in these luxurious times", gehört der Universalsprache an, aber die Reisenden waren auch hungrig und irgend etwas Eßbares wäre ihnen recht gewesen, aber wie dieses ausdrücken? Die Reisenden fürchteten, anything könnte als

everything gedeutet werden. In dieser Krisis besann sich Cooper auf eine lange vernachlässigte Kunst und krähte wie ein Hahn; sein Gefährte vervollständigte die Musik und gackelte wie eine Henne. Das hatte nicht allein eine ungeheure Heiterkeit des gesammten weiblichen Hauspersonals zur Folge, sondern den praktischen Nutzen, daß den Hungrigen recht bald gesottene Eier, Omelettes und sogar ein gebratener Hahn vorgesetzt wurden. Es war komisch genug, sagt Cooper, wie der Hunger sich unwillkührlich in diesen Paroxysmen einer natürlichen Beredsamkeit kund gab.

Börne kam in den Jahren 1832 und 1833 in einer Stimmung in die Schweiz, die eine ruhige Betrachtung hinderte. Er sah oder glaubte sich überall vom deutschen Bundestage wie von einem Gespenste verfolgt, überall wollten ihm Leute ihre Gedichte vorlesen und sein Urtheil vernehmen und er seufzt: „Gibt es denn kein Rattengift, womit man alle Dichter aus der Welt schaffen kann?" und an einer andern Stelle: „Möchten doch alle Dichter zehntausend Klafter in die Erde versinken — wie der Sachsenhäuser sagt! Aber was würde es nützen? Sie kämen als Quellwasser wieder herauf." Bald ist der nervöse Mann aufs Höchste irritirt, bald zum Sterben gelangweilt und er nennt selbst das gute Zürich die Stadt der Langeweile, findet dann aber Aarau noch langweiliger und dazu — thut man Cichorie in den Kaffee. In Aarau, der Hauptstadt eines Culturstaates, findet er nur Kleinstädterei, und in einem Briefe von dort versteigt er sich zu dem Satze: „Schweizer könnten

London und Paris zur kleinen Stadt machen, und jetzt denken Sie sich gar Schweizer in einer kleinen Stadt." Aber die schweizerischen Frauen machen es wieder gut, was die Männer bei ihm verschuldet haben und er nimmt zuletzt von Aarau mit den Worten Abschied: „Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Freundlichkeit ich hier behandelt worden. Alles liebt mich und die Weiber sind ganz vernarrt in mich." Börne war damals ein Jüngling von 46 Jahren und von einer stark ausgeprägten orientalischen Schönheit. Man möchte manches, namentlich wo seine Eitelkeit gar zu nackt auftritt, ausgemerzt sehen aus Börne's Briefen aus der Schweiz, die nach seinem Tode gedruckt wurden („Nachgelassene Schriften", Band 5 und 6), aber sehr schön sind einige Naturschilderungen und man ertappt den strengkritischen Mann bisweilen in einer weichen Sentimentalität. Von Zürich fuhr er nach Mariahalden, einem Landgute am Ufer des Sees, wo damals die Familie des Grafen Benzel-Sternau wohnte. Er beschreibt die Bootfahrt in einem Briefe an seine Freundin: „Der See kann überall übersehen werden, er ist wie ein Strom, doch überall so breit, als wo der Rhein am breitesten ist. Der Himmel war etwas bedeckt, es wehete ein mäßiger, aber frischer Wind, so daß ich die Sonne begierig suchte, den bedeckten Theil des Schiffes verließ und mich am Schnabel des Schiffes hinlegte. Da ward ich eingelullt von alten Liedern in die schönsten frühesten Tage, zurück in die Wiegenzeit meines Herzens, ich bekam Thränenwehen, konnte aber lange nicht weinen. Dann

kehrte ich dem Schiffer den Rücken zu und ließ meine Augen vom Winde trocknen. Warum wären Sie nicht bei mir? Ich glaube, allein zu sein in der Freude ist noch schmerzlicher als allein zu sein im Schmerz. Was Schiller im «Wilhelm Tell» singt: es lächelt der See — das lernt man erst verstehen, wenn man ihn gesehen. Er ist blau und vom Winde bewegt wie fließender Himmel. Nichts freundlicher als die Ufer. Die mäßigen Höhen auf beiden Seiten, vom herrlichsten Grün bedeckt, sind vom Gipfel bis unten überstreut von Dörfern und Landhäusern, man könnte ein Lämmchen darin werden. Die Natur, mit mütterlicher Zärtlichkeit, wirft eine ganze Hand voll Zucker in den sauern Trank des Lebens. Ich lehnte mich über den Bord des Schiffes, sah, träumte in den See hinab, und es war mir, als sollte ich alle meine Sorgen darin versenken.“ In Luzern, das ihm gesellschaftlich mehr zusagte als Zürich und Aarau, kam er nach Sonnenuntergang eines schönen Herbsttages an, er sah die ersten hohen Alpen in der Dämmerung und da dämmerte auch eine neue Welt in ihm. Am folgenden Tage machte er eine Bootfahrt auf dem Luzerner-See und darüber schreibt er: „Wenn man so weiter schifft, treten die Berge und Gletscher immer näher heran, einer über dem andern, immer einer höher als der vorige. Es schien mir, als kämen sie mir entgegen, als sähen sie sich einander über Schultern und Köpfe, mich vorüberfahren zu sehen. Was wir, die wir nur den Rhein, den Taunus, Heidelberg gesehen, schöne Gegend nennen, kann hier nicht angewendet

werden. Es ist wie ein Waarenlager der Natur, wo hundert schöne Gegenden aufgehäuft liegen und des Käufers warten. Nach Sonnenuntergang, bei immer steigender Dämmerung, kehrte ich zurück. Vor mir über der Stadt brannte hell das Abendroth; wie ich nun zurücksah, wo zwischen den Bergen schon Nacht war, war es wie ein Schrecken, was ich fühlte. Es war als ginge dort die Welt unter und als wäre es die ewige Nacht, die immer näher alles verschlingend der Stadt zuflutete, die noch im Lichte des Lebens glänzte." Bemerkenswerth ist, was Börne über die Art, die Schweiz zu bereisen, sagt: „So reisen, wie es gewöhnlich geschieht in der Schweiz, möchte ich nicht. Wochen-, monatelang von einem Ort zum andern jagen, nichts voll genießen, alles nur kosten — ist das nicht thöricht? Wenn uns ein Berg, ein Thal entzückt, warum wegeilen nach einem andern Thale, einem andern Berge, blos um zu Hause erzählen zu können, daß man dort gewesen? Ich will zwar nicht, daß man der ersten schönen Gegend treu bleibe und in einer christlichen Ehe mit ihr lebe, aber von Morgen bis Abend von einer zur andern flattern, das will ich auch nicht. Man soll in der Schweiz leben wie ein Türke in seinem Serail. Alles Schöne ist in der Nähe, gefällig, jede Laune zu befriedigen; aber man wähle eine Favoritin und werfe, wenn man ihrer satt ist, einer andern das Schnupftuch zu."

Nicht lange vor Börne war Felix Mendelssohn-Bartholdy in der Schweiz gewesen. In seinen vor einigen

Jahren herausgegebenen „Reisebriefen" haben wir Nachrichten über seinen kurzen hiesigen Aufenthalt. Es kann mir nun zwar nicht einfallen, wegen des zufälligen Umstandes, daß beide Männer um dieselbe Zeit in der Schweiz reisten, sie mit einander vergleichen zu wollen, das wäre ein sonderbares forcirtes Unternehmen; aber da sie in meiner Skizze nacheinander auftreten, so darf ich wohl die Bemerkung machen, daß Mendelssohn auch in der Schweiz in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erscheint, was bei Börne durchaus nicht der Fall ist. Daß Mendelssohn auch kritisiren und auch scharf sein kann, zeigt seine ergötzliche Schilderung der Maler im Café Greco in Rom und wenn er von Graf Platen schreibt: „Er ist ein kleiner, verschrumpfter, goldbebrillter, heiserer Greis von fünfunddreißig Jahren; er hat mir Furcht gemacht. Die Griechen sehen anders aus! Er schimpft auf die Deutschen gräßlich, vergißt aber, daß er es auf deutsch thut." Aber Mendelssohn ist ein durch und durch gesunder Mensch, im Vollgefühl seiner geistigen Kraft ohne Selbstüberhebung und es haben ihn keine bittern Lebenserfahrungen reizbar gemacht. Er mag bei der Kirchenmusik, die er in der Schweiz aushalten mußte, oft Kopfschmerz gelitten haben, so in Engelberg, wo er in der Beschreibung einer gehörten Messe bemerkt: „Jeder Ton hatte seinen Zopf und seinen Puder", aber er fügt doch gutmüthig hinzu: „Und mit alledem war das Ding sehr erfreulich; man mußte die Leute lieb haben, denn sie hatten Eifer und alle arbeiteten so gut sie konnten." Hochgezifferte Wirths-

hausrechnungen gehörten auch nicht zu den Noten, welche er liebte. Aber wegen der Gastwirthe und wegen der schwerfälligen Kirchenmusik verdammte er nicht die ganze Schweiz. Er kam nach einem längern Aufenthalt in Italien zu Ende des Juli 1831 in die Schweiz, wurde vom allerschlimmsten Wetter geplagt und hatte in den schönsten Thälern eine Sündflut zu durchwaten. Man könnte glauben, es sei damals die Idee des Allegro con fuoco in A moll für den ersten Theil der Walpurgisnacht entstanden. Aber schlechtes Wetter brachte ihn nicht in Verzweiflung. An bösen Tagen blieb ihm doch die Musik und die Dorfkirche hatte eine Orgel; an guten Tagen war alles Ungemach sogleich wieder vergessen und dann wurde sein Skizzenbuch mit Federzeichnungen bereichert. Das Entzücken über Chamouny ist in einem Briefe an seine Aeltern in wenigen Worten geschildert; zum Verweilen giebt er aber dem Thal von Engelberg den Vorzug. Man wird mit ihm in das Glück des Wanderlebens hineingezogen, wenn er rüstig dem Hochlande der Waadt zuschreitet und am Abend in Château-d'Oex Halt macht. Da schließt er den Tag mit einer Lobrede auf den Canton Waadt, die aus einem vollen frohen Herzen kam: „Von allen Ländern, die ich kenne, ist dies das schönste, und das, wo ich am liebsten leben möchte, wenn ich recht alt würde. Die Leute sind so zufrieden und sehen so wohl aus; das Land ebenso. Kommt man aus Italien, so wird einem hier oft ganz weinerlich zu Muthe über die Ehrlichkeit, die doch noch in der Welt ist; über frohe Gesichter; über den Mangel an

Bettlern, an mürrischen Beamten; über dies völlige Gegentheil unter den Menschen. Ich möchte Gott danken, daß er manches gar so schön gemacht hat, und wolle er uns allen — einen frohen Abend schenken und gute Nacht."

Theodor Mügge, der seine Reiseerinnerungen unter dem Titel „Die Schweiz und ihre Zustände" in drei Bänden herausgab (1847), war ein beobachtender Publicist. Obgleich wir aus andern seiner Schriften wissen, daß ihm auch Naturschilderungen trefflich gelingen, ist diesen hier wenig Raum eingeräumt. Er wollte gegenüber den in Deutschland sehr verbreiteten falschen Meinungen über die Schweizer einige Aufschlüsse geben, wie es mit ihren Gesetzen, Einrichtungen, mit dem Leben des Volks und mit dem ganzen Wesen der Gesellschaft in diesem wunderlichen Haufen kleiner Republiken sich verhalte, die so verworren und unerquicklich, so voll brutaler Willkür und Gewalt aus der Ferne anzuschauen seien. Eine genauere Betrachtung zeige ein interessantes Miniaturbild der menschlichen Gesellschaftszustände in dem Leben der 25 kleinen Staaten, an dem die Deutschen sich freilich kein Beispiel im Großen und Ganzen nehmen, von dem sie aber im Einzelnen sehr vieles lernen könnten. Mügge hat ein geübtes Auge für die staatlichen und socialen Verhältnisse und Unparteilichkeit ist ihm nicht abzusprechen, aber während er doch so manches recht Unbedeutende mittheilt, würde sein Werk an Solidität gewonnen haben, wenn er etwas mehr auf die historischen Grundlagen der Schweiz eingegangen wäre, ohne deren Berücksichtigung, wie er selbst

an einer Stelle andeutet, sich doch das eigenthümliche Leben der jetzigen Republiken nicht verstehen läßt. Vor Allem ist aber zu erwägen, daß seine Anschauungen hinter 1847 zurückliegen und daß die Schweiz seitdem eine andere Gestaltung gewonnen hat.

Ein Reisender ex professo, J. G. Kohl, durfte natürlich die Schweiz nicht unbereist lassen und er hat dieses Land in den drei Bänden seiner „Alpenreisen" (1849) sehr ausführlich beschrieben. Kann man ihm auch nicht immer beistimmen, so muß man doch seine Beobachtungsgabe bewundern und sich von seiner Darstellung angezogen fühlen.

Zu dem Centner der von ihr in früherer Zeit producirten Literatur hat die bekannte schwedische Schriftstellerin Fredrika Bremer vor einigen Jahren ihr „Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient" in 16 Bänden hinzugefügt und dieser Reisebibliothek, die ins Deutsche übersetzt ist (1861—64), den allgemeinen Titel gegeben „Leben in der Alten Welt." Durch lange Uebung ist ihre Feder zu einer Nähmaschine geworden und da sie bei der weiblichen Schriftstellerinnen eigenen Neigung zur Ausführlichkeit viele Auszüge aus andern Schriftstellern in ihr Tagebuch genommen hat, so erklärt sich daraus die große Ausdehnung dieses Werks, in dessen ersten zwei Bänden die Schweiz besprochen ist, wohin sie 1856 kam. Wer die Schweiz kennt, wird darin manches Unrichtige finden und manches einseitige Urtheil, aber anzuerkennen ist sowol die leichte gefällige Darstellung als die Vielseitigkeit der

Bildung und das große Interesse für kirchliche und pädagogische Gegenstände. Für Namen scheint sie durchaus kein Ohr zu haben und es kommen da seltsame Misgestaltungen zum Vorschein. Daß sie den Namen der Familie Escher, bei welcher sie in Zürich gastliche Aufnahme fand, stets in „Ascher" umlauten läßt, erklärt sich aus dem ihrem Ohre fremden „Züridütsch", aber da sie den Bädeker besaß, hätte sie nicht schreiben sollen Bruneck statt Brünig und gar Santis, Glerneck und den Felsen Frankli's Gärtli statt Säntis, Glärnisch und Vreneli's Gärtli, das übrigens ein Gletscher ist. Mit Bädeker's Hülfe hätte sie auch die Verwechselung von Rigi-Staffel und Rigi-Scheideck vermeiden können und hätte sie nicht von einem Furkathal sprechen sollen. Von ihrem Wege aus dem Haslithal schreibt sie: „Wir kommen an die Stelle, auf welcher die alte Grimselherberge stand, die vor einigen Jahren niederbrannte, wie man anfangs glaubte infolge eines unglücklichen Zufalls, wie man aber später entdeckte, durch Mordbrand, um einen scheußlichen Mord zu verbergen, den die Wirthsleute der Herberge an einem unglücklichen Reisenden begangen hatten, welcher während einer Herbstnacht ganz allein da geherbergt hatte. Eine Erinnerung, dieser düstern Gegend völlig würdig!" Es ist nicht zu glauben, daß ihr ein Führer diese Geschichte aufgebunden habe und unbegreiflich, wo sie im Jahre 1856 eine Brandstätte auf ihrem Wege zum Grimselhospiz gesehen haben kann, das sie darauf erreichte und als ein großes graues zweistöckiges Wohnhaus beschreibt. Man

hat dieser Schriftstellerin Indiscretion in ihren Mittheilungen über das Kloster Maria-Einsiedeln vorgeworfen, wo man sie mehr berücksichtigte, als es sonst gegen Frauen geschieht, indem es ihrer Wißbegierde sogar gestattet wurde, bis in das elegante Privatzimmer des Fürst-Abtes vorzudringen. Mit einem Gefühl des Triumphes berichtet sie über ein scharfes Examen, das sie mit dem Abte und zweien der bedeutendsten Patres über Ablaß und Marienculuts anstellte; ich möchte aber glauben, daß der als Dichter und Gelehrter sehr bekannte Pater, von dem sie sagt, er schiene ihr Tiefe zu besitzen, aber schlau und satirisch zu sein, in der wirklichen Unterredung mit der vorwitzigen Dame es nicht ganz an Satire habe fehlen lassen.

Große Bewunderung ist einer Dame gezollt, die in der literarischen Welt unter dem Namen einer Gräfin Dora d'Istria auftrat. Die vornehme Dame, eine rumänische Prinzessin aus dem Hause Ghika, geboren im Jahre 1829, wurde jung an einen russischen Fürsten (Koltzow-Massalsky) verheirathet, aber sie blieb ihrem Vaterlande in glühender Liebe zugethan und ihr Patriotismus erklärt die ganze Haltung des hier in Betracht kommenden Reisewerks, das zuerst in französischer Sprache in vier Bänden erschien: „La Suisse Allemande et l'ascension du Moench" (1856), sodann als verbesserte und vermehrte deutsche Originalausgabe „Die Deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönchs" in drei Bänden (Zürich 1858). Daß hier die schlechten Lithographien der französischen Ausgabe wegge-

lassen sind, ist zu billigen, aber die sogenannte deutsche Originalausgabe ist doch nur eine nicht überall sorgsam gearbeitete Uebersetzung mit einigen Zugaben. Die von Lugano datirte Widmung des Werks „An meine Brüder die Rumänen" zeigt dessen Tendenz. „Da ich mich nicht fähig fühle, meine Brüder zu belehren, so habe ich ihnen wenigstens ein Muster zeigen wollen, das mehr geeignet ist, Eindruck zu machen als alle Theorien. Ich habe in den Alpen ein glückliches und freies Land gesehen, die Schweiz. Ihre Kinder sind weit weniger zahlreich als die Rumänen; sie sind wie diese von mächtigen Reichen umgeben, denen es immer nach dem herrlichen Lande der Eidgenossen gelüstet hat. Habe ich Unrecht gehabt, für euch ein Glück zu träumen, dem ähnlich, welches in jenen Gebirgen herrscht, eine Freiheit, wie sie jenes Volk besitzt? Um euch zu bewegen, die unschätzbaren Güter zu erobern, deren es sich erfreut, habe ich versucht, seine unbezwingliche Thatkraft zu schildern, jenen Muth, der dieses Volk bei keiner Gelegenheit verlassen hat, jenes Vertrauen auf sein Recht, welches den Völkern wie den Einzelnen die Macht gibt, Berge zu versetzen." Als Heroine zeigte sich die Dame, da sie im Sommer 1855 zum ersten Mal den Mönch erstieg und die freilich andern Beschreibungen der Art aus der Neuzeit nicht gleichkommende Schilderung dieser Expedition wie auch gelegentliche liebliche Landschaftsbilder zeigen das poetische, künstlerische Talent; aber dergleichen ist doch nur Beiwerk und Verzierung des ernsten Charakterbildes der Schweiz. Weit höher als jene

Kraftanstrengung steht die geistige Energie, welche das ganze Werk durchdringt, und erstaunlich ist die Gelehrsamkeit, welche sich entfaltet. Die Dame ist im Altgriechischen und im Latein ebenso bewandert als in den neuern Sprachen; sie kennt die Kirchengeschichte und wenigstens die Reformationsgeschichte, als wäre diese ihr eigentliches Studienfach. Das Papstthum und der katholische Klerus haben in ihr die heftigste Gegnerin und wenn sich dieses zum Theil daraus erklärt, daß sie in der griechischen Kirche erzogen wurde, so liegt die Frage nahe, ob sie denn dieser Kirche zugethan war? Sie erklärt sich darüber nicht direct, aber das ganze Buch gibt die Antwort, daß sie sich zum Protestantismus bekehrt hatte. Betrachtet man den Raum, welcher der Polemik gegen die katholische Kirche gewidmet ist, so könnte es scheinen, da doch das Werk ein Bild der deutschen Schweiz geben soll, als ob gerade die katholische Kirche der Schweiz wie keine andere alle die Sünden an sich trage, welche die Verfasserin an dieser Kirche gefunden hat. Aber Veranlassung dieser Expectorationen war ihre Bewunderung der Reformation Zwingli's, dessen Leben und Wirken sie sehr ausführlich schildert und den sie weit über Luther stellt. Neben der großen Biographie Zwingli's enthält das Buch Lebensbilder anderer berühmter, einheimischer und eingewanderter Männer, Albrecht von Haller's, Johannes von Müller's, Lavater's, Pestalozzi's, Bodmer's, Heinrich Zschokke's u. a., und besonders in diesen Stücken zeigt die so vielseitig gebildete Dame ihre Virtuosität. Wo sie in den Aufzeich-

nungen einsamer Stunden Blicke in ihr eigenes Leben gestattet, erkennen wir neben ihrer sonstigen Energie ein zitterndes Herz, das viel Schmerz ertragen hat. Ein Schmerz war ihr auch die Trennung von der Schweiz, und die letzten Zeilen des merkwürdigen Buches lauten: „Ich kehrte durch die engen Gassen (Basels) zurück und die Vorübergehenden wußten nicht, wenn sie mich so traurig sahen, daß die Fremde, die sie gleichgültig betrachteten, in die Verbannung zog, indem sie sie verließ. In ein der Knechtschaft unterworfenes Land zurückkehren, ist das nicht, o Gott, die grausamste Verbannung?“

Zu der leichtern Waare des Büchermarkts gehört das Buch einer Amerikanerin, Anna C. Johnston, „The cottages of the Alps or life and manners in Switzerland“ (2 Bde., 1860). Gute Beobachtungen sind mit schiefen Urtheilen gemischt und Fraubasereien nehmen einen beträchtlichen Theil des hübsch ausgestatteten Buches ein.

In welchem Grade das Bereisen der Schweiz in neuester Zeit zugenommen habe, läßt sich wol am deutlichsten an Graubünden nachweisen. Es ist noch gar nicht so lange, daß, so wie die Graubündner selbst sich als Nachbarn der Schweizer ansahen, auch von den Fremden Graubünden als ein an die Schweiz grenzendes Land betrachtet wurde, durch welches man über den Julier oder Splügen nach Italien fahren könne; aber in die zur Seite liegenden großen und kleinen Thäler drangen nur wenige Sonderlinge unter den Fremden ein, und die Schneeberge Graubündens zu besteigen,

das überließ man den Gemsjägern. Jetzt ist Graubünden ein Lieblingsland der Touristen, ein jungfräulicher Piz nach dem andern wird erklettert, und nicht nur die rothen Bücher wissen viel von diesem Lande zu erzählen, sondern einheimische Schriftsteller haben eine tüchtige Literatur der Landeskunde geschaffen, während man dort im Allgemeinen nicht sehr schreiblustig ist. In den Jahren 1829 und 1831 erschienen anonyme „Wanderungen durch die Rhätischen Alpen" in zwei Bänden. Das Buch fand nicht die Verbreitung, welche es verdiente, und ist außerhalb der Schweiz wohl wenig gelesen worden; der Zug ging damals noch nicht nach Graubünden. Es ist aber ebenso gründlich als geistreich geschrieben. Der Verfasser (P. K. von Tscharner), schildert, wie in seinem Heimatlande der Verschiedenheit des Klimas und der Oertlichkeiten die Verschiedenheit in Sprache, Religion und Gewerbe entspreche und eine Vielfarbigkeit des Charakters zum Vorschein komme. Wenn man zu den Hauptthälern, durch welche die Heerstraßen führen, auch die abgelegenern Berggegenden umfasse, so biete sich Stoff zur allerbuntesten Bildergallerie dar. „Der altbiedere Bauer und Hirt, einfach und derb, und der weltkluge, geschmeidige Weltmann und Städter; der schwerfällige Deutsche und der lebhaft gewandte Welschländer; der reichsstädtische Spießbürger mit dem Gefolge altherkömmlicher Vorurtheile, und der überbildete Musensohn mit seinen alles umfassenden und alles bedrohenden Tendenzen und Verbesserungsplanen; der alte schulgerechte Liniensoldat und der freie Milizmann; der

in seinen Schacht gebannte Bergknappe, der heimatlose Fuhrmann und der in höhern Regionen ebenso unstät herumirrende Gemsjäger; auch der Jesuit und der Freigeist, der Ultraabsolutist und der Ultraliberale — alle sind hier einheimisch, und sogar zum italischen Banditen möchte sich für Pinsel und Feder manches taugliche Modell finden. Nur Eine Klasse fehlt, die in einigen Schweizercantonen einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung ausmacht: der reinliche, thätige, wohlhabende, aber auch oft ebenso physisch und moralisch abgeschwächte Fabrikarbeiter; eine Lücke, die wohl für den Reichthum der Bündnernation nachtheiliger sein dürfte als für ihren Volkscharakter." Wenn der durch die Einleitung orientirte Leser sich mit dem Verfasser auf die Wanderung begibt, so sieht er bald, daß er zu Reisen im Zickzack eingeladen ist, von den Quellen des Rheins auf die verschiedenen Bergübergänge, und da wird er mit den verschiedenartigsten Menschen bekannt gemacht, mit dem englischen Lord, der in drei Kutschen mit zehn Pferden über den Splügen reist, mit dem vormaligen Chirurgmajor im französischen Schweizerdienst; er wird in eine Debatte über die auswärtigen Schweizerregimenter hineingezogen, denen die Graubündner ein so bedeutendes Contingent lieferten; er lernt sich für die Theorie des Straßenbaues interessiren, so langweilig ihm auch anfangs der Gegenstand erscheinen mag. Bei einer behaglichen Breite bleibt der Verfasser doch immer interessant, ob er Land oder Leute schildere, und mit den belehrenden Partieen wechseln hübsche Genrebilder. Dahin

gehört die Schilderung der Expedition eines Musensohns von den Ufern der Spree zum Paradiese und zur Quelle des Hinterrheins. Der junge Mann war eines Morgens, reich an Muth und beschränkt an Gut, zu Fuße im Dörfchen Hinterrhein angekommen. Hier hielt er sich nur auf, um seinen Reisesack abzulegen und nebenbei die nothwendigsten Erkundigungen über den Weg nach der Rheinquelle einzuziehen. Abends rechnete er zurückzukehren und durch ein vereinigtes Mittags- und Abendessen das Versäumte nachzuholen. Der Wirth äußerte dem Reisenden über dieses Vorhaben sein Bedenken, daß ohne Führer er leicht einen ungangbaren und gefährlichen Pfad einschlagen und daß überdies in der zehrenden Bergluft bei so langem Fasten ihm die Kraft zum Weiterkommen ausgehen möchte. Der rüstige Jüngling hörte aber nicht auf die Mahnung, und meinte, wozu es denn da eines Wegweisers bedürfe. „Man jeht dem Wasser entjegen und da kömmt man denn doch so jewiß zur Quelle, als en juter berliner Bursch uff den Jrund des Bierkrugs. Ob jerade uff die rechte Straße, das ist janz ejal.“ So zog er mit keckem Selbstvertrauen ab. Als der Abend kam, als die Nacht hereinbrach, empfand der Wirth wol eine Unruhe, denn kein Preuße erschien, aber er tröstete sich damit, der junge Mann müsse doch die bergamasker Schafhirten gefunden haben und da könne ihm eine kalte Nacht auf schlechtem Moosbette und eine magere Mahlzeit bei diesen Nomaden nicht schaden. Längst war am folgenden Tage die Sonne aufgegangen, vergebens schaute der

besorgte Wirth dem Rheinstrom entgegen, der Fremde erschien nicht. Da ließ es dem menschenfreundlichen Mann keine Ruhe mehr; er nahm seine Weidtasche um, in die er eine Flasche Veltliner, Brot und Schinken gelegt hatte, und mit immer eiligerem Schritt wanderte er fort und spähte an beiden Ufern des Stroms nach dem Gesuchten. Die Sonne stach ungewöhnlich warm; im Hintergrunde donnerten die losgerissenen Eismassen hinab in die Wellen des jungen Rheins. Mit Grauen machte der Suchende die Berechnung, ob, wann, wohin der Leichnam von den Fluten weggeschwemmt worden sei. Jetzt nahte er sich der Stelle, wo der Bodensatz einer niedergestürzten Schneelawine den ganzen Thalgrund und mit ihm das Flußbett bedeckte. Vergebens; nichts war zu finden. Noch blieb seitwärts eine kleine Höhle unter einem Vorsprunge der Felsen zu untersuchen. Es war nicht wahrscheinlich, daß der Erfolg dort glücklicher sein werde, und doch, er war es. Dort lag der Vermißte, aber in welchem Zustande! Auf dem harten Kiesboden zusammengekauert, bewußtlos, mit Schlamm überzogen, halb geschunden an Kopf und Händen. Er mußte sich selbst hierher gebettet haben, lag also auch jetzt wahrscheinlich nur in Ohnmacht. Ein paar Tropfen Wein auf die dürren Lippen rechtfertigten diese Hoffnung. Bald hatte der Neuerwachte wieder so viel Besinnung gewonnen, um ohne Hülfe die wohlthätige Bestimmung an der ihm dargebotenen Speise zu erfüllen. Der wie der Rabe in der Wüste gekommene Lebensretter, nachdem er mit dem innigsten Wohlgefallen

eine Zeit lang dem Eß- und Trinkbravour-Solo zugesehen hatte, erfuhr nun, wie der sorglose Wanderer nach einer mehrstündigen Wanderung endlich gegen Abend auf der Heimkehr begriffen, seinen Weg über das Schneefeld genommen hatte, um von einem Stromufer an das andere zu gelangen. Plötzlich aber fühlte er den Boden unter seinen Füßen weichen. Grauliches Dunkel und eiskalte Fluten umfingen den Bewußtlosen. Doch die erste Betäubung wich; es gelang ihm, nicht ohne peinliche Anstrengung, sich stromabwärts endlich aus dem Schneegewölbe hervor wieder ans Tageslicht und aufs Trockene zu retten. Hier dachte der gebadete Paradiesvogel seine Fittiche zu trocknen, aber die kalte Nacht brach herein. In dumpfer Abspannung, auf Augenblicke nur durch den Schmerz der Kälte in den wunden Gliedern an sein Dasein erinnert, brachte er die Nacht hin und blickte mit halbem Bewußtsein in den neuen Tag, der sein letzter gewesen wäre ohne den Engel der Rettung.

Dieser Auszug aus der viel reichern Erzählung zeigt, mit welchem Formtalent der Verfasser dankbare Stoffe zu behandeln weiß. Aber noch mehr dramatische Steigerung ist in der Schilderung der Gefahr und der Rettung eines italienischen politischen Flüchtlings, der arm und verlassen in ein bündnerisches Gebirgsdorf verschlagen war. Es ist da in schönster Weise der Satz zur Geltung gebracht, daß in „alt fry Rhätien" auch die Epigonen zu unterscheiden wissen zwischen einem Verbrecher und einem Verfolgten, den seine Politik polizeireif gemacht hat.

Seit dem Erscheinen des genannten Buches ist nun manches über Graubünden geschrieben worden. In dem „Gemälde der Schweiz" waren diesem Canton zwei Bände bestimmt, leider ist aber nur ein Band (von Röder und P. K. von Tscharner 1838) herausgekommen. J. K. von Tscharner lieferte aber sodann in einem Bande (1842) einen guten Wegweiser durch Graubünden. Großes Verdienst um die Landeskunde haben sich durch Specialarbeiten über einzelne Thäler und Berge die beiden Pfarrer Leonhardi und Lechner erworben und eine interessante Lektüre bildet Papon's „Engadin" (1847). Durch geschmackvolle Darstellung gesteigert ist der wissenschaftliche Werth der Schriften eines eingewanderten deutschen Naturforschers, Theobald, der wie für das Erhabene der Gebirgswelt auch für das Thier- und Pflanzenleben ein Auge hat und darüber die Menschen nicht vergißt. Im Jahr 1861 erschien von ihm „Das Bündner Oberland oder der Vorderrhein mit seinen Seitenthälern", und schon in zweiter Auflage (1862) die mit vielen Ansichten und einigen Karten gezierten „Naturbilder aus den Rhätischen Alpen. Ein Führer durch Graubünden."

Es war mein Plan, die Geschichte des Schweizreisens von Konrad Geßner bis auf die rothen Bücher zu skizziren. Auf bibliographische Vollständigkeit hatte ich es dabei weit weniger abgesehen als auf Veranschaulichung der Progression, in welcher die Bewegung des Schweizreisens zugenommen hat, und der Einflüsse, die dabei gewirkt haben.

In der ersten langen Periode von Konrad Geßner bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ist diese Bewegung noch langsam, dann beginnt mit dem zur Naturschwärmerei gesteigerten Naturgefühl eine Uebergangsperiode zur Neuzeit, aber neben der Naturschwärmerei steht eine wissenschaftlich sich umgestaltende Naturforschung. Beide, das Naturgefühl wie die Naturforschung, mußten sich unwillkürlich der Schweiz als einem großen mächtigen Gegenstande zuwenden, und der Ruhm, eins der schönsten Länder der Welt zu sein und ein sehr ergiebiges Feld für naturwissenschaftliche Forschung wird der Schweiz wohl für immer bleiben. Die Neuzeit, vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts an, ist in Beziehung auf das Reisen in der Schweiz sich der Horazischen Lebensweisheit bewußt, des „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci“; Erkennen und Genießen gehen Hand in Hand bei den Reisenden, welche nicht zum großen Troß gehören. Für alle ist gesorgt durch die rothen Bücher, deren Werthschätzung ich hier nicht unternehmen will, denn meine historische Skizze sollte nur bis auf die rothen Bücher gehen. Meines Lobes bedürfen auch diese Bücher nicht, da sie durch Reclamen gehörig versorgt sind und etwaiger Tadel der Anlage könnte mit der Bemerkung zurückgewiesen werden, daß sie Reise-Omnibus sein sollen und Bedürfniß und Geschmack der Reisenden verschieden sind. Es mag auch solche Reisende geben, denen vorgeschrieben werden muß, welchen Eindruck sie an schönen Punkten der Gebirgswelt haben sollen, denen es höchste Poesie ist, wenn Berlepsch schreibt:

„Von hoher Klippenwand — braust — der Schmadribach herab, beugt, knickt, zersplittert oder zerschellt zu glänzendweißen Schaumgebilden seine Bachadern, um sie in verborgenen Becken zu sammeln und nochmals auseinanderirrend über tiefere Treppen hinabzustürzen, — ein fliehender und zusammenströmender Wirrwarr, der das Auge des Beschauers in rastlose Thätigkeit versetzt.“ Andere Leser werden aber diesen Schriftsteller für sehr überschwänglich halten und meinen, daß sehr viele seiner schwungvollen Redebilder gar nicht auf eine Anschauung zurückführen und deshalb zu „glänzendweißen Schaumgebilden zersplittern oder zerschellen.“

Eine künftige Geschichte des Schweizreisens wird eine neue Periode beginnen müssen mit der Gründung des schweizerischen Alpenclubs 1863. Vorangegangen war der englische Alpenclub 1857, ein österreichischer 1862, und gleichzeitig mit dem schweizerischen bildete sich ein solcher Verein in Turin. Seitdem hat sich sogar, wenn es keine Zeitungsente ist, ein chinesischer Alpenclub aufgethan, der jedenfalls den Vorzug haben wird, daß dort nicht wie in der Schweiz die Frauen durch „freie Fahrten“ den Männern Concurrenz machen werden, denn eine chinesische Dame mit Bergschuhen gehört doch wohl zu den Unmöglichkeiten.

Die alte Anschauung früherer Jahrhunderte, wo die hohen Berge nicht groß und herrlich, sondern gefährlich und unwegsam, nicht als Zielpunkte einer besondern Unternehmung, sondern als Hindernisse für die Reisenden er-

schienen, war längst in das Gegentheil umgeschlagen, als man daran dachte, den schweizerischen Alpenclub zu gründen; berühmte Naturforscher und andere „Montanisten" hatten längst eine angestrengte Thätigkeit entwickelt, um der heimatlichen Berge Herr zu werden, aber durch jenen Club, wie durch den englischen, der ja auch sein Augenmerk vornehmlich auf die Schweiz gewendet hat, ist die Eroberung der Bergspitzen methodisch geworden, und eben dadurch, daß so viele und auch verschiedenartige Kräfte nach Regeln der Taktik zusammenwirken, kann diese Gesellschaft Großes leisten. In der gegenseitigen Controle der Entdeckungen und Beobachtungen liegt auch ein Gewinn. Augenscheinlich erfreut sich der schweizerische Alpenclub einer großen Gunst und Sympathie des Publikums, aber man hört auch Kritiker, welche wohl den Naturforschern und allenfalls den Zeichnern erlauben wollen, beim Bergsteigen den Hals zu brechen, aber nicht denen, die wegen einer unvergleichlichen Aussicht oder wegen des Ruhmes, zuerst auf einem unerstiegenen Gipfel gestanden zu haben, ihr Leben wagen. Ob die Naturforscher jenes Recht ausschließlich in Anspruch nehmen können, ließe sich denn doch bezweifeln, und wenn wir auch den naturwissenschaftlichen Ertrag beim Ersteigen der Bergriesen als Hauptsache voranstellen, so zeigen schon die bisherigen in drei Jahrgängen veröffentlichten Leistungen des schweizerischen Alpenclubs und die Publicationen des englischen: „Peaks, passes and glaciers" (3 Bde. 1859—62), „The Alpine journal" (seit 1863), daß eben durch das

Zusammenwirken derer, die doch auch Naturae curiosi sind, mit den Naturforschern ex professo die Resultate für die Wissenschaft gewonnen werden, daß die Naturforscher den Pfadfindern großen Dank schuldig sind. Und wenn auch ein Clubist äußern würde: „Ich bin nicht Naturforscher von̄ Fach, mein Zeichnen beschränkt sich auf die Bergcontouren, die ich in mein Reisestammbuch lege, um mir in Zukunft, wenn ich nicht mehr klettern kann, die Gebirgswelt zu vergegenwärtigen, in welcher ich Körper und Geist erfrischen konnte und einen Hochgenuß fand, wie ihn das Leben nie schöner dargeboten hat" — wer darf ihm einen Vorwurf machen? Es wird den passionirten Bergsteigern, zumal wenn ein Unglück passirt ist, oft Tollkühnheit vorgeworfen, aber Tollkühnheit ist ein relativer Begriff, und so wahr es ist, daß der Mensch die Götter nicht versuchen soll, ebenso wahr ist es, daß das Betreten einer Schneeregion, die noch keines Menschen Fuß berührt hat, das Umfangensein von der Gletscherwelt, zu einer Andacht stimmen kann, wie keine Kirche sie gibt. Ich citire dafür einen Mann, der zu den Eingeweihten gehört. Abraham Roth sagt in seinen „Gletscherfahrten in den Berner Alpen" (1861): „Es ist ein eigenes Gefühl, so am stillen nächtlichen Morgen, wann all sündhaft Vieh und Menschenkind noch auf sein Lager gestreckt liegt, durch ein sternbeschienenes Alpenthal zu wandern. Ein geheimnißvolles Sehnen geht durch die Natur, die Blumen der Matte hauchen dem Morgenroth ihre wohligsten Düfte entgegen, selbst die steinernen Giganten rings-

herum scheinen ihr Haupt zu schütteln und streben nach den ersten Strahlen des Tages, um in weite Fernen die Ankunft der Himmelskönigin zu verkünden. In dieses Wiegen und Zittern des Lebens aber keilt sich der Gletscher, der nie erwachende, herein, ein Bild des ewigen Todes, ein eisig kaltes Memento mori. Das stimmt ernst und außerordentlich demüthig. Da wird es einem so klar, welch ein unbedeutendes Stück Schöpfung der Mensch ist! Das Gefühl der Frommheit kommt über uns, wir wissen nicht wie. Ich glaube fast, der liebe Gott hat mir diese Stimmung für ein Gebet angerechnet: plötzlich erglänzen die Sterne noch einmal so hell wie früher, die Matte erfüllt sich mit doppeltem Wohlduft und vom Gletscher her strömt ein Eishauch und dehnt die Brust aus, daß das Blut in frische Wallung kommt, den ganzen Menschen mit Muth, Kraft und Drang erfüllt."

Wenn ich mit diesen Worten eines trefflichen Mannes meine Abhandlung schließe, so kehrt sie damit zu ihrem Anfange zurück, denn nur in anderer Form drückte Konrad Geßner vor drei Jahrhunderten dieselbe Anschauung aus, die aber noch lange sehr vereinzelt dastand.

II.

Die Ormontsthäler.

„Mein See ist der erste See", sagte Voltaire, und von allen Schweizerseen ist der Leman in Versen und in poetischer Prosa am meisten gepriesen worden. Ich konnte nicht in den allgemeinen Enthusiasmus einstimmen, als ich diesen großen See zum ersten Mal erblickte, denn es fehlte doch die Großartigkeit der Umgebung des Vierwaldstättersees, und ich vermißte das rege Leben des Zürichersees, auf welchem Schiffe groß und klein sich kreuzen und von dessen Ufern überall Ortschaften groß und klein im Wasser sich spiegeln. Ich konnte den Enthusiasmus auch noch nicht theilen, als vom Signal de Bougy die ganze Größe des Leman mir zur Anschauung kam. Aber einerseits die prachtvolle Auffahrt auf Genf, das Klein-Paris, andererseits die Seefahrt von Vevey nach Villeneuve steigerten bald meine Bewunderung, und dann war es auch besonders das zauberische Blau des Wassers, das mich zwang, die Schönheit des Leman vollauf anzuerkennen, ohne jedoch in Voltaire's Preis einzustimmen. Die Schweiz ist um so schöner, da sie mehrere große Seen besitzt, die in verschiedener Schönheit mit einander wetteifern.

Es mag einen großen Genuß gewähren, in einer der vielen Pensions alimentaires an der südöstlichen Bucht des Genfersees Posto zu fassen, von dort aus die berühmten Orte und schönen Punkte aufzusuchen, welche wie in einem großen Museum der Natur und Kunst so nahe bei einander liegen; es ist auch höchst interessant, eine Zeit lang den ungeheuern Fremdenverkehr zu beobachten, der sich hier gestaltet, die Reisecostüme anzustaunen, in denen die Nationen mit einander wetteifern. Aber die Welt war mir dort zu groß, ich sehnte mich nach dem beschränkten Dasein des ländlichen Stilllebens und nach einem Orte, wo mir das Waadtland, ich möchte sagen, in seiner Natürlichkeit entgegentreten würde. Dies war leicht zu verwirklichen, und nachdem ich wie Tausende vor mir in Clarens Rousseau's Elysium vergeblich gesucht hatte, fand ich in den Ormontsthälern ein irdisches Paradies und verlebte dort Tage, die mir in der Erinnerung stets wie ein goldener Traum erscheinen werden.

Auf der Eisenbahn gelangt man rasch von Villeneuve nach Aigle. Den Bewohnern von Villeneuve wird Sorglosigkeit und Trägheit vorgeworfen, aber davon merkt der Reisende, welcher inmitten des sommerlichen Fremdenverkehrs dahin kommt, nichts. Zur Charakteristik früherer Zeit wird erzählt, daß dort eine eigenthümlich organisirte Bettlergilde bestand, welche in ihrer Weise sich die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde zum Muster nahm. Nur wer nichts besaß, konnte Mitglied der Gesellschaft werden. Statt der Thaler füllten sie ihre Kasse mit

flachen Steinen; sie hatten ihren Präsidenten und ihren Kassirer, ihre Fahne und ihre Aufzüge mit Trommlern und Pfeifern. Leider konnte ich an dem Orte die Notiz, welche sich über diese Gesellschaft in Vulliemin's trefflicher Beschreibung des Waadtlandes findet, nicht weiter verfolgen, denn die Sache ist dort in Vergessenheit gekommen, aber die Gilde muß längere Zeit bestanden haben, denn sie hat eine Schaumünze prägen lassen. Ohne Zweifel hatte sie ihren Heiligen wie andere Brüderschaften des Mittelalters, auch die Geiger und Pfeifer und andere fahrenden Leute, und dann ist es naürlich ein christlicher Heiliger gewesen, nicht etwa der Weltbürger Diogenes in der Tonne, dem die Compagnie des gueux in seiner strengen Enthaltsamkeit und Verachtung der Außenwelt sicherlich nicht nacheiferte, sondern ein lustiges Leben ohne Arbeit war wohl vielmehr ihr Streben. Auch noch bis zur Neuzeit bestand in Villeneuve eine Sitte, die nicht dazu beitrug, die Bewohner zur Arbeit anzuspornen. Jedem Bürger, der am Samstag an der Thür des reichdotirten Spitals klingelte, wurde durch ein Rohr ein Brot herabgeworfen.

Wenn man in Aigle die Eisenbahn verläßt, führt eine der schönsten Kunstraßen der Schweiz nach Unter-Ormont (Ormont dessous), und mag man in dem bequemen Postwagen oder sonst fahren, oder lieber zu Fuß wandern, es steht auf dieser Straße ein herrlicher Genuß bevor. Zur Rechten in der Tiefe hat man auf dem ganzen Wege die Grand'-Eau, welche der Rhône zueilt. Dem Auge wird sie

oft durch Bäume und dichtes Gebüsch an der Abdachung vom Wege verdeckt, der zwar in kühnen Wendungen, doch sanft ansteigt, das Ohr vernimmt überall das Rauschen des Bergstroms. Zur Linken donnern hier und da Wasserfälle herab, welche der Grand'-Eau neue Kraft bringen, und bis an die Felsen heran reichen auf der ersten Strecke des Weges die sorgsam gepflegten Weinberge; dann dominirt das Laubholz, das Auge weidet sich an den kräftigen Nußbäumen, und man begrüßt noch fortwährend stattliche Kirschbäume, wie sie überhaupt in den Bergregionen der Schweiz mit den Nußbäumen im treuen Ausharren wetteifern. Auf der zweiten Hälfte des Weges mehren sich die Tannen, aber das Laubholz hört nicht auf. An der rechten Seite der Thalschlucht streckt sich langhin der mit dichtem Nadelholz bedeckte Chamossaire. Wenn von großer Müdigkeit auch noch nicht die Rede sein kann, wird man doch gern, nachdem man zwei Drittel des Weges nach Sepey zurückgelegt hat, in einem kleinen Cabaret eine Rast machen, und schon aus Wißbegierde wird man einkehren, um zu erfahren, was die zweideutige Inschrift „Autant ici qu'ailleurs“ bedeute. Nach der Erfahrung, die ich machte, sind die Worte nicht Ausdruck der sonst sehr verbreiteten, nicht sehr einladenden Wirthshausmaxime, denn ich bekam für einen geringen Preis einen Schoppen sehr guten Landwein.

In zwei Stunden ist Sepey von Aigle zu erreichen wer aber bei gutem Wetter drei Stunden darauf verwendet wird um so mehr Genuß haben, denn an Stellen, die zum

Verweilen einladen, ist der Weg reich. Bald fesselt die schäumende Grand'=Eau das Auge, bald eine kühn geformte Felspartie, bald eine malerische Baumgruppe, bald eröffnet ein kleines Häuschen im hellen Grün der Matte das Bild vom Leben der Ormontsbewohner.

Sepey, oder wie man dort regelmäßig sagt, le Sepey, 1500 Fuß über der Grand'=Eau, liegt am Fuße des Mont d'or und bildet in der Mehrzahl seiner Häuser einen rechten Gegensatz zu diesem schönklingenden Namen des Berges. Die kleinen chalets in dem gleichen Holzbaustil sind vom Wetter gebräunt und geschwärzt, und nur die zur Aufnahme von Reisenden bestimmten Häuser, vier an der Zahl (l'Etoile, Les trois Suisses, L'hôtel-des-Alpes, Mont d'or), sehen vornehmer aus. Sepey ist zwar der Hauptort von Unter=Ormont, aber unendlich klein; man würde es einen Weiler und nicht ein Dorf nennen, wenn es nicht eine Kirche hätte, die aber vom Ort einige Minuten entfernt auf einer Anhöhe liegt und deren Thurmspitze malerisch aus dem dunkeln Tannengrün hervorragt. Diese Kirche ist jedoch eigentlich nicht Dorfkirche von Sepey, sondern die einzige Kirche des ganzen Unter=Ormont. Der Gang zur Kirche hinauf ist sehr lohnend, denn man erblickt bald, wenn man zurückschaut, die Firnen der Diablerets und die aus dem Schnee kühn sich erhebende Spitze des Oldenhorns, und auf dem Kirchhofe übersieht man das letzte Stück der durchwanderten Gegend.

Ein unliebsamer sanfter Landregen nöthigte mich, in Sepey zu verweilen und zu übernachten. In solchen Situa=

tionen, die in der Schweiz oft genug eintreten, habe ich es mir nun zur Regel gemacht, dem Regen zum Trotz mich nicht unglücklich zu fühlen, und es gelingt mir meistens, in der Gesellschaft, auf die ich dann angewiesen bin, Menschen zu finden, mit denen es sich gut leben läßt. So war es auch in der von Engländern und Engländerinnen angefüllten Pension du Mont d'or. Nach meiner Erfahrung sind die Engländerinnen um so liebenswürdiger, je vornehmer sie sind, und in Sepey war ich unverhofft unter englische Aristokratie gerathen. Ich durfte die Landschaftsbilder der emsig in Aquarell malenden Dame mit den blonden Ringellocken durchmustern, bereitwillig offerirte man mir die „Illustrated London News“ und den treuen Begleiter der Engländer, den lachenden „Punch.“ Bei Tische war die Unterhaltung sehr belebt, und als eine muntere braunäugige junge Irländerin fragte, was denn zu machen sei, wenn der Regen anhalte, erwiderte ich: „I shall write a novel.“ Das gefiel ihr sehr, und sie versprach, sich dabei zu betheiligen. Als der Regen am andern Morgen nicht nachgelassen hatte, fragte sie mich denn: „Did you begin the novel?“ — „No, I could not begin, you did'nt fall in love.“ Aus der Novelle wurde nichts, denn um Mittag kam die Sonne zum Vorschein, und da hatte ich keine Ruhe mehr in Sepey.

Die Straße nach Ober-Ormont (Ormont dessus) ist anfangs noch gut, aber sehr bald wird sie zum Fahren geradezu abscheulich, während die links abbiegende Straße nach der viel besuchten Comballaz bereits eine treffliche

Fahrstraße ist. Die Fußwanderung nach Ober-Ormont ist jedenfalls dem Fahren sehr vorzuziehen. Ein letzter Rückblick auf Sepey zeigt zugleich die wie auf einer gemeinschaftlichen Festungsmauer sich erhebenden Felsenthürme Aï und Mayen, die auch den Namen Jumelles (Zwillinge) führen. Nach einer halben Stunde überschreitet man auf einer soliden Brücke einen Bach, der zu Zeiten wild sein mag, und daneben ist der Berg geborsten, auf dem sich einst die Feste Aigremont erhob, welche die Ormontsthäler beherrschte. Es ist als ob der Berggeist gezürnt hat über die Menschenhand, welche immer mehr sich vergriff an den Mauern der alten Burg, die Jahrhunderte den Wettern getrotzt hatten. Bald wird kaum noch die Stelle zu erkennen sein, an welcher die Burg stand, aber Geschichte und Sage haben manches davon überliefert. Aigremont, im 12. Jahrhundert erbaut, gehörte lange Zeit der jüngern Linie des Hauses Gruyère (Greyers), ging aber an die Pontvoire (Pontverre) über; wenigstens wird als letzter Burgherr ein Pontvoire genannt, der eine große Rolle gespielt haben soll in der Löffelgarde, die Genf von den Bernern zurückerobern wollte. Als Ormont mit dem Canton Bern vereinigt wurde (1475), rächten sich die Hirten für lange Unterdrückung und legten Feuer an die Feste Aigremont. Im Bereich der Sage liegt eine Erzählung aus früherer Zeit. Bei einer Belagerung der Burg oder in einer ähnlichen Gefahr eilten die jungen Bursche des benachbarten Forclaz herbei und retteten mit Gefahr ihres Lebens

die schöne Frau oder Tochter des abwesenden Burgherrn. Zum Dank schenkte ihnen die edle Dame die große Alp Perche, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Frauen daran theilhaben sollten wie die Männer und daß die Mädchen von Forclaz, welche sich außer dem Thal verheirateten, wie auch deren Nachkommen, ihre Rechte daran behielten. Nach Bridel, der die Sage überliefert hat, ist die Bedingung bis zur Neuzeit erfüllt worden, obgleich keine Schenkungsurkunde der Art existirt. Auch der in so manchen Formen auftretende Glaube oder Aberglaube an Schätze in unterirdischen Gewölben hat sich an die Ruinen von Aigremont geheftet. Pontvoire sitzt auf einem großen Stuhl und zählt unablässlich seine Schätze; neben ihm wacht ein großer Bock mit drohenden Hörnern; um Mitternacht hört man schauerliches Lärmen, schwarzgekleidete Mädchen mit weißen Schleiern singen auf den Trümmern melancholische Lieder, bis der Morgen dämmert; dann fliegt ein großer Rabe herbei und nimmt von der Schloßruine Besitz. Die Hirten wagen nur am Tage, sich dem unheimlichen Orte zu nahen.

An Aigremont knüpft sich noch eine andere Schatzsage. Als der Burgherr einst in einer Fehde mit den Wallisern abwesend war, fürchtete seine Tochter einen plötzlichen Ueberfall Aigremonts. Daher sammelte sie ihre Ringe, Ketten und Juwelen, that sie nebst ihrem Spargelde in ein wohlverwahrtes eisernes Kästchen und trug dieses um Mitternacht an das Ufer des Sees Lagot, bestieg dann einen Nachen und versenkte den Schatz in der Mitte des Sees. Aber

nachher hat weder sie selbst noch ein Fischer das Kästchen wieder auffinden können. Noch jetzt sieht man bisweilen an Quatemberabenden das altmodisch gekleidete Fräulein wie einen Schatten am See hinschweben, um ihren Schatz zu hüten oder zu suchen.

Ober-Ormont hat kein größeres Dorf, nicht einmal einen Ort von der Größe Sepeys. Da wo die freundliche Kirche im lieblichen Thalgrunde das Auge des Wanderers anzieht, hat man zwar das Centrum der Landschaft, aber nur wenige Häuser sind um das Gotteshaus gruppirt. Der Ort heißt Vers l'église. Man kann damit vergleichen, daß der Flecken Schwyz bis ins 16. Jahrhundert nur „An der Kirchgasse" hieß. Etwas weiter und nahe an der Hauptstraße steht die Kapelle der von der Nationalkirche gesonderten église libre, und bald hat man einen größern Thalgrund vor sich, der den eigenthümlichen Namen Plan des îles führt. Da lag mein nächstes Reiseziel. Wie ein Palast unter Hütten glänzt das stattliche Hôtel des Diablerets, das von Herrn Röhring aus Bamberg erbaut wurde, als der Strom der ein idyllisches Leben suchenden Fremden zunahm. Gewiß mit Recht wird dieses Hotel, dem jetzt Herr Brocard vorsteht, gerühmt, aber ich zog ein benachbartes chalet vor, das auch als Pension eingerichtet ist und mir von lieben Menschen empfohlen war, die dort glückliche Tage verlebt hatten. Nur mit Mühe fand ich Aufnahme, denn auch dieses chalet war von der englischen Nation occupirt. Die Engländer haben bekanntlich eine treffliche Entdeckungs-

polizei (detective police), und sie wissen auch schöne Gegenden zu entdecken. Dann nehmen sie aber das Vorrecht der Entdecker in Anspruch und pflanzen die englische Fahne auf. Auch dieses chalet hatte sich dem Rule Britannia fügen müssen, und das brachte jedenfalls den Vortheil, daß die Beköstigung vortrefflich war. Obgleich ich gegen diesen Vortheil nicht unempfindlich bin, schlage ich doch das schlichte, liebenswürdige Wesen unserer Wirthsleute, Vater und Tochter, weit höher an.

Da war ich nun mitten in dem gelobten Lande, welches der alte Bridel einst als ein wahres Arkadien geschildert hatte. Manches hat sich zwar seitdem verändert, aber die Lebensweise der Thalbewohner, ihr Hirtenleben ist dasselbe geblieben. Sie nomadisiren wie früher, weil ihnen dies naturgemäß ist und die Beschaffenheit des Landes darauf hinführt. Schon unterwegs hatte ich bemerkt, daß die meisten der an der Straße liegenden oder von dort sichtbaren Wohnhäuser verschlossen und von den Bewohnern verlassen waren. Diebe fürchtet man nicht, und das zurückgelassene Mobiliar steht an demselben Platze, wenn die Hausgenossenschaft wieder einzieht. Sobald der Sommer die untern Alpen mit frischem Grün geschmückt hat, ziehen Menschen und Vieh dahin und lassen sich dort nieder, bis abgeweidet ist, und dann wird ein höherer Weideplatz gesucht. Die Männer tragen beim Auszuge die Geräthe der Sennwirthschaft, die Hausfrau hat nicht selten eine kleine Wiege auf dem Kopfe, den hölzernen Melknapf (boïlle) nebst dem

Regenschirm auf dem Rücken und das Strickzeug in der Hand. Das Stricken scheint ihre Leidenschaft zu sein, nicht blos wie unseren Damen beim Kaffee und Thee, sondern wenn sie behende bergauf und bergab steigen, stricken sie unablässig fort. Der Wechsel des Weidegrundes, nicht selten sieben- oder achtmal in einem Sommer, erklärt die große Zahl der Hütten, mit denen die Berge bis zur Felsregion hin übersäet sind. Die Ormonts sollen mehr als 20000 Häuser und Hütten haben bei einer Bewohnerzahl von ungefähr 2500 Menschen, und als „bewohnte Räumlichkeiten" gibt die neueste Statistik 2260 an. Die Gebäude auf den Alpen sind theils Sennhütten für Menschen und Vieh, theils Gaden (mazots) zur Aufbewahrung des Heues, theils bloße Schutzdächer für das Vieh. Die Sennhütten sind oft und meistens sehr primitiv; der Rauch sucht seinen Weg durch das mit Schindeln belegte und mit Steinen beschwerte Dach.

Jenes Ausziehen der Familien aus ihrer Winterwohnung erinnerte mich an die holländischen Schifferfamilien, welche, wenn die Fahrzeit beginnt, sich im ganzen Personalbestande, mit Kind und Kegel, Hund und Katze, auf das Kuffschiff begeben, um langsam Meer und Flüsse zu befahren.

Die Nahrung der Ormonts-Nomaden ist natürlich einfach. Zwei oder dreimal wird eine große Quantität Brot gebacken; die flachen Brote mit einem Loch in der Mitte werden auf Stangen in der Küche oder meistens in einem geschlossenen Gange steinhart gemacht, ganz so, wie ich es im skandinavischen Norden und in Finnland gesehen habe.

Wenn es gegessen werden soll, wird das Brot (pain gâtelet) in Molken eingebrockt. An Milch und Käse haben sie Ueberfluß, sie gehen aber damit nicht verschwenderisch um. Kartoffeln und gedörrtes oder geräuchertes Fleisch werden häufiger genossen als früher, gehören aber doch nicht zur täglichen Nahrung. Ein Großknecht in meinen heimatlichen Marschen würde ein sonderbares Gesicht machen, wenn ihm zugemuthet würde, sich mit Speise und Trank eines Obersennen (armadi) der Ormonts zu begnügen. Bei festlichen Gelegenheiten leben die hiesigen Hirten in ihrer Weise üppig und da fehlt auch den Wohlhabenden der vaterländische Wein nicht. Zu den allgemeinen Festen der Sommerzeit gehört la mitié (d. i. milieu de l'été) oder mi-chautein (Mitte der Sommerhitze) am letzten Sonntage des Juli oder dem ersten des August. Da kommen zu dreißig Personen in den größern Hütten zusammen, um zu schmausen und fröhlich zu sein, und da hört man auch noch den Kuhreigen, Ranz-des-vaches, der Ormonter, die ihr klangvolles Patois haben. Sonst hört man leider wenig Gesang. Zur Probe will ich einige Verse des originellen Textes dieses Kuhreigens, der ursprünglich aus Freiburg stammen soll, mittheilen:

Les armaillis dé Colombetta
Dé bon matin sé son lévâ,
Ah! ah! lioba! lioba! por aria.
Venidé toté, petité, grozzé,
Et bliantz' é néré, d'zouven é autré,
Dézo stou tzano, yo yié ario,
Dézo stou trimblio, yo yié trinzo!
Lioba! lioba! por aria.

Das heißt auf deutsch: „Die Hirten der Colombetta sind früh aufgestanden. Ho! Ho! Kühe! Kühe! Zum Melken. Kommt alle, kleine, große, weiße, schwarze, junge und alte, unter diese Eiche, wo ich euch melke, unter diese Espe, wo ich (die Milch) gerinnen lasse. Kühe! Kühe! Zum Melken." Spätere Verse lauten:

Invoya no voutra servinta,
No li fari oun bon fri gras.
Ah! ah! lioba! etc.
Ma servinta è tro galésa,
Vo poria bin mé la garda.
Ah! ah! lioba! etc.

„Schickt nur eure Magd, wir wollen ihr einen fetten Käse machen. Ho! Ho! Kühe rc."

„Meine Magd ist allzu hübsch; ihr möchtet sie mir behalten. Ho! Ho! Kühe rc."

Die Melodie dieses Liedes, welche ich im Duett einer trefflichen Sopran- und Altstimme gehört habe, ist ebenso originell als der Text, und namentlich das Presto: Venidé toté etc. macht einen eigenthümlichen Eindruck.

So wie der Gesang im Freien, so wird auch das Tanzen auf grünen Matten, einst eine Leidenschaft der Waadtländer, seltener — ohne Zweifel unter kirchlichem Einfluß, denn tanzlustig wäre doch wohl die Jugend der Ormontsthäler, die nicht wie in großen Städten vor den Jahren alt wird, und wenn man die Elasticität sieht, mit welcher die hochgeschürzten jungen Mädchen, zu denen die Crinoline noch nicht gekommen ist, ebenso behende bergauf als bergab

schreiten, so darf man vermuthen, daß ein rascher Tanzwirbel ihnen eine Herzenslust sein würde. Aber das alte Sprichwort im Patois der Ormonter kommt in Vergessenheit: De bein tsanta, de bein dansi, ne grava pas d'avanci d. h. Tüchtig singen, tüchtig tanzen hindert nicht am Weiterkommen.

Eine allgemeine Landestracht haben weder die Männer noch die Frauen. Sehr gewöhnlich tragen die Männer, außer der Arbeitszeit auf den Alpen, nicht blos an Sonntagen, den lehmfarbenen oder blauen berner Frack, der eigentlich nur eine anständig verlängerte Jacke ist. Die Frauen haben noch eigenthümliche Kopfbedeckungen, von denen sich der trichterartig zugespitzte große gelbe Strohhut ganz chinesisch ausnimmt. Zur Kirche tragen die einigermaßen wohlhabenden Frauen schwarzseidene mit Spitzen besetzte Hauben. Für junge Mädchen nimmt sich dieser Kopfputz, wenn die schelmischen Augen darunter hervorblitzen, altfränkisch und drollig aus, und es wäre zu wünschen, daß diese Tracht, wie sie für die Jugend gewiß nicht althergebracht ist, auch für dieselbe bald wieder aus der Mode komme; das würde der Kirche keinen Abbruch thun.

Die Ormontsbewohner sind bei ihrer naturgemäßen Lebensweise ein kräftiger, nicht sehr großer Menschenschlag, und für ihre Gesundheit spricht, daß der Arzt (maidjo) aus dem fünf Stunden entfernten Aigle nur alle vierzehn Tage mit seiner Handapotheke nach Ober-Ormont kommt, um nachzuschauen, wo etwas fehle. Die großen modernen

Krankheiten, Gehirnerweichung, Herzerweiterung, Magenkatarrh u. dgl. sind unbekannt und die medicinische Terminologie ist höchst einfach.

Die noble Passion der Jagd ist bei den Ormontern nicht sehr verbreitet und größeres Wild wohl auch selten. Weit, weit zurück liegt die Zeit, wo sich noch Bären in diesen Thälern aufhielten, obgleich doch wol der Name Ormont gerade darauf zurückführt, denn in der Volkssprache heißt der Bär or. Gemsen kommen im Hochgebirge vor, aber eine schöne alte Sage, die man eine didaktische Romanze nennen kann, warnt die Ormonter, sich der Gemsjagd zu ergeben. Ein junger Hirt, heißt es, verließ oft die Heerden seines Vaters, um im Nebel der Alpregion auf die Gemsjagd zu gehen. Vergebens hatten seine Aeltern es ihm verboten; er gab sich mit Leidenschaft der gefährlichen Lust hin. Eines Abends, als er sich mitten in furchtbaren Felsgründen befand, wurde er von einem heftigen Unwetter überrascht; der Wind heulte und er wurde von Schnee und Hagel gepeitscht. Da verlor er den Weg und todmüde, von Kälte und Hunger geplagt, streckte er sich auf einem Felsen hin und glaubte sterben zu müssen. Plötzlich erschien in einem Wirbelwind der Berggeist und rief ihm mit starker drohender Stimme zu: „Tollkühner, wer hat dir erlaubt, Tod zu bringen in die Heerden, die mir gehören? Ich jage nicht die Kühe deines Vaters, warum kommst du, meine Gemsen zu jagen? Ich will dir diesmal noch verzeihen, aber es ist das letzte Mal, komm nicht wieder hierher.“ Dann ließ er den

Sturm schweigen und leitete den Jäger zurück auf den Weg zu seiner Hütte, und der junge Mensch blieb fortan bei der Heerde seines Vaters. Treu der tiefen Lehre dieser Sage sind die Ormonter beim Hirtenleben geblieben, und der kräftige Bergstrom, der seit Jahrtausenden ihre Thäler ziert, ist auch noch nirgends Fabrikzwecken dienstbar gemacht. Großer Reichthum findet sich daher nirgends, aber auch keine tiefe Armuth, und es ist bemerkenswerth, daß man in den Ormontsthälern nie von einem Bettler angesprochen wird, wie denn überhaupt, ungeachtet des großen Fremdenverkehrs, das Betteln im Waadtlande gar nicht zu Hause ist wie in andern Theilen der Schweiz, in denen eine neue Curanstalt oder Pension nur zu entstehen braucht, um sogleich das Ungeziefer der bettelnden Kinder in die Nähe zu ziehen. Wer gibt nicht gern einem hungernden Kinde, aber es sind gerade nicht die ärmsten Gegenden der Schweiz, in denen die Kinder zum Betteln abgerichtet werden. Ich bin viel in Graubünden gewandert, erinnere mich aber keines Falles, wo ich angebettelt wurde.

Die sagenreichen Thäler haben unter ihren Ueberlieferungen auch ein goldenes Zeitalter. Da soll die Grand'-Eau Goldblättchen aus dem goldreichen Berginnern (ormont) mit sich geführt haben. Aber die sehr alte pastorale Anschauung einer paradiesischen Zeit ist weit interessanter als jene auf etymologischem Wege entstandene Sage und lebt in der Kinderwelt als Märchen fort. In der Urzeit waren die Kühe von einer ungeheuern Größe. Sie hatten

eine solche Fülle der Milch, daß man statt des Milchkübels sich eines Teiches bedienen mußte, um die Milch einer Kuh hineinzumelken, und man fuhr in einem Boote auf dem Teiche umher, wenn man den Rahm abnahm und in große Gefäße füllte. Eines Tages verrichtete ein schöner junger Senn diese Arbeit; da kam ein Windstoß, der Nachen schlug um und der Senn ertrank. Die jungen Bursche und Mädchen legten Trauer an um diesen Tod, suchten aber vergebens nach dem Leichnam, bis nach mehreren Tagen Butter geschlagen wurde, was damals in einem Butterfasse geschah, das höher war als ein Thurm. Man begrub den Todten in einer großen Höhle, die von den Bienen ausgemauert war mit Honigwaben groß wie Stadtthore.

Das schon erwähnte Patois der Ormonter mag für einen Dialektforscher interessant sein, mir blieb es unverstanden; aber das reine oder doch ziemlich unvermischte Französisch ist unter den Thalbewohnern so allgemein verbreitet, daß dem Fremden für die Unterhaltung mit ihnen keine Schwierigkeit entsteht und er auch wohl überrascht wird durch die Bildung der Eingebornen, wie sie in der Unterhaltung hervortritt. Schule und Kirche haben in neuester Zeit viel gewirkt. Es wird zwar nur im Winter Schule gehalten, aber der Unterricht ist zweckmäßig. Der Schulmeister führt nach französischer Sitte den stolzen Namen Regent, und ihm bleibt dieser Ehrentitel, auch wenn er eine andere Beschäftigung ergreift und etwa Bauer wird. Ein solcher Uebergang ist nicht auffallend, denn als ich fragte: „Was macht denn der

Regent im Sommer?" antwortete man: „Il fauche." Jener Name ist auch gar nicht unpassend, denn Scepter und Schulstock sind doch nahe verwandte Herrschaftssymbole, und in den modernen Staaten kann sich kein König einer so unbeschränkten Herrschaft über sein Volk rühmen, als der Regent in Ober-Ormont über seine Unterthanen. Der „beschränkte Unterthanenverstand" macht ja auch beiden, dem Fürsten wie dem Schulregenten, freilich in verschiedener Weise, oft Sorge. Da die Civilliste des Regenten in Ober-Ormont nicht sehr reichlich ausgestattet ist, so weiß er durch Cumulation von Aemtern seine Finanzen zu verbessern. Nach einer ganz neuen Zeitungsnachricht ist er nicht blos Lehrer, sondern „Schreiber beim Friedensgericht, Salzauswäger, Postmeister und Briefträger, Verkäufer von Stempelpapier und von Schießpulver, Gemeinderath und Bürgerrath." Eine so übervolle Thätigkeit würde ihn erdrücken, wenn ihm nicht seine Ehehälfte treu beistände. Während meines dortigen Aufenthalts ging sie täglich nach Sepey hinunter, um die Post zu besorgen, und war schon um die Mittagszeit wieder zurück. Als ich ihr auf dem Wege begegnete und sagte: „Ah, vous êtes le facteur!" erwiderte sie: „Non, Monsieur, la facteur." Sie mag dieses Französisch verantworten, sie ist ja Französin.

Die mit einer stürmischen politischen Bewegung gepaarte Spaltung der evangelischen Kirche im Waadtland, welche seit 1845 vor sich ging, aber in ihren Anfängen weiter zurückliegt, hat auch die Ormonts erfaßt. Nicht weit von

der Nationalkirche in Ober-Ormont (vers l'église), erhebt sich die Kapelle der Église libre oder freien evangelischen Kirche. Die Freiheit dieser Kirche ist lediglich die Unabhängigkeit vom Staat. Die Kapelle, mit der Wohnung des Predigers verbunden, ist einfach und schmucklos, ohne Thurm und ohne Orgel. Wenn das Geläute der Nationalkirche am Sonntag zum Gottesdienst ruft, kommen auch die Mitglieder der freien Gemeinde heran, und ohne Noth versäumt niemand die Feier. Mütter nehmen ihre kleinen Kinder und selbst Säuglinge auf den Arm, und der Kirchenfrieden wirkt so auf die Kleinen, daß sie während der langen Predigt keinerlei Störung verursachen. Vor mir saß ein Vater mit seinem hübschen kleinen Knaben. Die Wanderung vom Berge herab an dem warmen Augustmorgen mußte den Kleinen sehr müde gemacht haben, denn als der einleitende Choral gesungen war, legte er seinen Kopf an die Seite des Vaters und schlummerte sanft ein. Wenn der Vater fürchtete, der kleine Schläfer möchte sich verrathen, so streichelte er ihm sanft mit der harten Hand die Wange und ruhig schlief der Kleine weiter. Ich hörte wohl aufmerksam der trefflichen Predigt zu, mußte aber immer wieder auf das hübsche Kind blicken und dachte: Qui dormit, non peccat, qui non peccat, beatus est (Wer schläft, sündigt nicht, wer nicht sündigt, ist selig). Hier paßte einmal der Schluß.

Der sonntägliche Gottesdienst beginnt mit einem Choral, der sehr gut gesungen wird, denn auf den Gesang verwendet diese Kirchengemeinschaft eine große Sorgfalt, und im

Winter wird in Ober-Ormont unter der Leitung des Predigers der Kirchengesang eifrig studirt, was denn freilich dem weltlichen Volksgesange in diesem einst so sangreichen Thale bedeutenden Abbruch thut. Wenn einige Choralverse gesungen sind, besteigt ein Aeltester der Gemeinde das Gerüst, welches als Kanzel dient, und liest einen Evangelientext; dann werden wieder einige Verse gesungen und der Prediger, der keinen Ornat, sondern einfache schwarze Kleidung trägt, tritt auf. Es sollen einst, als die Kirchenspaltung vor sich ging, die besten Prediger aus der Nationalkirche ausgeschieden sein, und die freie theologische Facultät in Lausanne bildet fortwährend tüchtige Kanzelredner, daher wunderte ich mich nicht, sowol hier in Ober-Ormont als in Aubonne, wo ich schon vorher dem Gottesdienste der freien Kirche beigewohnt hatte, Predigten zu hören, die nach Inhalt und Form sehr gediegen waren.

Mein Aufenthalt in Ober-Ormont war ein Wechsel von beschaulichem Stillleben und den lockenden Wanderungen, zu denen man an jedem jungen Morgen so aufgelegt ist, wenn man weiß, daß man nach allen Seiten hin Naturgenuß findet, wo man alsbald die Alpenregion erreichen und seine Welt für sich haben kann, die so verschieden ist von dem hastenden Treiben des städtischen Lebens. Da ich am Tage meiner Ankunft genug gewandert war, so konnte ich mir den Genuß erlauben, mit Behaglichkeit von der Bank unter dem Vordache unsers Chalet in die Umgebung zu schauen und mir zuerst das Bild einzuprägen, das mir unvergeßlich

sein würde, auch wenn ich es nicht in der Zeichnung meiner lieben Reisegefährtin aufbewahrte, das Bild von der befirnten Bergmasse der Diablerets, die zu beiden Seiten von Vorderbergen eingefaßt ist, deren dichte Tannenwälder an der Grenze von Berg und Thal zusammenstoßen. Ein ewiges Rauschen, die Symphonie der Grand'=Eau und der aus den Gletschern ihr zueilenden silberhellen Wasserstrahlen, gesellte sich aus der Tonwelt zu dem Landschaftsbilde, und als an einem der folgenden Tage nach einer Gewitternacht die Sonne wieder die Welt verklärte, da waren die Silberstreifen vervierfacht und das Rauschen war zu einem allegro con fuoco potenzirt.

Die Gletscher der Diablerets sollen in fünf Stunden vom Thal aus zu erreichen sein, aber die Beschreibung, welche mir ein junger Engländer von dem Wege machte, konnte mich nicht zu einer so anstrengenden Tour verlocken, sondern ich zog es vor, eine solche Expedition im zweiten Jahrgange des vom schweizerischen Alpenclub herausgegebenen Jahrbuchs nachzulesen. Die Schilderung ist freilich nur mager, aber um so eher konnte ich mich trösten, meine Kräfte für leichtere Excursionen aufgespart zu haben, welche die größte Befriedigung brachten, und von denen die schönste so weit zum Schnee der Diablerets heranführt, daß man glaubt, ihn in einer Stunde fassen zu können, was denn freilich eine von den Täuschungen ist, in die ein für dergleichen nicht geübtes Auge leicht verfällt. Es ist mit diesen großen Räumlichkeiten im Gebirge ebenso wie mit den Entfernungen auf dem

Meere; da glaubt man auch, ein Schiff, dessen Segel und Raaen man deutlich erkennt, sei eine halbe Stunde entfernt, während das seemännische Auge die Entfernung auf einige Meilen schätzt.

Wenn man die Grand'-Eau auf der Brücke überschritten hat, wandert man noch eine Weile in der Ebene auf grünen Wiesen, die von klaren Bächen durchzogen sind, kommt auch noch an einigen recht hübschen Menschenwohnungen vorbei, aus denen Frauen und Mädchen freundlich uns zunicken. Man könnte hier und überhaupt in den Ormontsthälern glauben, das sündhafte Geschlecht der Männer verschwinde allmählich von diesen gesegneten Fluren, aber die Frauen sehen doch nicht danach aus, als ob sie einen Amazonenstaat bilden wollen. Die Männer sind nur zeitweilig oben bei den Heerden und kehren zur Winterzeit zurück, um die Herrschaft wieder zu übernehmen.

Ein dunkler schattiger Tannenwald bildet nun auf dem etwas ansteigenden Wege eine angenehme Abwechselung, obgleich man zum Ausruhen noch gar kein Recht hat, und häufiger wechseln fortan Wiesengrün und Tannengrün miteinander ab. Links am Wege hat eine Lawine des letzten Frühlings eine Anzahl der großen Tannen niedergeschmettert. Bald erreicht man einen schönen Punkt, den das stärkere Rauschen des Wassers kenntlich macht. Zum ersten Mal entwickelt die durch Concentration der herabrinnenden Gletscherwasser entstandene Grand'-Eau ihre volle Jugendkraft in einer Stromschnelle und stürmt muthig über Felsblöcke fort.

Hohe Tannen und frischgrünes Gebüsch an den Abhängen beschatten das glänzende Wassergebild. Das war nun eine unabweisbare Einladung zum Ausruhen, und die Zeit drängte uns gar nicht, denn die Sonne stand noch hoch am Himmel. Alsbald kamen auch vier englisch redende Damen und Herren heran, und an solchen Orten geht man sich nicht ohne Begrüßung vorbei. Es entspann sich sogar bald ein Gespräch, und noch nie ist es mir so aufgefallen, welche Sprünge im Themawechsel in ganz natürlicher Weise eine Unterhaltung in kurzer Zeit machen kann. Zuerst war es zwar das Wasserschauspiel vor uns, das uns alle fesselte, dann kamen die Ormontsthäler überhaupt zur Sprache, und ich merkte aus dem Tonfall der Sätze des einen der fremden Herrn, daß er Norddeutscher war und wohl nur aus Rücksicht auf seine englische Gesellschaft sich der fremden Sprache bediente. Als ich ihm meine Vermuthung mittheilte, räumte er ihre Richtigkeit ein und fügte hinzu, daß er auch schon in mir einen norddeutschen Landsmann gewittert habe. Nach diesem Austausch vertieften wir uns bald in ein deutsches Gespräch und bei einer seiner Aeußerungen entfuhr mir der Ausruf: „Ah, Sie kennen Fritz Reuter!" Das war die Parole zur Flankenbewegung unserer Unterhaltung auf die Stromtid und die Franzosentid, auf Inspector Bräsig und Mamsell Westphalen ꝛc. Es bewährte sich wiederum die Bemerkung eines Zürichers, welcher meinte, die Nennung von Fritz Reuter's Namen wirke auf alle Norddeutschen wie ein Freimaurerzeichen. Gottlob, daß die Stiftung dieses

Bundes unserm lieben Landsmann keine neue „Festungszeit“ bereitet.

Die Engländer in unserer Nähe konnten sich für das ihnen unverständliche Gespräch über die Stromtid nicht interessiren und das Strombild hatten sie lange genug angeschaut, daher mahnten sie zum Aufbruch nach dem Ziel der Wanderung, dem Creux de champs. Statt des schwächer werdenden Wasserrauschens kam bald die Musik an unser Ohr, welche in der Alpenregion so poetisch anklingt, obgleich die Instrumente den prosaischen Namen Kuhglocken tragen. Auf großer Thalfläche weidete Jungvieh und Schmalvieh und führte ein üppiges Leben. Die Ziegen kamen an uns heran mit der stillen Bitte um Salz, das wir ihnen leider nicht zu geben vermochten; die jungen Rinder blickten neugierig auf uns, hielten sich aber scheu zurück. Stolz wie eine junge Königstochter schüttelte ein schönes Rind von Zeit zu Zeit die große Glocke, das Symbol der Herrschaft. Es ist bekannt, daß in den Alpenheerden das monarchische Princip gilt, aber nicht das der erblichen Monarchie, sondern die Siegerin in dem Kampfe beim ersten Auszuge in das Sommerleben ist für die Saison Königin der Heerde; sie empfängt die große Glocke und schreitet bei allen Ortsveränderungen voran, die Unterthanen folgen der „Heerkuh“ ohne Auflehnung gegen das Regiment. Ein glaubwürdiger alter Mann aus Graubünden erzählte mir als eine Thatsache, die er selbst mit angesehen, daß, als eine Kuh, welche zwei Sommer lang die Heerde geführt hatte, im folgenden

Frühling im Entscheidungskampfe von einer jüngern besiegt wurde, sie in große Schwermuth verfiel, nicht fressen wollte und bald geschlachtet werden mußte. Schiller hat diesen Ehrgeiz des „unvernünft'gen Viehes" richtig gezeichnet, wenn er in dem Gespräche von Ruodi dem Fischer und Kuoni dem Hirten den erstern sagen läßt von der braunen Lisel: „Wie schön der Kuh das Band am Halse steht" und den zweiten antworten: „Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt, und nähm' ich ihr's, sie hörte auf zu fressen." Die Aelpler haben vielfach Gelegenheit, das Thierleben, oder, um mit Jakob Grimm zu sprechen, die „Heimlichkeit der Thierwelt" genau zu beobachten; sie thun dies auch, aber sie reflectiren darüber nicht wie der gebildete Berliner, der mit scharfer Logik einem Appenzeller aus dessen Heerde bewies, wie naturgemäß die absolute Monarchie sei. Der einfältige Appenzeller konnte aber die Consequenz der berliner Logik nicht fassen, sondern meinte, es sei doch ein Unterschied zwischen Menschen und Rindern.

Auf der Thalfläche, die wir betreten hatten, erhebt sich ein kleiner Hügel, von welchem man die Rundschau auf eine Gebirgsgegend hat, welche mit einer Gegend in den Pyrenäen die größte Aehnlichkeit haben soll. Man befindet sich am Fuße der Diablerets in einem großartigen Felsenamphitheater. Die ungeheuern nackten grauen Felsen rings umher geben das Bild der unveränderten Urwelt, aber im Gegensatz zu der starren Ruhe springen die Gießbäche von dem Gletscher hoch oben herab, um die Grand'-Eau zu bilden.

Einer der berühmtesten Waadtländer, der General Cäsar Laharpe, der Erzieher des Kaisers Alexander I. von Rußland, liebte den Creux de champs ganz besonders und wußte diesem imposanten Schauplatz keinen andern in den heimatlichen Alpen zu vergleichen. Auch Albrecht von Haller kam hierher und fand auf der höher gelegenen Alp Prapioz die seltensten Alpenpflanzen.

Zu den schönen Promenaden in Ober-Ormont gehört auch der Gang zu den Cascades du Dard, näher zum Oldenhorn hin. Im schnellsten Laufe vereinigt sich der Dard mit der Grand'-Eau und daher mag der Name kommen, denn dard bedeutet Wurfspieß oder Pfeil, vielleicht ist aber der Name von dem mit Pfeilschnelle von den Felsen herabschießenden Wasserfall auf den durch ihn gebildeten Fluß übertragen. Nachdem man über grüne Wiesen und sanft ansteigende Hügel, hier und da durch ein Tannengehölz, zum Wasserfall und dem Schluß des Thals nahe gekommen ist, wo man über den Col de Pillon ohne große Mühe nach G'steig (Châtelet) im Saanenthal gehen kann, wird die Gegend einsamer und der Thalgrund unterhalb des Wasserfalls ist mit einer Menge von Felsblöcken bedeckt, die zu verschiedenen Zeiten aus dem Gebirge herabgeschleudert sind. Ueberhaupt scheinen die Berge, von denen die Ormontsthäler eingeschlossen sind, bei aller Solidität von Zeit zu Zeit sehr unruhig zu werden. Man sieht an manchen Stellen die Spuren von Bergstürzen. Ein kleines Bergthal, la Cheville, am Fuße der Diablerets und auf der Grenze von

Waadtland und Wallis, wurde, nach dem Bericht von Vulliemin und andern, im Juni 1714 schrecklich heimgesucht. Zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags löste sich plötzlich ein großes Felsstück in Form eines Kegelschnitts von den Diablerets ab und vergrub 45 Sennhütten, 15 Hirten und über 100 Kühe. Eine dichte Staubwolke erfüllte die Luft uud Funken sprühten aus den aneinandergeschmetterten Steinen, die dann im Umfange einer Quadratmeile hoch aufgethürmt liegen blieben. Zu den verschütteten Hirten gehörte auch ein Walliser aus dem Dorfe Avent, und seine Familie stiftete ihm eine Seelenmesse. Aber plötzlich nach drei Monaten erschien er wieder, bleich und entstellt mit struppigem Haar und wildem Bart. Er sah eher einem Gespenst als einem Menschen ähnlich, daher lief das ganze Dorf zum Pfarrer, um ihn zur Beschwörung des zurückgekommenen Geistes zu bewegen, dem die Seelenmesse keine Ruhe gebracht hatte. Mit Mühe gelang es dem Unglücklichen, seine Mitbürger zu überzeugen, daß er am Leben sei. Durch die unheimliche Bewegung in der Luft und ein unterirdisches Getöse erschreckt, hatte er sich, als der Berg zu stürzen begann, in seiner Hütte auf die Knie geworfen und gebetet. Er wurde nun zwar in Finsterniß begraben, blieb aber unverletzt und konnte durch einige Käse und ein spärliches Wasser sein Leben erhalten, bis es ihm endlich gelang, einen Ausweg aus dem Reiche der Finsterniß zu gewinnen. „Gott", sagte er, „hat mich wieder mitten unter die Lebendigen zurückgesandt, damit ich Zeugniß gebe von seiner Güte."

Ein zweiter Bergsturz zerstörte 1749 wiederum 40 Sennhütten und häufte Trümmer auf Trümmer. Wie sich der Volksglaube inmitten solcher Erscheinungen und wo fortwährend Steine von dem zerrissenen Gebirge herabrollen, gestaltet habe, ist leicht zu errathen. Auf den Diablerets, den Teufelsburgen, ist der Vorhof der Hölle und es wohnen da boshafte Teufel, die sich oft miteinander entzweien. Eine Partei derselben wollte den Berg auf das Wallis, die andere auf die Waadt werfen; die erstere war aber stärker, und so fielen die Felsmassen zumeist auf das walliser Gebiet. Weil die schaurigen Naturerscheinungen den Menschen am meisten ergreifen und ihn seine Ohnmacht fühlen lassen, so hat sich auch daran vornehmlich der Aberglaube angesetzt und die Gestalten der Sage sind finster und böse; aber es fehlt hier auch nicht an lieblichen Wesen, welche den Menschen hold sind. Einst wurde eine junge Fee die Frau eines hübschen jungen Hirten, und gar sauber und zierlich wußte sie das Häuschen einzurichten, welches sie am Berge bewohnten. Aber der Mann hielt nicht die Treue, welche er auf ewig gelobt hatte, und da konnte sie nicht bei ihm bleiben, sondern mußte wieder das freie Leben eines Luftmädchens ergreifen. Schützend umschwebte sie aber das Häuschen, in welchem sie irdisches Glück zu finden gehofft hatte.

Im Rückblick auf das Gesammtbild der Ormontsthäler, welche ich in der zweiten Hälfte des Augustmonats durchwanderte, sehe ich sammetgrüne Wiesen mit lieblichen Frühlingsblumen, auf andern Flächen erscheinen aber schon die

Herbstzeitlosen (Colchicum autumnale); kleine Felder tragen noch ungeschnittene Gerste und auf großen Kirschbäumen sitzen noch reifende Früchte; schwarze Tannen wechseln mit Ahorn und Platanen; ewiger Schnee und Gletscher lagern auf den höchsten Bergen. In dem Gesammtbilde sind Frühling, Sommer, Herbst und Winter vertreten.

Einen großen Theil des Jahres hindurch mag das Bild dieser Thäler recht einförmig sein und es hat auch Zeiten gegeben, in denen das friedliche Idyll des Hirtenlebens in einen Kriegsschauplatz verwandelt war. Im Jahre 1798 hielten die Bewohner der Ormonts, die immer freundnachbarlich mit der deutschen Bevölkerung des Saanenthals gelebt hatten, treu zu Bern und leisteten den andringenden Franzosen tapfern Widerstand. Als schon die Bewohner von Unter-Ormont von der Uebermacht unterdrückt waren, setzten die kräftigen Schützen von Ober-Ormont den Kampf muthig fort. Sehr schön hat Monnard in der Geschichte der Eidgenossen diese Episode aus der großentheils unerquicklichen Schweizergeschichte jener Zeit geschildert. „Eine zweite Colonne revolutionärer Truppen brach von Bex auf, in der Absicht, durch Ober-Ormont nach Bern zu gelangen. Sie war von einem Waadtländer befehligt, dem Oberstlieutenant Forneret, der sich in einem bernischen Regiment in sardinischen Diensten zum Offizier ausgebildet hatte. Die Berge waren mit tiefem Schnee bedeckt. Die Colonne, schon ermüdet, entfernte sich eine halbe Stunde von der Straße, um die Nacht in Taveyannaz, einem aus Senn-

hütten bestehenden Dorfe, zuzubringen. Die Franzosen, wegen der Strapazen gegen den Offizier aufgebracht, welcher diesen Seitenweg angerathen hatte, wollten ihn ins Feuer werfen, welches sie bei der Zerstörung von Heuschoppen anzündeten. Ein Waadtländer kam vor Erschöpfung um. Der Mondschein gestattete, noch ehe die Nacht vorüber war, aufzubrechen. Am 5. März, mit Tagesanbruch erreichte man die Höhe von La Croix d'Arpille. Erschöpft durch den Marsch und erschreckt über den Anblick dieser wilden Gegend, riefen die Franzosen halb scherzend halb zornig aus: „Dies ist ein Land, durch welches der liebe Gott nie gezogen ist." Die Vorhut der Ormonter hatte sich hinter einem natürlichen Graben, am Saum eines Gehölzes, aufgestellt, um Zuzug zu erwarten. Eiligst legte sie einen Verhau an. Forneret wollte vor demselben seine Leute in Schlachtordnung stellen und mit dem Bajonnet angreifen. Aber der enge Raum zwischen dem tiefen Bett des „großen Wassers" und den schroffen Felsen, ebenso der Schnee, in den seine Soldaten bis auf die Hüften einsanken, machten jede Seitenbewegung fast unmöglich. Forneret rief: vorwärts, vorwärts, meine Kinder! Allein die zusammengedrängte Mannschaft blieb wie am Boden festgewurzelt stehen, während die Gewehre der Ormonter, deren Feuer hinter den Baumstämmen und über den Verhau hervorblitzten, den Tod in ihre Reihen schleuderten. Das Gefecht dauerte schon seit drei Stunden; der Schnee war von Blut geröthet; noch schien der Ausgang fern, als Forneret, von einer Kugel in

die Brust getroffen, fiel. Tags darauf verschied er im Pfarrhause Gryon unter furchtbaren Schmerzen. Sein Fall entmuthigte die Seinigen, man schlug zum Rückzuge. Aber die Bergbewohner, durch den langen Kampf um den zehnten Theil ihrer Leute gebracht, vor Anstrengung erschöpft, und ohne Munition, waren außer Stand, ihre Gegner zu verfolgen. Mit Wunden bedeckt, zogen sie sich in ihr Thal zurück. Dort erfuhren sie die Niederlage der Unter-Ormonter von Forclaz und die Annäherung des siegreichen Feindes. Außer Stand, der Ueberzahl desselben Widerstand zu leisten, streckten sie das Gewehr und nahmen unter Thränen von ihrem Anführer, dem Obersten Fischer von Bern, Abschied, der sich mit einer Abtheilung deutscher Truppen zurückzog, welche zur Unterstützung der tapfern Ormonter gekommen waren. Nach einigen Tagen ward Forneret mit großem Gepränge zu Bex unter einem Freiheitsbaume bestattet. Die tausend Mann starke Besatzung holte seine Leiche eine Viertelstunde vor dem Flecken ab; sie ward von zwölf Offizieren getragen; weiß gekleidete Mädchen mit Lorbeerkränzen in den Händen begleiteten den Sarg. Mangourit, der französische Resident in Wallis, hielt von einer Bühne herab eine Rede voll republicanischen Feuers und voll Hasses gegen Bern."

Der Aufenthalt in diesen gesegneten Thälern hatte mir viel Schönes dargeboten, aber juristische Entdeckungen hatte ich nicht gemacht, als ich doch noch in der letzten Zeit zu einem interessanten juristischen Thema hingezogen wurde,

zu der praktisch gewordenen Frage nach den Rechtsverhältnissen an Gletschern. Für eine topographische Vermessung im Jahr 1863 sollte die Gemeinde Ober-Ormont im Umfange ihres Gebiets die Hälfte der Kosten tragen, die andere Hälfte der Staat. Die Gemeinde weigerte sich dessen insoweit, als von dem auf die Gletscher, Felsen und wüsten Strecken der Diablerets fallenden Betrage von 1243 Frs. 50 Cent. ihr die Hälfte zugeschrieben wurde. Sie machte geltend, das sei nicht Gemeindeboden, sondern Staatsboden, und namentlich die Gletscher seien wie die Seen und Wasserläufe Eigenthum des Staats. In den letzten Jahren hat man nun angefangen, das Eis der Gletscher auszubeuten, und es ist sicher anzunehmen, daß das Gletschereis fortan in steigender Progression Handelsartikel sein werde. Jetzt behauptet der Staat: die Gletscher sind mein, und wer Eis haben will, muß eine Concession lösen. Schon im Jahre 1863 sind aus Wallis auf der westschweizerischen Eisenbahn verschickt worden: nach Genf 9516 Centner Gletschereis, 1138 Centner nach Basel 2c. Auf andern Wegen wurden ebenfalls große Massen ausgeführt in die ebene Schweiz, nach Frankreich, nach Deutschland uud nach Italien, wohin auch Graubünden geliefert hat. In Paris soll man das Eis aus dem berner Oberlande am besten gefunden haben. Ein baldiger Mangel an Gletschereis zum Versenden, auch wenn man blos die der Eisenbahn näher liegenden Gletscher in Anschlag bringt, ist zwar nicht zu befürchten; der Glacier de Trient bei Martigny, den man schon am

meisten in Anspruch genommen hat, glänzt wie zuvor als großer Vorposten der Eisfelder des Montblanc, der Gletscher der Diablerets soll 283000 Quadratruthen umfassen, und die Dicke des Eises der großen Gletscher zu messen, ist wohl noch kein Versuch gemacht. Aber das Gletschereis hat Werth bekommen und die obige Frage muß entschieden werden, denn es sind bereits Concessionen zur Ausbeutung beim Staat wie bei einzelnen Gemeinden, z. B. Bex, nachgesucht. Für Ober-Ormont könnte man glauben, die Gemeinde habe ja in der angeführten Erklärung und Weigerung Verzicht geleistet, allein juristisch ist das nicht anzunehmen, denn man kann nur verzichten auf ein zukommendes Recht, und ein Recht der Gemeinde an dem Gletscher ist eben zweifelhaft. Eher könnte man sagen, da der Staat genöthigt worden sei, die Vermessungskosten allein zu tragen, so dürfte man hier das für einen andern Fall entstandene hübsche deutsche Rechtssprichwort anwenden: „Der den bösen Tropfen genießet, genießt auch den guten"; allein wenn der Streit endgültig entschieden werden soll, so wird man doch auf die Fundamentalfrage zurückgreifen müssen, ob die Gletscher in jemandes Eigenthum stehen.

Das römische Recht scheint eine einfache Lösung zu bringen. Die römischen Juristen führen als Sachen, woran nach dem Naturrecht das Eigenthum keinem, das Benutzungsrecht allen zusteht (communia omnium), die Luft, das fließende Wasser, das Meer und das Ufer des Meeres auf. Die Gletscher erwähnen sie zwar nicht, aber man

könnte geneigt sein, nach der Analogie die Gletscher in diese Klasse der Sachen zu rechnen, da sie größere oder kleinere Eismeere seien und sowohl der bekannte Gletscher bei Chamouny Mer de glace als der Grindelwald-Gletscher Eismeer genannt werde. Allein so passend diese Bezeichnungen auch in der bilderreichen Touristensprache sein mögen, der Jurist kann doch die Gletscher nicht dem unermeßlichen Meere coordiniren, das die römischen Juristen in ihrer Classification der Sachen der Luft gleichstellten, und er wird vielmehr die Gletscher den Seen vergleichen oder er wird der Ansicht des genfer Naturforschers De la Rive Glauben schenken, daß die Gletscher sehr langsam sich bewegende Flüsse seien oder er wird darauf das Gewicht legen, daß die Gletscher in ihrer natürlichen Bestimmung die Quellen der Ströme und Flüsse sind, die Werkstatt, „wo die Natur dem dürstenden Lande sein Wasser bereitet." Das führt denn darauf, der Behauptung der Gemeinde Ober-Ormont beizustimmen, die Gletscher seien wie die Seen und Ströme Eigenthum des Staats. Aber wir befinden uns dabei immer noch auf dem etwas unsichern Boden der Aehnlichkeiten und gegenüber dem Satze, daß die Gletscher nach der Oekonomie der Natur und in ihrer natürlichen Bestimmung die Quellen der Flüsse seien, läßt sich doch behaupten, daß, wenn auch manche Flüsse aus und unter den Gletschern hervorkommen und fortwährend von den Gletschern Zufluß erhalten, so sind doch nicht die Gletscher an sich die Quellen der Flüsse, und das Wesen der Gletscher als compacter Eis-

massen und Eislager geht in jener Beziehung nicht auf. Im Buchstabensinn ist Gletscher, welches Wort erst dem in der welschen Schweiz entstandenen glacier nachgeformt wurde, wie dieses auf das lateinische glacies zurückzuführen und daher eben nur = Eis. Wählen wir die gewiß nicht unpassende Uebersetzung Eislager, so führt das auf den Bergboden, die Unterlage aller Gletscher, und diese erscheinen als Zubehör des Bergbodens, auf dem sie ruhen. Als die obige Frage in Ober-Ormont zu einem praktischen juristischen Thema wurde, handelte es sich nicht blos um den Gletscher, sondern auch um die Felsen und wüsten Strecken (terrains vagues) der Diablerets, also um eine große Bergregion, welche die Gemeinde als fonds déserts bezeichnete im Gegensatz zu der von ihr zur Hauptbeschäftigung, der Alpenwirthschaft, benutzten untern Region des Berges, die zugleich nutzbare Waldung enthält. Jene obere Bergregion, mit dem Gletscher, kann nun, wenn man von der modernen Anschauung ausgeht, daß aller Grund und Boden in einem Staatsgebiet in einem Eigenthum stehe, nur der Staatsdomäne zugerechnet werden, weil sie weder je in ein Privateigenthum gekommen ist, noch der durch das gemeinsame Interesse der Alpenwirthschaft und Viehzucht verbundenen und dadurch entstandenen Gemeinde für dieses Interesse gedient hat. Vor Jahrhunderten, als und soweit die Länder der Schweiz noch zum deutschen Reiche hielten, rechnete man solche Regionen zum Reichsboden, wie wir aus den langen durch Markstreitigkeiten zwischen Schwyz und dem Gottes-

hause Einsiedeln veranlaßten Verhandlungen sehen, in denen von dem finstern Walde und der Einöde gesagt und betont ist, daß „solche Wilde dem Reich von Eigenschaft zugehört habe.“

Jene wilde Bergregion der Diablerets mit dem Eislager zur Staatsdomäne zu rechnen, dazu berechtigt dann auch der Art. 342 des waadtländischen Code civil, welcher lautet: „Die Landstraßen, die Flüsse, die Seen, die Ufer, die Häfen und im Allgemeinen alle diejenigen Stücke des Cantonsgebiets, die eines Privateigenthums nicht fähig sind, werden als Zubehör der Staatsdomäne angesehen.“ Folglich ist der Staat in seinem Recht, wenn er verlangt, daß der Privatmann oder die Gesellschaft, welche Gletschereis ausbeuten wollen, dazu eine Concession nachsuchen, und eine Concessionsgebühr ist auch gerechtfertigt. Diese Gebühr müßte aber nur eine mäßige sein, denn wenn es kaum in Anschlag gebracht werden kann, was der Staat in dem Gletschereise von seinem nutzbaren Eigenthum abgibt, so ist andererseits sehr beachtenswerth, daß durch diesen neuen Industriezweig der Nationalreichthum vermehrt wird, diese Industrie daher vom Staat zu begünstigen ist. Wenn man deswegen geneigt sein möchte, von diesem nationalökonomischen Gesichtspunkte aus die Concessionsgebühr zu verwerfen, so spricht doch ein anderer Umstand für eine mäßige Abgabe der Art. Es bedarf zur Ausbeutung des Gletschereises in der Quantität, durch welche dasselbe Handelsartikel werden kann, an einem bestimmten Orte einer größern Ein-

richtung für eine nicht unbedeutende Anzahl arbeitender Personen. Dadurch wird eine Aufsicht von Staatswegen und eine Bemühung zur Aufrechthaltung der Ordnung nothwendig, und diese Ordnung ist mehr gesichert, wenn die Unternehmer ausschließlich concessionirt sind.

Wollte man für die Beantwortung der obigen Frage sich anlehnen an das Bergregal in Betreff der Metalle, so würde man so ziemlich zu demselben Resultat kommen, zu welchem meine auf den Artikel 342 des waadtländischen Civilrechts hinsteuernde Deduction gelangt ist. Dagegen verhehle ich mir nicht, daß — wie Talleyrand von der Jurisprudenz sagte: „elle donne les armes pour et contre“ — gegen meine Deduction eine andere sich erheben könnte, die den Gemeinden günstiger wäre und wohl mehr auf die Beistimmung des schweizerischen Volks rechnen dürfte, zumal in der deutschen Schweiz und in Graubünden, wo die Gemeinden die größte Selbständigkeit haben. Es würde von dieser Seite auch darauf hingewiesen werden können, daß, wo durch Zurückweichen eines Gletschers nutzbares Weideland entsteht, es durchaus Uebung ist, dieses den anstoßenden Alpen zuzurechnen. Es ließe sich überhaupt über die Rechtsverhältnisse an Gletschern ein gelehrtes Buch schreiben, in welchem eine Reihe damit zusammenhängender Fragen zur Sprache kämen, die aber der gelehrteste Jurist nicht lösen könnte, wenn er nicht eine mit den Anschauungen der Alpenbewohner in Verbindung stehende Sachkenntniß hätte.

Zum Schlusse will ich nur noch als Curiosum erwähnen,

daß das zum Handelsartikel gewordene Eis nicht blos den Scharfsinn der Juristen aufruft, sondern auch schon die Weisheit der Zöllner auf die Probe gestellt hat. Wenn ich hier die Zöllner und Juristen zusammenbringe, so will ich mich jedoch ausdrücklich dagegen verwahrt haben, als ob ich dies im Hinblick auf das bekannte „Zöllner und Sünder" thäte.

Als in einem (amerikanischen) Hafen eine Schiffsladung Eis angekommen war, hatten die dortigen Zollbeamten Zweifel, ob Eis trockene oder nasse Waare sei, aber bevor sie darüber einig wurden, war das Eis im Schiffe geschmolzen. Ein russischer Zollbeamter würde sich rasch geholfen haben, denn als vor mehreren Jahren für einen berühmten Akademiker in Petersburg eine Schädelsammlung an der Zollgrenze anlangte, wußte der Zollbeamte diese seltene Waare nicht sogleich unterzubringen, aber ein zweiter Blick auf seinen Tarif zeigte ihm den Artikel „getragene Sachen."

III.

Aus dem Bündnerlande.

Sich um des Kaisers Bart streiten ist bekanntlich ein unberufenes, nutzloses Unterfangen. Das thun denn auch die Graubündner nicht, aber vor wenigen Jahren entbrannte in Chur ein Kampf über die heraldisch-zoologische Frage, ob der Steinbock im Wappen des Landes mit oder ohne Bart sein solle. Der Steinbock hat seinen Bart behalten, und die einst wichtige Tagesfrage hat gänzlich einer weit größern Frage, die für Chur eine Lebensfrage ist, weichen müssen: Lukmanier oder Gotthard? Das ist kein Streiten um des Kaisers Bart. Es handelt sich darum, ob die directe große Eisenbahnstraße nach Italien durch Graubünden führen soll; vorläufig ist aber auch doch noch die Frage, ob die mächtigen Berge in der einen wie in der andern Richtung sich dem Willen und der Kunst der Menschen fügen wollen. Thun sie dies nicht, so käme doch die Formel: Lukmanier oder Gotthard? auf ein Streiten um des Kaisers Bart hinaus. Gegenwärtig verfechten die Graubündner ihr an den Lukmanier geknüpftes Interesse mit der eisernen Natur des Steinbocks gegen den züricher Leuen, der seinen

Blick nach dem Gotthard gerichtet hat. Vom historischen Standpunkt könnte man dieses Liebäugeln mit dem Vierwaldstättersee und der Gotthardbahn Undank nennen, denn Zürich verdankt seine Größe und seine Bedeutung als Handelsstadt in alter Zeit nicht zum wenigsten seinem See und der sich daran schließenden Handelsstraße durch Graubünden nach Italien und hat auf diesem Wege nicht blos Citronen bezogen, sondern manche süße Frucht aus den Gärten der Hesperiden sich geholt. Aber König Nobel ist ein Mann unserer Zeit und hat nicht die alte Vergangenheit, sondern die neue Zukunft im Auge.

Als ich kürzlich einmal wieder der mir so wohl bekannten alten Stadt Chur mich näherte, zog ich in Erwägung, was ich zu antworten habe, wenn man am Thore mit der Parole: Lukmanier oder Gotthard? mich empfinge. Ich legte mir eine Antwort zurecht, daß ich ja nur ein Hintersasse von Zürich und nicht im Besitze von Nordostbahnactien sei, daß zwar alle Wege nach Rom führen, ich aber den Weg vorziehe, auf welchem ich Chur zu berühren habe, von wegen der Liebenswürdigkeit der Churer u. s. w. Mir wurde aber diese Antwort, die immerhin reine Wahrheit gewesen wäre, erspart, denn das Thor war beseitigt. Seit Chur von der Eisenbahn erfaßt ist, hat man die alte Bekleidung zu eng gefunden und die mehrhundertjährigen Mauern und Thürme und Thore müssen verschwinden. Da ich das (untere) Thor nicht mehr fand, das mir früher als Kompaß diente, hatte ich Mühe, mich zu orientiren, und

wie der Hamburger bei der Aufhebung der Thorsperre sagte ich: „Wo kann't angahn?“ So etwas mag auch der ehrsame Bürger von Chur fragen, wenn er aus seiner schmalen düstern Gasse herauskommt und weder Thor noch Thorwächter zur Sicherung der Stadt findet. Träumend wird er ins Freie gehen und umschauen, ob denn der Kalánda noch stehe. Ja, den müssen sie doch stehen lassen, und die Maiensässe, das Bürgerjuwel, lassen sich die Bürger auch nicht nehmen.

Das Bleibende im Wandel war mir vor dem ehemaligen Thore ein Privathaus, dessen Name mich schon anheimelt, so oft ich es betrete, das „Rigahaus“, so getauft von dem Eigenthümer zur Erinnerung an manche in der schönen Dünastadt verlebte Jahre. Als ich das erste Mal in dieses Haus kam, konnte ich zu meiner Legitimation nichts beibringen, als daß ich Riga kenne, und sofort wurde mir die volle nordische Gastfreundschaft zu Theil, die ich so oft und so reichlich an der Düna genossen hatte. Ich wurde erinnert an die Erzählung eines Naturforschers, der im Anfang dieses Jahrhunderts in das bündnerische Hochthal Avers kam. Er meldet: „Bevor ich noch eine Hütte in diesem Thal erblickte, wurde ich auf eine mir ganz unerwartete Art bewillkommt. Ein hübsches Alpenmädchen, welches mir entgegenkam, reichte mir ihre Hand mit den Worten: «Seid willkommen, mich freut, daß Ihr gekommen seid, und wenn es Euch gefällt, so bleibt bei uns.» Bei dieser aufrichtigen und unschuldigen Rede war ich etwas

überrascht, aber mein Führer sagte mir: «Herr, hier ist der Gebrauch so, denn das Volk, welches so abgeschieden von der Welt lebt, sieht jeden Kommenden als seinen Freund an.»" Der Naturforscher blieb über Nacht und freute sich der belebten Unterhaltung mit den Thalbewohnern: „aber es wollte diesen Leuten nicht in den Kopf gehen, daß er den Bergen und Steinen zu Gefallen diese Reise mache." Aehnlich wie dem Fremden in Avers ist es mir in dem freilich gar nicht einsamen Rigahause ergangen; als ich zuerst eintrat und so oft ich wiedergekehrt bin, ist mir eine Tochter des Hauses entgegengekommen, deren Bewillkommnung mir immer klang: „Wenn es Euch gefällt, so bleibet bei uns."

Ich habe oben im Vorübergehen die „Maiensässe" erwähnt, welcher Name zwar allgemein bündnerisch ist und auch in andern Theilen der Schweiz, z. B. in Toggenburg, vorkommt, aber für die Churer einen besonders süßen Klang hat, weil er ein Hauptstück ihrer Frühlingspoesie einschließt. Maiensässe sind die Voralpen, auf welche das Vieh im Mai, einige Wochen vor der eigentlichen Alpfahrt, getrieben wird, eine Einrichtung, die sehr zweckmäßig ist, weil dadurch die Rinder nach dem langen Aufenthalt in der warmen Stallatmosphäre allmählich an die feine Bergluft gewöhnt werden. Chur, obgleich Handelsstadt, läßt doch die Alpenwirthschaft nicht fallen und hat seine schönen Maiensässe am Pizockel. Wenn nun die Frühlingssonne des Wonnemonats das saftige Grün der Bergabhänge hervorgelockt hat, mögen auch die Spitzen der Berge noch Schnee tragen, so wandern

die Rinder hinauf in die Freiheit des Sommerlebens, und wenn dann einige Tage vergangen sind, so müssen doch die Eigenthümer nachschauen, wie sich das liebe Vieh dort oben befinde. Aber sie wollen diese Freude nicht allein genießen und nicht allein mit den Frauen und Kindern, sondern Freunde und Bekannte werden geladen in die Alphütten, um die frische Butter und den süßen Nidel (Rahm) zu kosten. Weil jedoch die ungewohnte Hirtenkost schaden könnte, so werden vorsorglich andere Speisevorräthe hinaufspedirt, und lediglich der Gesundheit wegen darf der erwärmende Oberländer oder die Perle der Weine, der Veltliner eines guten Jahrganges, nicht fehlen. So wird der Bürger von Chur für einen Tag im schönen Mai idyllisch, denn seine Mittel erlauben ihm das, und man insinuirt sich bei ihm, wenn man das Gespräch auf die Maiensässe bringt und ihn dadurch verleitet, beredt zu werden.

Aber man hüte sich, nach einem andern Local, dem Scalära-Tobel, zu fragen; da wird er mißtrauisch und ernst, er wittert hinter dieser Frage die Zumuthung, an die Hölle zu denken und macht, wenigstens in Gedanken, ein Kreuz. Es blieb mir lange unklar, welche Bewandtniß es mit diesem Tobel habe, bis ich durch Bücher darüber Aufschluß erhielt und da habe ich mir denn auch den Ort, etwa eine Stunde von Chur entfernt, angesehen. Im vorigen Jahrhundert war dort noch mehr Waldung und einst stand dort auf einem Felsenvorsprung die Burg Ruchenberg, deren Trümmer jetzt mit der Steinwüstenei des genannten Tobels, das man viel=

mehr einen Complex mehrerer schauerlicher Tobel nennen kann, harmoniren. Die hier ins Rheinthal mündenden Tobel sind das Ende von Bergschluchten des Montelin. Vernaleken, der in seinen interessanten Alpensagen die Sage vom Scalära-Tobel mit dem in unserer Zeit wieder so sehr zu Ehren gelangten Wuotan und dessen wildem Heere in Verbindung setzt, meldet Folgendes: „In diesem Tobel, dessen Name schon die Umwohner mit Schauder und Entsetzen erfüllt, vernimmt man ein grausenhaftes Getöse. Zwischen nackten, himmelhohen Felsenwänden donnert und kracht es unaufhörlich und man nimmt am Tage nichts wahr als Schutt und Gestein. Nachts aber hört man bis Trimmis ein entsetzliches Geheul. Ist es Mitternacht geworden so steigen aus tausend Klüften und Felsspalten menschliche Gestalten hervor. Das sind die verstorbenen Bürgermeister, Rathsherren, Vögte und andere Bürger der Stadt Chur. Sie machen allerlei seltsame Geberden. Die Vornehmen reiten auf Schimmeln, und wenn sie alle versammelt sind, eine unabsehbare Volksmenge, dann setzt sich der Zug in Bewegung, die Reiter voran, der letztverstorbene Bürgermeister an der Spitze der Reiterei. Es geht hinunter durch das Tobel, über die Landstraße und durch das Gebüsch bis an den Rhein. Dort tränken sie die Pferde, der Zug wendet um und kehrt schweigend wieder in die Schluchten zurück. So geht es jede Nacht; aber nicht jeder kann die Geister sehen, die hier ewig ihren Aufenthalt haben. Wenn ein angesehener Bürger stirbt, dann wird es allemal besonders

lebhaft in Scalära, und man hört das Rufen und Getöse in weiter Entfernung.“ Vom Pfarrer Sererhard in Seewis, der 1742 unter dem Titel «Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreier Bünde» eine genaue Beschreibung seines Vaterlandes lieferte, die nicht gedruckt ist, wird ein Augen- und Ohrenzeuge des nächtlichen Rittes producirt. Dieser, ein ehrlicher Mann, bezeuge, eine solche Cavalcade erst vor einem Jahre Nachts beim Mondenschein selbst gesehen zu haben, «als er bei einem Stall nicht weit vom Rhein das s. v. Mastvieh wartete; sie sei zwischen dem Stall und Hause hinabgefahren, habe sich aber beim Rhein nur eine kleine Weile verweilet und bald wieder zurückkommen, da er die weißen Pferde von den schwarzen distinguiren können, auch observirt, daß zugleich etlich wenige Weibspersonengestalten mit unter diesen Reutern gewesen und daß den Pferden dann und wann Feuerfunken aus den Naslöchern gefahren».“

Es lag nicht in meinem Plan, diesmal länger in Chur zu verweilen, und da der Herbst so voreilig war, so durfte ich auch nicht warten, wenn ich noch eine höhere Region, auf die mein Augenmerk stand, genießen wollte. Zu einer kleinen Excursion in der Nähe Churs, abwärts von meiner Reiseroute, verführte mich jedoch eine interessante Monographie: „Die ehemalige Herrschaft Haldenstein. Ein Beitrag zur Geschichte der rhätischen Bünde von J. Bott“ (Chur 1864). Der Weg nach Haldenstein führt bald an

das Ufer des Rheins, der zwar in diesem Thal an manchen Stellen etwas schläfrig dahinzieht, als wäre er müde von seinen Sprüngen im Gebirge, das er eben verlassen hat, aber am Fuße des hohen Kalanda, da, wo man die Burgruinen Haldenstein und Lichtenstein erschaut, wälzt er doch seine hier ganz klare Flut recht kräftig über das steinige Bett. Eine einfache Brücke führt an das linke Ufer, wo man zuerst in das Dorf Haldenstein eintritt, das zwar ziemlich neu ist, da es im Jahre 1825 abbrannte, aber nicht den Eindruck eines freundlichen Rheindorfes macht und wo namentlich eine kleine Straßencorrection nicht übel angebracht wäre. Unmittelbar am Dorfe liegt das neue Schloß Haldenstein, das mit seinem ummauerten Garten einen ziemlichen Umfang hat, aber nicht sehr herrschaftlich aussieht. Meiner Gewohnheit nach betrat ich den Kirchhof, denn ich gewinne durch das Beschauen solcher Stätten, die ja immer geschichtlicher Boden sind, eine Kenntniß der Geschlechter, welche an einem Ort wohnen, und ich mache dann stets die Wahrnehmung, daß bei dem großen Wandertriebe der einzelnen Schweizer doch die Geschlechter sehr seßhaft sind und in einer Gemeinde meistens durch Jahrhunderte dieselben bleiben. Wie auf jedem Gottesacker, so finden sich auf dem Kirchhofe von Haldenstein Gräber, die ein Zeugniß geben, daß die Liebe das Leben überdauert, und Stätten, die das Vergessensein deutlich anzeigen. Das ist eben überall; aber als eine Besonderheit auf diesem Kirchhofe muß es auffallen, daß, während das sogenannte neue

Schloß noch von einem Herrn von Salis bewohnt ist, in einer Ecke an der Kirchhofsmauer Grabsteine mit schön gearbeiteten Wappen der Familie, die hier geherrscht und gewohnt hat, wie altes Gerümpel hingeworfen sind. Einer der Freiherrn hatte zwar schon 1732, als die neue Kirche gebaut war, angeordnet, daß die Glieder der herrschaftlichen Familie nicht mehr in der Kirche, sondern gleich andern auf dem Kirchhofe bestattet werden sollten, „sintemal die Erde überall des Herrn ist", aber jenes Verfahren würde er doch nicht als christliche Demuth bezeichnet haben. Einen Contrast dazu bildet die Erzählung, daß bei der Grundlegung des schönen fürstlich Lichtenstein'schen Palais in Wien Steine von der Burgruine Lichtenstein am Kalanda verwendet worden sind.

Früher als Haldenstein ist Lichtenstein in Trümmer gefallen, aber beide Ruinen zeigen, daß einst „Burgen stolz und kühn" sich auf den Felswänden erhoben. „Der Name Haldenstein", schreibt ein alter rhätischer Historiker, „langt her von der alten Feste, die ein wenig im Berg oben auf einem abschlüpfrigen und haldenden Stein oder Felsen liegt; wird noch im guten Bau erhalten und ist eine wehrhafte Burg, dann der Fels, darauf sie gebauet worden, erhebt sich aus dem Grund des Bergs in die Höhe, inmaßen, daß er allenthalben von dem übrigen Gebirg frei und ringsherum ledig steht." Die Burg Haldenstein soll sieben Stockwerke und einen sehr hohen Thurm gehabt haben, und da thronte ein so absoluter Freiherr, daß Burnet, der berühmte Bischof

von Salisbury, in seiner „Reise durch die Schweiz und Italien" (1686) ihn den „kleinen König" nannte und sich wunderte, als er ihn in Chur ohne Krone und andere königliche Insignien wie einen gemeinen Edelmann einhergehen sah. Sehr malerisch hat der genannte neue Historiker dieser Herrschaft die Miniatur-Monarchie beschrieben: „Das Reich des Hrn. von Haldenstein hatte mit jedem andern, daher auch mit dem des mächtigsten Autokraten die Eigenschaft gemein, daß es nach allen vier Straßen der Welt sich ausdehnte; es verband aber damit den Vorzug, daß der gestrenge Gebieter ohne Fernrohr und Vogelperspective all sein Hab und Gut in Berg und Thal, Feld und Wald, mit Mann und Maus in Einem Blick mit höchsteigenen Augen überschauen und bei halbweg guter Lunge auf seiner und nicht zu hartem Gehör auf ihrer Seite den getreuen Nachbarn zu Chur und Trimmis im Osten seinen Morgengruß, den Bättisern im Westen die Abendwacht, den Felsbergern im Süden gesegnete Mahlzeit zum Mittagsbrod und den nördlichen Batzern den Anbruch der Geisterstunde vernehmlich zuentbieten konnte. Die freiherrliche Armee mochte, wenn Mann und Weib, alt und jung, selbst der Säugling in der Wiege aufgeboten wurde, auf höchstens vierhundert Seelen mit und ohne Waffen sich belaufen. Der Regent konnte sich aber nicht einmal immer auf die Treue dieses Häufleins verlassen, und hat sich doch im Besitze seiner Rechte zu behaupten gewußt, bis die Stürme der französischen Revolution, welche mehr als Eine königliche

Krone in den Staub warfen, auch seinen Herrscherstab zerschlugen."

Die Stellung der Untergebenen zur Herrschaft war früher so geregelt wie an vielen andern Orten. Die Unterthanen waren theils Freie, theils Leibeigene. Die letztern, die Eigenleute, waren an die Scholle gebunden und hatten, außer andern Leistungen, alle Jahre zum Gedächtniß der Leibeigenschaft die bekannte Fastnachtshenne zu liefern. Dabei finden wir denn auch die allgemeine humane Regel, daß, wer eine Kindbetterin in seinem Hause hatte, keine Leibhenne zu geben brauchte. Eine Besonderheit war es in Haldenstein daß der Vogt ein Leibeigener sein mußte. Die Gemeinde hatte dem Freiherrn drei Leibeigene zu diesem Amte vorzuschlagen, von denen er einen wählte. Wenn wir uns diese Vogtei auch als die geringste unter den mancherlei Vogteien denken, die es im Mittelalter gab, und der Vogt zu Haldenstein der die Herrschaft vertretende Gemeindevorsteher war, so hatte er doch als solcher Gerichtsbarkeit, und es mußte den Freien in der Gemeinde lästig sein, unter einem Eigenmann zu stehen. Der Freiherr hatte aber durch diese Einrichtung den Vortheil einer ungeschmälerten Herrschaft und größern Sicherheit, daß die Abgaben und Bußen durch sein Instrument richtig eingingen. Die bußwürdigen Frevel waren so ziemlich dieselben, wie sie in unzähligen Hof- und Dorfrechten verzeichnet sind, aber eine Eigenthümlichkeit ist die sittenrichterliche Bestimmung: „Item wann einer ein Lug gethan hat und sich klar erfunden,

oder im Gericht erwiesen wurde, daß er gelogen hätte, soll der Bueß geben, der gelogen hat." Es wird sonst sehr gewöhnlich in den Bußordnungen bedroht, „wer einen heißt lügen", also der ungerechte Vorwurf der Lüge, und ich möchte glauben, daß jene haldensteiner Bestimmung nur eine Corruption davon ist, um so mehr, da in den Landsatzungen des Hochgerichts der fünf Dörfer, zu denen, freilich erst durch die Mediationsverfassung, die Gemeinde Haldenstein gehört, sich der Artikel findet: „Also ist auch gesetzt, welcher den andern heißt liegen (lügen), ist ohne Gnad zehn Schilling Bueß verfallen, es sey dann Sach, daß einer dartun könne, daß sein Widersacher ein Lug auf ihn than hat, da ist jedem sein Recht vorbehalten."

Es ist bekannt, daß der Canton Graubünden aus 26 kleinen Republiken, den Hochgerichten, componirt ist, und daß diese auf drei Gruppen oder Bundesgenossenschaften vertheilt waren, den Grauen Bund, den Gotteshaus- und den Zehngerichtenbund. Das Hochgericht der fünf Dörfer Zizers, Trimmis, Igis, Untervaz und Haldenstein gehört zum Gotteshausbunde. Bei dieser Mosaik des Cantons ist den einzelnen Theilen, bis zur kleinsten politischen Gemeinde herab, eine große Selbstständigkeit geblieben und sie wachen ängstlich über diese Stellung. Sie erkennen wohl die Einheit in der Vielheit an, wollen aber durchaus nicht alle Sonderrechte aufgeben. Als daher kürzlich von oben herab eine allgemeine Anordnung über das Minimum der Besoldung der Volksschullehrer getroffen wurde, opponirten sich

mehrere Gemeinden, und zwar solche, die auch über jenes Minimum hinaufzugehen bereit waren, und schon ihre Lehrer gut besoldeten, aber sie wollten keinen Eingriff in ihre Rechte dulden. So ist auch Haldenstein, wie jedes der fünf Dörfer, eine so freie Gemeinde, wie sie wohl nur in Graubünden vorkommt, und die fünf Dörfer zusammen erscheinen noch immer als eine Republik in der Republik. Bis 1824 hatte sogar das Hochgericht der fünf Dörfer alljährlich am Ende des April seine ordentliche Landsgemeinde, wie solche Versammlungen des souveränen Volks als Erscheinungsform der Urdemokratie in Uri, Unterwalden 2c. fortdauern. In dieser Versammlung aller stimmfähigen Bürger des Hochgerichts wurde der oberste Beamte, der Landammann, gewählt, und nach ihm der Landschreiber und Landweibel; auch wurden die Deputirten für den Cantonsrath bestimmt und Gesetze erlassen, aufgehoben und abgeändert. Eingerissene Mißbräuche veranlaßten die Aufhebung der Landsgemeinde und der Volkswille hatte sich durch Stimmgebung in den einzelnen Gemeinden kundzuthun.

Blicken wir auf die Geschichte Haldensteins zurück, so erkennen wir eine lange und eine kurze Periode. Jene ist noch überdauert von der Ruine des einstigen Herrschersitzes, schön zwar vom jähen Felsen und aus dem Hintergrunde der Bergwaldung hervortretend, dem Romantiker ein classischer Zeuge der Zeit, die starkes Licht und starken Schatten hatte; aber wenn der Romantiker sie aus dem vorübereilenden Eisenbahnwaggon anschaut, so kommt ihm nur um so stärker zum

Bewußtsein, daß die Ritterzeit, für welche die Romantik schwärmt, in der Ewigkeit begraben ist. Von der Eisenbahn ist auch die „weiße Frau" verscheucht, die noch von alten Leuten, als sie jung waren, am Brunnen bei Haldenstein gesehen ist. Die dichterische Sage setzt aber ihre Erlösung und ihr Verschwinden weiter zurück und hochpoetisch ist diese Sage, wie sie uns einer der besten bündnerischen Dichter, Alfons von Flugi, überliefert hat:

Den hohen dunkeln Wald entlang
Da schreitet ein Jäger in hastigem Gang;
Was schimmert und glänzet so hell?
Was seufzet und stöhnt durch den schweigenden Hain?
Was weinet und wimmert im Mondenschein,
Und klagt am verrufenen Quell?

Was will denn, die dort leise wallt,
Die bleiche gespenstige Nebelgestalt,
Was lockt sie und winkt mit der Hand?
„O eil' nicht so hastig, lieb Jäger, zu Thal,
Erlöse, erlös' mich von langer Qual,
O reich' mir die wärmende Hand!"

Und schaut' ihn an so sehnsuchtsvoll,
Und Thräne auf Thräne dem Auge entquoll,
Und netzte das weiße Gewand;
Da wurde dem Manne so seltsam zu Muth,
Da schlug ihm das Herz, da faßt' er sich Muth,
Und reicht' ihr die rettende Hand.

Wie er sie faßt, die Hand von Eis,
Da rollt es durch schwellende Adern ihm heiß,
Da stehen die Bäume in Brand;
Und hinter ihm stürmt es in schauriger Eil'
Wie Schlangengezische, wie Wolfgeheul —
Fest hält doch der Jäger die Hand.

Und stille wird's; — was will denn dort
Das graue Männlein, was winkt es ihm fort?
Sein Körbchen von lauterm Demant,
Wie schimmert's und flimmert's im Mondenglanz,
Von glühendem Golde gefüllet ganz —
Fest hält doch der Jäger die Hand.

Da leuchtete der Maid Gesicht
In trunkener Freude: „So trog ich mich nicht!
Du hast mir gehalten die Hand!
Nun nimm dir zum freundlichen Dankessold
Das Demantkörbchen, gefüllet mit Gold."
Und reicht' es ihm und verschwand.

Ein Berg Graubündens, der schon jetzt wegen der weiten schönen Rundschau berühmt ist und ohne Zweifel in der Reisewelt eine bedeutende Zukunft hat, ist das Stätzerhorn (7930 Fuß), das von Churwalden oder von Parpan erstiegen werden kann. Gewöhnlich wird der letztere Weg gewählt, denn das Stätzerhorn liegt nur reichlich 3000 Fuß höher als Parpan und dieser Ort ist auf der großen zum Julier führenden Straße sehr bequem zu erreichen. Als ich im September 1865 mein Absehen auf jenes Höhenziel gerichtet hatte und von Chur nach Churwalden gewandert war, machte ich die unliebsame Entdeckung, daß der Regentag von Chur in der höhern Region schon ein Schneetag gewesen war und das Stätzerhorn bis nach unten mit einer weißen Decke behangen hatte. Es war nun zwar mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser frühzeitige Schnee wieder verschwinden werde und daß gerade nach dem Schneefall auf heiteres

Wetter zu rechnen sei, aber mein hochstrebender Sinn war vorläufig herabgestimmt und in Demuth blieb ich in Churwalden, wo ich manches Interessante zu finden hoffte. Darin wurde ich auch gar nicht getäuscht, sondern der mehrtägige Aufenthalt war in mehrfacher Beziehung genußreich. Freundliche Menschen wetteiferten, mir die Zeit sehr angenehm zu verkürzen und meine Kreuz- und Querfragen zu meiner Belehrung zu beantworten. Der liebenswürdige Kreisgerichtspräsident, aus dessen Hause mir die blauen Vergißmeinnichtaugen des blonden Knaben eine liebliche Erinnerung sind, gab mir auf eine meiner Fragen eine Antwort, die mich sehr überraschen mußte. Ich erkundigte mich nach bemerkenswerthen Criminalfällen aus neuester Zeit, erhielt aber die Auskunft, daß ein solcher nicht existire, daß sogar im letzten Jahre im Kreise Churwalden weder ein Criminal-, noch Polizei-, noch auch Civilfall zur gerichtlichen Behandlung gekommen sei. Mir war diese Antwort wichtiger als der Nachweis einer Mordgeschichte, da die übrige Schweiz dergleichen zur Genüge producirt, ein Landstrich aber, der nach der neuesten Volkszählung gegen 1400 Einwohner umfaßt, in welchem die Göttin Justitia ein ganzes Jahr Ferien hat, war mir noch nicht vorgekommen. Daß kein Civilfall zu einem Proceß geführt hatte, weist wohl auf wirksame Vermittelung des Friedensrichters hin, daß aber nicht einmal ein Polizeifall zu behandeln war, spricht für die Tugend und die Friedfertigkeit der Churwaldner und auch ihrer Nachbarn, mit denen sie doch früher oft in Conflict

gerathen sind. Ein solcher Streit ist in eine schöne Sage geformt, die in ähnlicher Form auch in andern Theilen der Schweiz vorkommt. Auf der Alp Stätz, die nach Churwalden gehört, weideten fünf Männer und Knaben in einem Sommer ihre Heerde. Da kamen Nachbarsennen von Obervatz, fingen Streit an mit den Churwaldnern und erschlugen alle bis auf den Kuhhirten. Diesem gelang es zu entfliehen; er eilte mit seinem Alphorn auf einen Vorsprung des Berges und blies aus Leibeskräften, um dem Thale Kunde zu geben von der Unthat und seiner Noth. Seine Braut war gerade am Brunnen in Churwalden beschäftigt, horchte auf die langgezogenen Töne, erkannte, von wem sie kamen, denn so wie Thoma wußte keiner zu blasen, und sie verstand auch die Bedeutung der ungewöhnlichen Laute. Daher eilte sie mit einigen Männern auf die Alp, von wo das Blasen noch fortgesetzt wurde, dann aber plötzlich verstummte. Als die Eilenden oben ankamen, fanden sie den Thoma auf dem Rasen liegen; er hielt sein Alphorn noch in der Hand, hatte sich aber todtgeblasen. Die erbitterten Churwaldner folgten den Feinden nach, erschlugen alle und nahmen das geraubte Vieh an sich.

Die Churwaldner leben jetzt mit ihren Nachbarn und unter sich in gutem Frieden, und zur Erhaltung des Friedens der Ortsgenossen trägt die Absonderung der Häuser von einander nicht wenig bei. Die Gemeinde Churwalden hat nach der neuesten Volkszählung 139 Wohnhäuser und 140 Haushaltungen, so daß also nur in einem einzigen Hause sich

zwei Haushaltungen befinden, und die Wohnhäuser liegen so, wie Tacitus die Sitte des Wohnens der Germanen beschreibt. Die Wohnsitze sind zerstreut über die Flur und auf den Bergen, und auch da, wo sich die größere Zahl derselben an die Kirche anreiht, bilden sie keinen Complex, sondern zu beiden Seiten der Straße ziehen sie sich wie isolirte Höfe auf eine halbe Stunde entlang. Auf diese Weise ist jedes Heimwesen in einer Unabhängigkeit erhalten, die bei einem nähern räumlichen Zusammenstoß in Gefahr käme. Die Dachtraufe erregt keinen Streit, niemand verbaut dem Nachbar das Tageslicht und es mag einer Fenster anlegen so viele er will, ohne in den Verdacht des Spionirens auf fremde Hausangelegenheiten zu kommen.

Der Ort Churwalden ist nach dem Kloster entstanden, dessen Ursprung in eine ferne Zeit, in das 12. Jahrhundert, gesetzt wird. Ein rhätischer Edelmann, Rudolf von Rothen-Brunnen, der ein Kriegsmann gewesen war und viele Sünden begangen hatte, entschloß sich, durch einen Traum daran gemahnt, in diese Gegend zu gehen, die damals noch eine Wildniß war, in welcher sich Räuber aufhielten, welche den Reisenden auflauerten und sie ermordeten. Er wollte den Wandersleuten in ihren Gefahren und Nöthen beistehen, und als er dieses ausführte, zugleich auch seinem Leibe viele Marter anthat, kam er in den Ruf der Heiligkeit und veranlaßte die Stiftung des Klosters. Im historischen Lichte erscheint das Kloster aber vielmehr als eine Familienstiftung der benachbarten mächtigen Freiherrn von Vatz, und ein

Hauptstück der Klostergeschichte setzt den berühmtesten und letzten dieses Dynastengeschlechts, Donat von Vatz (der etwa 1333 gestorben ist), in eine eigenthümliche Verbindung mit dem Kloster. Es bestand damals neben dem Mönchskloster dort auch ein Nonnenkloster und nach der Sage verband ein unterirdischer Gang die beiden Klöster, wie dies von unzähligen Nachbarschaften der Art erzählt wird. Als nun einst spät in der Nacht der Freiherr Donat mit seinem Gefolge von Chur kommend auf das Kloster zuritt, hörte er vom Nonnenkloster her ein großes Gelächter. Um zu erfahren, „was diese Leute für ein Freudenspiel möchten angestellt haben", ließ er einen seiner Diener eine Leiter aus dem Klosterstall holen und von der angesetzten Leiter in die Klosterfenster schauen. Der Diener, erschrocken über das, was er gesehen, wollte es seinem Herrn nicht erzählen, sondern bat ihn, selbst hineinzuschauen. Da sah der Freiherr, wie die Mönche und Nonnen an einem sehr lasciven Spiel, der „faulen Brücke", sich ergötzten. Darob ergrimmte er, ließ die Thüren sperren und das Nonnenkloster in Brand stecken, „daß diese elende Leut sämmtlich in ihren Sünden vertilget worden." Als Thatsache melden die Zerstörung des Nonnenklosters durch Donat von Vatz auch die alten Historiker Campell und Sprecher. Der erstere († 1582) meldet, daß die Wände von der Katastrophe Zeugniß gäben und daß das Mönchskloster, nach Bestrafung seiner frühern Bewohner durch Donat, mit Prämonstratensern neu besetzt worden sei. Daß das Nonnenkloster einst nahe bei dem

Mönchskloster gestanden hat, läßt sich noch jetzt nachweisen, aber es ragen keine Mauern mehr aus dem Boden hervor, da man das Material im Jahre 1838 zum Bau eines Schulhauses benutzte.

Einem Biographen Donat's von Vatz würde es keine leichte Aufgabe sein, Wahrheit und Dichtung zu scheiden. Daß er ein gewaltiger Kriegsmann war, ist ebenso gewiß als daß er gegen Oesterreich auf Seite der Waldstätte stand und daher mit dem Bischof von Chur in offenen Krieg kam und den bischöflichen Heerhaufen schlug. Daher sind die Nachrichten über seine Grausamkeiten, soweit sie von der federfertigen Geistlichkeit kommen, sehr verdächtig. Als er gestorben war, wurde er eine mythische Person. Sein Leichnam heißt es, wollte nicht im Grabe bleiben; da beschloß man, einen neuen Wagen zu machen, den Sarg daraufzustellen und zwei junge Rinder, die noch nie ein Joch auf dem Halse gehabt, davorzuspannen und sie ungetrieben gehen zu lassen, wohin sie wollten. Die Thiere gingen schnurstracks, ohne einmal anzuhalten, von Obervatz nach Churwalden, wo sie stillstanden, als sie mit den Hörnern an die Kirchenthür stießen, und da wurde nun der Leichnam beigesetzt. Noch in einem ganz neuen „rothen" Buche wird die Mythe über Donat von Vatz fortgeführt, indem es dort heißt, in der großen Ruine des Klosters Churwalden liege der berühmte Ritter in voller Rüstung begraben. Wer dieser Notiz folgend das Grabmal in Augenschein nehmen will, wird aber nichts finden. Möglich ist es, daß der Ritter

als der letzte Mann seines Stammes, mit Helm und Schild, der Sitte gemäß, dort begraben wurde, und vielleicht ließe sich, wenn man den Fußboden aufbrechen wollte, das Grab finden, aber die Entdeckung soll erst gemacht oder versucht werden.

Unmittelbar an der Kirche befindet sich noch ein bedeutendes Stück der Ruine des ehemaligen Mönchsklosters, das im veltliner Religionskriege zerstört sein soll. Unversehrt blieb aber die Wohnung des Abts, ein viereckiger Thurm mit klafterdicken Mauern, der noch manchem Jahrhundert trotzen kann und wohl nicht gegen Wind und Wetter so kolossal gebaut ist, sondern auf eine Zeit zurückweist, wo Kirchen- und Klosterfrieden nicht genügend gegen die Feinde schützten und in welcher auch die geistlichen Herren an den Kämpfen der Weltkinder sehr lebhaft sich betheiligten. Die Wohnung des Abts ist hoch oben im Thurm, und man kann dem Prälaten nicht vorwerfen, daß er über die bescheidensten Ansprüche des Comforts hinausging. Die Aussicht zwar ist herrlich, aber einsam und verlassen mußte der hochwürdige Herr sich dort fühlen, wie ein Schiffbrüchiger auf einer unbewohnten Insel, als die Reformation seinen Convent so weit reducirt hatte, daß er allein das ganze Kloster repräsentirte. So war es, nach Campell's Meldung, schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ein Engadiner, Nicolin Jenatsch, vordem Kriegsmann in fremden Diensten, hatte damals die Abtswürde, aber es fehlten die Mönche. Jetzt hat der katholische Pfarrer die Abtswohnung inne

und die Kirche wird in gutem Frieden von beiden Confessionen benutzt.

Auf dem Platze vor dem Kloster wurden und werden auch jetzt noch von dem versammelten Volke am „B'satzigstage" die Wahlen der Beamten vorgenommen. Früher zog dann die junge Welt mit Musik auf den Tanzplatz, jetzt wird im Wirthshause getanzt.

Wenn man die Jagd nach Aemtern in andern Staaten sieht, so muß es sonderbar erscheinen, daß in Churwalden der Weibel von einem Fenster des Klosterthums herabrief: „Wer Aemter will, soll sich melden!" Nur das Bewußtsein der Bürgerpflicht, aber auch der Ehrgeiz kann dort einen Mann bestimmen, ein öffentliches Amt zu wünschen, denn einträglich ist es durchaus nicht. Man erzählt, daß einmal ein Fremder, der den Landammann von Schanfigg zu sprechen wünschte, Ohrenzeuge einer ihm peinlichen Scene wurde, als er in das Haus eintrat, indem ein Weib mit Zungenfertigkeit und Vehemenz alle möglichen Schimpfreden über den hohen Präsidenten des Hochgerichts ausgoß, und als gleich darauf in der Unterhaltung der beiden Herren der Fremde seine Verwunderung darüber aussprach, daß der Landammann das lästige Amt, welches ihn solchen Kränkungen aussetze, nicht abwerfe, der Beamte erwiderte: „Es ist nur um das bischen Ehr'!" Ueber das Thema von den Aemtern in den schweizerischen Republiken ließe sich ein Buch schreiben, das neben spaßhaften Erscheinungen auch viele Züge großer republikanischer Opferbereitwilligkeit ent-

halten würde, und jede meiner Wanderungen bringt mir ungesuchtes Material für dieses Thema. Aber unübertroffen ist ein Vorfall, der im November 1865 sich in dem der Grenze einer Staatscaricatur zueilenden Halbcanton Basel-Land ereignete. Der Regierungspräsident B. in Liestal, Hauptort von Basel-Land, meldete sich in der Stadt Basel zu der Stelle eines Gerichtsweibels und mußte sich mit den übrigen Candidaten zu einem Examen stellen, ging aber, wie schon früher einmal, leer aus.

Der Thalgrund, in welchem Churwalden liegt, trägt nicht den Character eines idyllischen Hirtenthals, sondern hat größere Dimensionen und steht in regelmäßiger Verbindung mit der Außenwelt. In kräftiger Weise ist die Landschaft belebt durch einen Bergstrom, den der Name kennzeichnet, die Rabiusa, welche durch wilde Tobel vom Faulenberg herabkommt. Den Gegensatz zur hohen Bergregion an beiden Seiten bilden die grünen Terassen des Churwaldnerbergs an der Ostseite, welche den Weideschatz der Churwaldner ausmachen. Die mittelhohe Lage (3730 Fuß) Churwaldens verkündet die erfrischende Alpenluft, welche bei dem immer mehr sich steigernden Zeitbedürfniß der Luftveränderung so gesucht ist, und es steht daher auch der Bau eines größern Curhauses auf einer der Terrassen oberhalb Churwaldens in Frage. Es fehlt bekanntlich gar nicht an solchen Curorten in der Schweiz, aber die steigende Frequenz der den Lebensbalsam der Alpenluft Suchenden, die alljährlich aus allen Weltgegenden herbeiströmen, zeigt, daß

solcher Orte noch nicht zu viele sind, und ich möchte einem Etablissement der Art in Churwalden aus verschiedenen Gründen eine Zukunft prophezeien. Es läßt sich der Vorzug dieser Localität am besten mit Naturfrische bezeichnen, und es gewährt einen besondern Reiz, daß man so rasch — in no time, wie die Engländer sagen — diese Naturfrische erlangen kann. Nach Chur führt die Eisenbahn und von da ist Churwalden mit der bequemen Post, die im Sommer zweimal täglich über den Julier fährt, in zwei Stunden zu erreichen. Der Mensch lebt zwar nicht von der Luft allein, und gerade die kräftige Alpenluft wirkt sehr stimulirend auf einen gewissen Begehrungstrieb, aber Churwalden ist eben reich an den Dingen, welche die bündner Chronisten mit Behagen als „gute Schnabelweid“ zu bezeichnen lieben, und dazu gehören besonders die schönsten Forellen aus dem Landbach.

Ein lohnendes Ziel einer gar nicht mühsamen Excursion von einigen Stunden ist das Plateau oberhalb der grasreichen Terrassen, auf welchem einst ein Dorf stand. Man gewinnt nicht blos eine freie Aussicht auf das Thal, in welchem Churwalden an der Landstraße sich hinzieht, sondern über Malix und Chur sieht man den Kalanda vom Scheitel bis zum Fuße, wo Haldenstein liegt, und in das Rheinthal hinein; auf der andern Seite schweift der Blick bis zur Lenzer Heide und man genießt eine Umschau in eine Berggegend mit bewaldeten Abhängen, verschiedenfarbigen Felswänden und blendendweißen Schneespitzen. Grüne Matten

ziehen sich über den Boden, auf welchem einst das Dorf stand, wie grüner Rasen manch vergessenes Grab bedeckt; nur der Name des Dorfes ist erhalten, aber auch dieser nur in der wahrscheinlich corrumpirten Form Capveders. Nach einer Urkunde existirte es noch im 16. Jahrhundert und es wird behauptet, daß es ein Kirchdorf gewesen sei, aber wie und warum es verschwunden ist, darüber weiß man nichts Gewisses. Durch eine Rüffi (Rüfe) ist es wohl nicht verschüttet worden. Ist einmal ein großes Sterben gekommen und keiner der Bewohner von Capveders übriggeblieben? Die Geschichte Graubündens meldet von solchen Tragödien. Im Domlegsch ist in der Pest von 1629 und 1630 ein Dörfchen Schall ausgestorben und der Boden, auf dem es stand, ist längst in schöne Maiensäße verwandelt. Nunc seges est ubi Troja fuit. Oder lockte der Thalgrund von Churwalden die Bewohner jenes Hochdorfes? Die Wintereinsamkeit mag ihnen zu Zeiten sehr fühlbar geworden sein.

Auf dem Rückwege von Capveders kamen wir in die Nähe der Mittagsfluh, einer großen Felswand. Es ist das ein Name, der auch sonst vorkommt, weil er die Bedeutung genau angibt, welche manche Fluhen für den Berg- und Thalbewohner haben. Diese wissen, daß die bedeutsame Zeit des Mittags gekommen ist, wenn die Sonne gewisse Höhenpunkte bescheint, und daraus entstanden die Namen Mittagsfluh, Mittagshorn, Piz da mezdi, Furcula del mezdi. Aber auch andere Tageszeiten werden an diesen Gebirgssonnenuhren erkannt, die seit Jahrtausenden unver-

ändert in einer Höhe bis auf 10,000 Fuß stehen. Der majestätische Piz Beverin ist den Bewohnern des Schamserthals Wetterprophet und Sonnenuhr zugleich und in Alveneu wie in Soglio benennt man die Berggipfel nach den Stunden, in welchen die Sonne im Winter an ihnen vorübergeht, Piz dellas diesch oder Piz delle dieci, Zehnuhrhorn, Piz dellas indisch, Elfuhrhorn etc. Es gibt Thalgegenden, in welche eine lange Zeit des Winters kein erwärmender Sonnenstrahl kommt, z. B. Bondo im Bergell entbehrt die Sonne von Mitte Novembers bis Mitte Februars. Da mag es denn ein Silberblick des Lebens sein, wenn die Sonne hoch oben einen schneeweißen Piz berührt, den nie ein Menschenfuß betreten hat.

Auf der großen Straße, die zum Julier aufwärts führt, erreicht man von Churwalden in einer halben Stunde das Dorf Parpan. Daß man auf dem bequemen Wege unvermerkt in eine bedeutend höhere Region gekommen ist, erkennt man aus der veränderten Vegetation. In Churwalden sieht man noch eine dreihundertjährige Linde und eine große Esche, einige Eichen gedeihen dort und einzelne Kirschbäume bemühen sich, im September kleine schmackhafte Kirschen zu bringen, was freilich 1865 wegen früher Kälte nicht gelang; in Parpan haben die Obstbäume aufgehört, von Kornfeldern ist keine Spur mehr, außer den treuen Tannen finden sich nur Alpenerlen und kleines Weidengebüsch und einträglich sind nur die grasreichen Bergabhänge. Ein rothes Buch nennt zwar Parpan ein freundliches Alpendorf; auf mich

machte der menschenarme Ort einen öden frostigen Eindruck und ich verweilte dort nicht länger als nöthig war, um ein historisch-denkwürdiges Haus, das Stammhaus der Familie Buol, in Augenschein zu nehmen. Der Rittersaal mit dem schön gearbeiteten Familienwappen an der Decke, die Ahnenbilder und manches Stück alter Herrlichkeit sind noch sehr sehenswerth, aber so wie die Sonnenuhr am Hause verbleicht und die Sonne sich nicht mehr an ihr zurechtfinden kann, so ist die Zeit derjenigen Linie des Geschlechts, die hier verblieb, abgelaufen. Im Jahre 1862 starb der letzte männliche Sproß dieser Linie, der Oberst und Bundeslandammann Georg Buol. Er war den alten Rittergestalten des Geschlechts nicht unähnlich, denn noch als sechsundsiebzigjähriger Mann bestieg er am Tage vor seinem Tode das Stätzerhorn und achtete in seinem Alter auch größere Touren der Art nur als Spaziergänge zur nothwendigen täglichen Motion.

Unverhofft stieß ich auf dem Heimwege in der Nähe Churwaldens auf einen Gegenstand, der für mich ein großes rechtshistorisches Interesse haben mußte. Der frühe Schnee hatte eine große Schafheerde von den Bergen herabgetrieben und Männer und Frauen waren eifrig beschäftigt, den Schafen die Köpfe zu besehen und an den Ohren die Merkzeichen ihres Eigenthums zu finden. Das am Ohr eines Schafes eingebrannt oder eingeschnittene Zeichen ist kein anderes als die Hausmarke, die mit Haus und Hof vom Vater auf den Sohn übergeht und als repräsentatives Zeichen Eigenthumsobjecte, namentlich Hausvieh und im

Walde gehauene Bäume, kenntlich macht, aber auch andern Zwecken dient. Nach dem Landbuch des Hofgerichts Klosters soll, wenn ein Mann mehr denn Einen Sohn hinterläßt, der jüngste Sohn des Vaters „Zeichen führen und haben, es sei am Vieh Brennzeichen oder auch Siegel und Pettschier; so er aber nur Töchter hinter ihm verließe, sollen sie sich sonst des Zeichens halber vergleichen.“ Aehnliches bestimmt das Landrecht von Frutigen im Canton Bern: „der jüngste Sohn möge vor allen andern Miterben nach Abgang des Vaters in der Theilung vorausnehmen des Vaters Brand und Zeichen und die beste Kühetrinklen (Schelle).“ Hat in Graubünden ein Sohn mit dem väterlichen Haus und Hof die Hausmarke geerbt, so ist es nicht ungewöhnlich, daß ein Bruder das meistens nur aus geraden Strichen bestehende Zeichen etwa durch einen hinzugefügten Strich verändert oder sonst etwas modificirt.

Wie in Churwalden die Schafheerde, welche ich antraf, einem gemeinen Hirten anvertraut gewesen war, der sie auf den freien Bergen geweidet hatte, und nun nach Beendigung der Sommerzeit jeder Eigenthümer seine Schafe an den Merkzeichen recognoscirte, so haben wir überhaupt an Almendverhältnisse und Gemeinweiden zu denken, wo in den Rechtsquellen Aehnliches geschildert wird. Sehr genau ist das Landrecht von Eschi in dem berner Gebiet, indem es vorschreibt, die Weibel sollen die Schafe, welche von unterschiedlichen Bergen kommen, an einem besondern Ort zusammenstellen und wenn dann Landleute kommen und sie

für die ihrigen vermöge Zeichens und Brands erkennen, mögen sie dieselbe zu Handen nehmen. Die übrigen nicht von ihren Eigenthümern abgeholten Schafe soll der Weibel scheren und die Wolle sammt des Schafes Zeichen an einen besondern Ort thun, und wenn dann binnen einer bestimmten Zeit sich niemand meldet, so mag der Weibel die Wolle für sich behalten.

Die Schafheerde zieht als ein Ganzes, vom Hirten und seinem gestrengen Polizeidiener zusammengehalten, von Berg zu Berg, aber die Invidualisirung durch das Merkzeichen am Ohr weist jedes Stück der Heerde zurück in eine andere und zwar rechtliche Zusammengehörigkeit, in die Verbindung mit Haus und Hof im Dorfe. Um diese zu erhalten und außer Zweifel zu stellen, ist das einfache Sinnbild gewählt, welches überhaupt, wo es Noth thut, die Zusammengehörigkeit der Eigenthumsobjecte, vom Hause an bis zu den beweglichen Stücken, unter der Herrschaft des Hausherrn sicher anzeigt. Dem Bedürfniß entspricht ein einfaches Mittel und darum hat sich dieses, wo die Verhältnisse dieselben waren, durch Jahrhunderte und in den verschiedensten Gegenden erhalten. Es lag sehr nahe, dasselbe Mittel anzuwenden, wenn jemand im Gemeinwalde einen Baum gefällt hatte. Die Handlung des Abhauens ist Besitzergreifung, will er aber das Holz vorläufig im Walde liegen lassen, so setzt er sein Zeichen darauf und bringt es dadurch unter die zu seinem Haus und Hof gehörigen Vermögensobjecte. Solche Holzzeichen werden zwar in der

Schweiz auch da gebraucht, wo die Hausmarken nicht mehr in Uebung sind; aber wie sie dieselben einfachen Formen haben, so sind sie auch wohl darauf zurückzuführen.

Nicht minder interessant ist die Anwendung der Hausmarken in Schuldverhältnissen. Für Graubünden gibt dazu einen Beleg das schon genannte Landbuch von Klosters. In der Beschreibung des bei der Einziehung von Geldschulden zu beobachtenden Verfahrens heißt es: „So aber einer, der einziehen will, niemand bei seines Schuldners Haus oder da er seßhaft wäre, funde, so soll er sein eigen gewohnliches Hauszeichen mit Kreiden oder was einer hat an seines Schuldners Hausthür machen bei gutem lautern Tag." In Wallis, wo noch Kerbhölzer sehr gewöhnlich statt der Schuldverschreibungen dienen, steht des Schuldners Hausmarke auf dem Kerbholz. Einer meiner Freunde sah in einem dortigen Pfarrhause eine Anzahl solcher Hölzer in der Reihe an der Wand der Wohnstube hängen und der Pfarrer erklärte ihm dies mit den Worten: „Das sind meine Kapitalbriefe!"

Besonders über die Formen der Hausmarken in Graubünden, sowol der Zeichen für Thiere als der Holzzeichen, äußert sich eine kleine Abhandlung im „Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde" (1866, Nr. 2). Die einfachsten Grundformen, heißt es dort, der Zeichen des Kleinviehs seien, da sie auf den kleinen Flächen der Ohrmuschel angebracht werden, die gerade und die krumme Linie; aus der Combination dieser Linien, der Lage der einzelnen

Zeichen und der Vertheilung auf beide Ohren, sei eine namentlich für die Hirten unentbehrliche Zeichenschrift entstanden, welche die größte Mannigfaltigkeit gewähre, und für Knaben eine nicht uninteressante Gedächtnißübung sei; mancher sei auch in den Thierzeichen besser als in seinem Catechismus bewandert.

Unter freundlichem Geleit wanderte ich wieder von Churwalden auf Chur zu. Als wir die Brücke überschritten hatten, welche zwischen Churwalden und Malix die Rabiusa bespannt und ich zurückschaute, um mir den Charakter der Gegend fest einzuprägen, da beeilte sich noch die Sonne vor ihrem Verschwinden hinter den Bergen mir ein herrliches Landschaftsbild zu bereiten. An den Bergabhängen war die ernste Walddecke der Fichten durch das zarte Grün der schlanken Lärchen contrastirt; die von der Rabiusa durchzogene Schlucht lag geheimnißvoll zur Linken; von Churwalden war der alte Kloster- und Kirchenbau allein noch sichtbar und nahm sich mehr imposant als schön aus, aber ich weiß nicht, ob feine gothische Formen hier am Platze wären; der massive Klosterthurm versinnlicht jedenfalls die ganze Wildheit der Gegend und der Zeit, als hier Menschen zum Wohnen sich niederließen. Dem Bilde, auf das ich zurückschaute, fehlte nur Eins, aber das Schönste, der Hintergrund der majestätischen befirnten Pyramiden, welche ein Nebelschleier unsichtbar machte. Aber siehe da, der Schleier setzte sich langsam in Bewegung; zuerst trat zur Rechten das

Lenzerhorn klar hervor, dann die Silberspitze des Weißhorns, und allmählich enthüllte sich auch das breitere Rothhorn, dem sicherlich einst von der goldenen Abendsonne Glanz und Namen als Pathengeschenk verliehen wurde. Die Farbenscala vom Silberweiß, Goldroth und Purpur in einem so geschlossenen Bilde würde übertrieben erscheinen, wenn ein Maler es wagen wollte, sie auf die Leinwand zu bringen, aber der große Maler, der seine Schöpfung immer von Neuem schmückt und verjüngt, hat keinen Kunstkritiker zu fürchten. Wie die Dichter von einem goldenen Zeitalter singen, so meldet die Sage von einer aus dem Felsen springenden Quelle am Rothhorn, aus welcher einst reines Gold geflossen sei. An jedem Morgen und Abend wurde eine Maßkanne untergesetzt und der enorme Gewinn in Fässer gethan, die dann gefüllt nach Plurs geführt wurden. Da wurde aber die schwelgerische Stadt Plurs von dem einstürzenden Contoberge begraben (1618) und von Stund an stockte auch die Goldquelle am Rothhorn. Vergebens hat man sie wiederaufzufinden gesucht, aber ein Stück des goldenen Zeitalters kehrt dem Wanderer wieder, dem es vergönnt ist, einen Sonnenuntergang zu schauen, wie er sich mir hier darbot, und das Gold des Rothhorns wird immer von Neuem eine Wahrheit. Meinen Begleitern war das Zauberbild nicht so neu wie mir, aber sie freuten sich meines Entzückens und meiner Andacht, in der ich weilte, bis der letzte Purpurschein am Rothhorn verblichen war. Ich begriff da vollkommen, daß vor Kurzem ein Engadiner, der nach langjähriger Ab-

wesenheit in die Heimat zurückkehrte und auf dem Julier die große Bergwelt im Abendsonnenschein wieder erblickte, mit Thränen in die Worte ausbrach: „O cara patria mia!“

Rechts vom Wege vor Malix auf einem Bühel, der sich zum Bett der Rabiusa herabsenkt, stehen die bedeutenden Trümmer der Burg Straßberg, welche einst in bequemer Weise die von Alters her besuchte Straße beherrschte. Das Geschlecht der Edeln von Straßberg ist früher verschwunden, die Burg wurde im Schwabenkriege zerstört. Als wir noch über die etwas dunkle Geschichte des Geschlechts uns unterhielten, rief einer meiner Begleiter mir lachend zu: „Da sehen Sie die Herren von Straßberg!“ Es waren zwei Buben, welche mit einer kleinen Ziegenheerde uns entgegenkamen, die Nachkommen von Heimatlosen, denen man es gestattet hatte, sich in den Trümmern der am Fuße des Hügels gelegenen Nebengebäude der Burg ein Obdach einzurichten, denn so genügsamen Ansprüchen an eine Heimat durfte man die Gewährung nicht versagen. Die Buben waren in der heitersten Laune und werden sich nach dem frugalsten Abendbrot in ihrer Nachtruhe nicht stören lassen durch das unheimliche hohle Geschrei ihres Nachbarn, des Uhus, der zu Zeiten den Burgthurm bewohnt.

Eine Waffengattung, zu welcher besonders die Graubündner ihr Contingent liefern, ist die Gebirgsartillerie. Wer ihr auf einer ihrer Uebungstouren hoch im Gebirge begegnet, wird leicht erkennen, daß der schweizerische Soldat

aus den Bergländern dort mehr zu Hause ist als auf dem Paradefelde, und daß ihm die Anstrengungen, welche dem Flachländer kolossal erscheinen, tägliche Gewohnheit und eine Erinnerung sind an die Kriegführung der Urväter. Es war nur eine kleine promenade militaire, als im heißen Sommer 1859 der Oberst Wehrli seine Artillerie auf den Pilatus führte. Bis zum Chriesiloch wurden die Pferde gebraucht; als sich aber diese unpraktisch erwiesen, nahmen die bündner Artilleristen die zwei Centner schweren Geschützröhren auf den Rücken und trugen sie ebenso wie die Laffetten hinauf. Die Schüsse, welche oben auf dem „Esel" (6532 Fuß) abgefeuert wurden, fanden ein vielfältiges Echo in den Felsschluchten des zerklüfteten Bergs und mögen die Berggeister nicht wenig in Verwunderung gesetzt haben. Eine größere Anstrengung war der Uebergang dieser Artillerie über den durch Suworow's Rückzug (October 1799) berühmten Panixer Paß, der mit einer Paßhöhe von 7425 Fuß schon für den geübten leichtgegürteten Touristen sehr beschwerlich sein soll. Aber nicht blos die bündner Artilleristen, sondern auch die Juristen, die militia togata, müssen im Dienste ihrer civilen Kriegführung oft hoch ins Gebirge hinaufklettern und unwegsame Waldgegenden durchstreifen, denn das Steigen der Holzpreise verursacht jetzt häufiger als früher Processe um Waldgrenzen, und da hat das Augenscheinsgericht an Ort und Stelle das Recht zu finden. Das bündner Tageblatt hat kürzlich eine ergötzliche Schilderung dieser Justiz auf Reisen gegeben, die einem vom Actenstaub

gequälten Gerichtsschreiber Sehnsucht nach der frischen Bergluft, vielleicht auch Angst vor einer so halsbrechenden Jurisprudenz einflößen mag. Der Berichterstatter meldet, daß an einem Sonntage des letzten Sommers die Mitglieder des cantonalen Augenscheinsgerichts in Zernetz im Unter-Engadin eintrafen und auf die schwere Praxis des folgenden Tages am Vorabend im „Löwen" sich vorbereiteten, wo der Wirth, ein bekannter Bären- und Gemsjäger, zu Ehren seiner Gäste den Pokal kreisen ließ, den ihm der Fürst von Hohenzollern vor einigen Jahren als Andenken verehrt hatte. Der veltliner Wein, den schon Kaiser Augustus zu schätzen wußte, hat unter andern guten Eigenschaften auch die, daß er kein Kopfweh macht, daher waren die Diener der Themis wieder frisch, als beim Morgengrauen des folgenden Tages der Gerichtsweibel zum Aufbruch mahnte. Die Justizreise ging durch die wilden Schluchten und Wälder, aus welchen der den Firndecken des Monte Zembraska entsprungene Spoel sich herauswindet, eine Gegend, welche die Bären mit Vorliebe zum Aufenthalt sich wählen. Erst kürzlich hatte auf der nahen Schafalp Cluozza ein bergamasker Schafhirt ein Rencontre mit einem Bären gehabt, indem die beiden sich um ein Schaf rissen und mit demselben übereinanderpurzelten, wobei der Bär dem Hirten die Hosen zerriß. Der Bär mußte diesmal ohne Beute retiriren, holte sich aber einige Tage später in der Umgebung mehrere fette Stücke. Thatsächlich ist es, daß die Bären vorzugsweise an den bergamasker Schafen Geschmack finden, auf

anderes Vieh selten Jagd machen; daher unterhalten die bergamasker Hirten auf einigen Alpen die ganze Nacht ein großes Feuer, um die Bären fern zu halten.

Jenes Rencontre des Hirten mit dem sein Naturrecht beanspruchenden Bären klingt etwas nach einer Jagdgeschichte, wie sie oft Wahrheit und Dichtung mischt, aber daß ähnliche Dinge vorgekommen sind, ist kein Zweifel. Bei Süs im Engadin bestand einst ein Laviner, Duri Beta, den Kampf mit einem Bären, indem er die wohlumwickelte linke Faust dem Thiere tief in den Rachen stieß und mit dem Beil in der Rechten dasselbe erschlug. Pfarrer Sererhard, der von Zernetz herstammte, erzählt von einem besonders starken Manne, der wegen eines Zweikampfs mit einem Bären den Namen Peter Urs erhielt. „Dieser Peter ginge einmal alleinig mit seiner Axt in das Thal Fuldera, Holz zu fällen. Indeme er in der Arbeit ist, kommt ein Bär zu ihm von ungeheurer Größe und will also bald aufgerichtet mit seinen Tatzen zu ihm schlagen. Der Mann in seinem Schrecken schlagt mit seiner Axt zu ihm, so viel er mag, und gerathet ihm ein Streich, daß er ihn mitten auf die Stirn trifft, von welchem Streich der Bär so weit ertümmet worden, daß er ein Stücklein hinab getrolet auf ein unten liegendes Bödelein, allwo er erschröcklich gebrüllet und gewütet. Er erholet sich aber alsbald wiederum und lauft in vollem Grimm auf den Mann los, dem nicht so viel Zeit gelassen wird wiederum mit der Axt zu schlagen, dann der Bär tappete zu behend nach ihme. Deswegen ließe er die Axt fahren

und loffe behend auf den Bären zu, also daß des Mannes Haupt unter des Bären Haupt und des Mannes Schultern unter des aufgerichteten Bären beide vordere Tatzen kommen. In solcher Postur erfaßte der Mann den Bären mit seinen beiden Armen mit aller Macht und auf solche Weise troleten Mann und Bär mit einander hinab auf besagtes Bödelein. Der Bär brüllete erschröcklich und wollte los sein, der Mann aber hielte ihn fest. Als sie nun eine Weil also mit einander gerungen, also daß bald der Bär bald wieder der Mann oben gelegen, merkte der Mann wohl, daß er es also nicht lang mehr ausharren könne, sondern ihm die Kräfte entgehen würden und erfunde demnach in seinem Angstschweiß dieses Expediens. Er umbschlunge den Bauch des Bären mit seinen beiden Beinen, mit der linken Hand hielt er sich fest an des Bären langen Haaren, mit der rechten Hand griffe er in den Hosensack umb sein Sackmesser und stieße dasselbige dem Bären in seinen Bauch und hielte sich immer fest und ließe nicht nach, bis er mit seinem Messer zu des Bären Herz gedrungen, auf welches hin dem Bären auch nach und nach die Kräfte entgingen. Der Mann durfte doch den Bären nicht loslassen, bis er vermerket, daß kein Leben und Bewegung mehr in ihm sehe, worauf er auf dem Kampfplatz auf den Knien Gott gedanket, den Antagonisten in seinem Blut liegen lassen und nacher Haus kommen, allwo er ihme eine Ader öffnen lassen und 14 Tag das Bett gehütet. Des morgenden Tags ist man mit Pferd und Wagen hineingefahren die Bestie abzuholen. Hernach hat

der Mann das Fleisch von diesem Thier in so viel kleine Stück verschneiden lassen als viel Häuser in Zernetz sind und in ein jedes Haus ein Stücklein hingeschicket mit Ersuchen, sie sollten dieses versuchen zur Gedächtnuß seiner Errettung."

Unsere Justizreisenden sind mittlerweile höher ins Gebirge hinaufgekommen, haben einige Gemsen aufgeschreckt und erreichen das Ziel ihrer Wanderung, den Ofenberg (Fuore) oder Ofenerpaß, der ins Münsterthal führt und jenen Namen trägt, weil man hier einst Erz gegraben und geschmolzen hat. Ein einsames kleines Bergwirthshaus wird in dieser grotesken Oberwelt vom Simmi gehalten und dieser Mann ist eben der Proceßgegner der Gemeinde Zernetz in dem Waldstreite. Zernetz hat von jeher seine beste Erwerbsquelle in den dichten Nadelwaldungen gehabt und besonders die Urwälder gegen den Ofenberg hin schienen unerschöpflich zu sein. Bretter und Brennholz konnten nach dem Ober-Engadin abgesetzt und auf dem nahen Inn weithin geflößt werden. Schon Sererhard meldet, es sei beinahe seit 100 Jahren die Salzpfanne zu Hall in Tirol aus diesem Thalgelände mit Holz versehen worden und die Herren zu Innsbruck hätten jährlich 70—80 Holzhacker hinaufgeschickt, von denen dann ein unglaubliches Spatium Wälder an der rechten Seite des Thals ausgerottet worden sei; daher sei auch der gemeine Seckel dieses Orts so wohl versehen als irgend in einem Dorf des Landes.

Ebenso eigenthümlich und wild als die Gegend, in

welcher die Augenscheinseinnahme vor sich geht, wo Urwald und Felsschluchten nebeneinander liegen, sieht der Mann aus, der so hartnäckig seit zwei Jahren sein Recht gegen die Zernetzer verfolgt, so daß der Streit in die zweite Instanz gelangt ist. Simmi (Simeon Gruber), schon seit vielen Jahren hier ansässig, ist ein riesiger starker Mann, wettergebräunt und schwarzbärtig, ganz so wie ein Hinterwäldler im Engadin sein muß. Es braucht sich aber keiner zu fürchten, der dem wilden Jäger auf einsamer Fährte begegnet, denn Simmi ist nur den Bären gefährlich und hat sich längst den Namen eines gemüthlichen Wirths verdient. Die Leute erzählen von ihm manche Geschichten, von denen die folgende besonders amüsant ist. Es mag zwanzig Jahre her sein, als in kalter Winterzeit zwei müde Handwerksburschen in die Gaststube des „Löwen" in Zernetz traten, und auf die Frage: Woher des Weges? erzählten, sie kämen über den Ofenberg, wo sie ein seltsames Abenteuer erlebt hätten. Als sie da oben an eine Stelle gekommen, wo der Weg an einem Eisfelde aufgehört habe, das zu betreten ihnen der Muth fehlte, sei plötzlich ein bärtiger Riese ihnen zur Seite gewesen und habe barsch gefragt: „Was machet ihr da, ihr Buben?" Als sie zitternd und mit matter Stimme gesagt, sie könnten nicht über das Eis, da habe er beide am Kragen gefaßt und über das Eis getragen, wobei sie das Eis kaum mit den Fußspitzen berührt hätten. Dann habe der Riese lachend gesagt, jetzt sollten sie nur springen, auf daß sie warm würden.

Die Augenscheinscommission hatte, um Licht zu schaffen in den zähen Waldstreit, drei Berge zu beklettern und es war schon spät am Nachmittage, als die Männer aus Simmi's Häuschen den Rauch aufsteigen sahen, der in ihnen eine gewisse Sehnsucht erweckte, die denn auch alsbald befriedigt wurde. Eine schmackhafte Minestra eröffnete die Mahlzeit, bei der auch gedörrtes Bärenfleisch nicht fehlte, und zur Ehre des Hauses, nicht im Entferntesten um die unbestechliche Justiz für sich zu gewinnen, brachte der Simmi seinen besten schwarzen Inferno auf den Tisch.

Wenn ich meinen Nachforschungen trauen darf, ist das zähe Festhalten am wirklichen oder vermeintlichen Recht und die Lust zu processiren bei der romanischen Bevölkerung Graubündens größer als bei den deutschen Bewohnern. Während die letztern dem Satze huldigen, daß ein magerer Vergleich besser sei als ein fetter Proceß, lieben es die Romanen, eine Sache auf die Spitze zu treiben, es koste, was es wolle, und die Richter wissen es dann auch anschaulich zu machen, daß sie das Schwert der Gerechtigkeit nicht umsonst tragen. Daher sind Processe nicht selten, in denen das ursprüngliche Streitobject sehr klein, die Proceßkosten aber enorm sind, und nicht etwa in Gegenden, in denen der Reichthum die Leute übermüthig gemacht hat, sondern wo der größte Theil der Bevölkerung bei bescheidenen Ansprüchen doch mit des Lebens Noth zu kämpfen hat. Eine solche Gegend Graubündens ist das Misoxerthal und dessen Seitenthal, das enge, steinige Kalankathal, südlich von Bernhardin,

mit einer ganz italienisch redenden Bevölkerung. Der Boden ist dort wenig ergiebig, daher bringt ein großer Theil der Männer den größten Theil des Jahres in der Fremde zu, Arbeit und Verdienst suchend. In Zürich sind die Degiacomis und Denikolas als Glaser mehr noch in Permanenz als ihr Nachbar, der kastanienbratende Tessiner Guidotti; wenn in einer Nacht der gewaltige Föhn an den Häusern gerüttelt hat, so hört man am folgenden Morgen diese Glaser unfehlbar durch die Straßen rufen. Die großen Bauten in Zürich haben in den letzten Jahren auch viele Steinhauer aus jenen Gegenden angelockt und wie man ihnen einerseits das Zeugniß gibt, daß sie die feinsten Steinarbeiten ausführen und eine Zeit lang mehr leisten als irgendwelche deutsche Arbeiter und dann äußerst genügsam und nüchtern sind, so kommen andererseits Zeiten, in denen sie ihre Lebensweise plötzlich ändern, wo sie verspielen und vertrinken, was sie verdient haben, und äußerst streitsüchtig sind. Damit steht denn auch wohl die Proceßsucht jener Thäler in Verbindung, von der man genug erzählen hört. Einige Fälle mögen als Beleg dienen.

Im Mai 1865 gingen die zwei Basen Paggi vom Bergdorfe Braggio herab nach Roveredo, dem Hauptorte des untern Misoxerthals, um auf dem Markte einzukaufen. Jede erstand ein Schweinchen, eins von den Thierchen, die zwar in der Schweiz in Schrift und Druck nie anders als mit der vorangeschickten Verwahrung salva venia eingeführt werden, die auch dem müden Wanderer, der in einem

Bergwirthshause eine Nachtherberge gefunden hat, sehr unbequem werden können, wenn sie mit dem Morgengrauen im untern Stock lebendig werden, während er darüber nach einer in Graubünden recht gewöhnlichen Einrichtung seine Schlafstätte hat, die aber sehr ansprechend sind, wenn sie als Braten auf dem Tische erscheinen. Da sagt man nicht mehr s. v. Schweinebraten, sondern der Feinschmecker erkennt gar bald, daß er es mit einer Art zu thun hat, die Graubünden eigen und trefflicher nicht leicht zu finden ist. Ist er zugleich Antiquar, so weiß er, daß in diesen Thierchen das Geschlecht fortlebt, welches vor Jahrtausenden zum Hausstand der Pfahlbautenbewohner gehörte oder damals wahrscheinlich in wilder Freiheit in den Wäldern und Torfmooren lebte. Genug, jede der beiden Basen hatte auf dem Markte ein solches Thierchen gekauft, aber die eine derselben hatte 30 Rappen mehr gezahlt und durfte glauben, eine vorzügliche Erwerbung gemacht zu haben. Nahe bei ihrem Heimatsorte kehrten sie in einem Wirthshause in Arvigo ein und die beiden Kleinen wurden in den Stall gestellt. In gutem Frieden gingen sie noch mit ihrem Erwerb in der Dunkelheit nach Braggio, aber am andern Morgen entbrannte die Identitätsfrage, indem die eine der Basen behauptete, die andere habe sich das ihr nicht gehörige bessere Schwein angeeignet. Vermittelung des Friedensrichters blieb fruchtlos und die Sache kam an das Kreisgericht, bei welchem etwa 50 Zeugen vernommen wurden. Von dem Urtheil des Kreisgerichts wurde an das Bezirksgericht

appellirt und erst im December beendigte das Urtheil zweiter Instanz den Proceß, so daß nun jede der Basen wußte, welches Schwein sie als das ihrige zu betrachten hatte. Die Proceßkosten waren aber auf 2400 Frcs. angelaufen, so daß bei der Compensation jeder der beiden Basen Paggi ihr Recht auf 1200 Frcs. zu stehen kam.

Ganz ähnlich war vor einigen Jahren ein Streit von zwei Gasthofbesitzern in San=Bernardino um zwei Enten, in welchem die Parteien von zwei berühmten Advocaten aus dem benachbarten Tessin meisterhaft vertreten wurden. Es bedurfte nicht nur mancher Zeugen, sondern auch einiger Experten, um die Herkunft der Enten nach ihrem Accent zu constatiren, denn die Italiener mit ihrem feinen Gehör wissen, daß das quà quà lange nicht von allen Enten gleich ausgesprochen wird. Der Proceß wurde endlich noch verglichen, aber die Herren Litiganten hatten sich in die Summe von 1000 Frcs. Gerichtskosten zu theilen.

Diese Fälle klingen unglaublich, ich muß sie aber doch für wahr halten, da sie von einem Juristen mit allem Detail in einer bündnerischen Zeitung erzählt sind.

Ein Land von so wechselnder Bodenbeschaffenheit und so grotesken Formen wie Graubünden, so reich an Naturschönheiten und Naturerscheinungen aller Art, wo zahllose Gebirgsköpfe von ewigem Winter umstarrt herabschauen auf Thäler mit italienischem Klima, wo Wasserfälle und Lawinen donnern und der Himmel bald mit der Posaune des

Sturms zu den Menschenkindern redet, bald im goldenen Glanze seligen Frieden ausbreitet über Berg und Thal, wo der Bär noch seinen Urwald hat und der Adler sein Felsennest, wo hoch im Gebirge Quellen entspringen, die mit andern Quellen sich vereinen, um als mächtige Flüsse die Länder zu durchziehen, wo plötzlich die Bergströme mit entfesselter Wuth in die Thäler hinabstürzen, als wollten sie eine neue Sündflut bringen — in einem solchen Lande verschwindet der Wunderglaube und der Nachklang heidnischer Vorstellungen von Dämonen und Elben, von Geschöpfen, die halb Mensch, halb Thier sind, von Menschen, die mit Zauber umgehen, nicht leicht; das Unerklärliche ist einst personificirt worden und die Gestaltungen alter Zeit behalten Realität in der Phantasie der Menschen, die sich in einer Welt voll unerklärter Dinge bewegen. An einem Bergsee, der hoch über der Menschen Wohnungen liegt, dessen Tiefe nie ergründet, der daher unergründlich ist, weiden ruhig die Heerden, aber die Hirten scheuen sich, einen Stein in den See zu werfen, denn sie wissen, daß die Spiegelfläche plötzlich ihre Farbe verändern und das stille Wasser aufbrausen kann, ohne daß sie eine Ursache sehen. Da muß dann ein großer Fisch in der Tiefe sein oder ein anderes Ungethüm, das nur selten an die Oberfläche kommt, aber es gibt doch alte Leute, die es haben auftauchen gesehen.

Solche Seen gibt es viele im rhätischen Gebirge. Sererhard meldet vom Hochthal Urden zwischen Arosa und Parpan: „Zuoberst in diesem Thale ist ein See mittel-

mäßiger Größe und runder Form. Dieser See hat seltsame Eigenschaften. Man hält ihn für unergründlich. Bei Wettersänderungen fangt er an aufwallen wie Wasser in einem Kessel, wann es anfangt sieden, und bisweilen bewegt es sich ungestümiglich, daß es in der Mitte ringsherum fahret, wirbelt und ein Trichterloch formiret, bei welchem Vortice oder Wirbelloch das Wasser ehe eine Minute vorbei sich wieder in die Höhe wirft mit ungestümen und starken Mugitibus oder Brüllen, welches Brüllen man etliche Stunden weit bis in die Schallfiker Heuberge hören mag, also daß die Bauern, wenn sie solches hören, sagen: «Das Wetter wird sich wohl ändern, der See brüllet», und sozusagen an diesem See einen Kalender haben." — Ein Hirt, der unser Wegweiser ward, bestätigte uns das Obbesagte mit dem Beifügen, wenige Jahre vorher haben etwelche muthwillige Hirtenknaben drei oder vier junge Pferde in diesen See gesprenget, „die seien sogleich dem Wirbel zugezogen und verschlungen worden." Sererhard, der nach seiner Manier sich zwar als reformirter Prediger zu den Aufgeklärten zählt, aber doch regelmäßig in solchen Dingen wieder zum Glauben einbiegt, stellt die Frage, ob etwa das Brüllen dieses Sees und anderer Bergseen herrühre von einem „gräßlichen Geschrei grausamer Bestien in der Tiefe" und ist geneigt, diese Frage zu bejahen, mit Berufung auf zwei Zeugen von Lavin, die vor einigen Jahren einen fliegenden Drachen auf einem See ihrer Gegend gesehen hätten. Von diesem See am Gebirge Alpiglia, als Behausung eines

Drachens oder Lindwurms, ist oft bei den alten Schriftstellern die Rede, und die Sage meldet auch, wie das Unthier beseitigt worden sei. Ein gewisser Johann Branca von Guarda soll den kleinen See mit Hülfe eines Beschwörers mit Blättern und Zweigen überdeckt und dadurch den Drachen genöthigt haben, mitten in einem gräulichen Unwetter den Ort zu verlassen, infolge dessen er den Inn abwärts bis Innsbruck geschwemmt und dort nicht ohne große Gefahr getödtet wurde. Nach dem Volksglauben im Engadin haben aber die Lindwürmer nicht nur in tiefen Bergseen ihren Aufenthalt, sondern auch in Felsschluchten, die gegen Mittag geöffnet sind, wo sie dann nach Art der Schlangen und Eidechsen gern an der Sonne liegen.

Neuerdings hat Vonbun in seinen schätzbaren Beiträgen zur deutschen Mythologie (1862) die Drachensagen Churrhätiens behandelt, ist aber dabei, wie schon andere Gelehrte vor ihm, in einen historischen Irrthum verfallen. Veranlaßt durch eine gelegentliche Erwähnung des Drachentödters Struthan von Winkelried in Campell's rhätischer Geschichte, meint Vonbun, es sei sehr bezeichnend, daß der alte ehrliche Chronist den unterwaldner Helden von Sempach mit einem Drachen kämpfen und durch dessen Blut zu Grunde gehen lasse; es sei, nach einem Ausspruche in Grimm's „Deutscher Mythologie", Amt der Helden, wie die Riesen, so die damit gewissermaßen identischen Drachen auf der Welt auszutilgen. Aber es fiel dem „alten ehrlichen Chronisten", der ein Schweizer war, nicht ein, den Drachentödter Struthan

oder Strut von Winkelried, dessen Sieg und Tod in das Jahr 1250 gesetzt wird, mit Arnold von Winkelried, welcher bei Sempach den Seinen und der Freiheit eine Gasse machte, zu identificiren!

Wie die Schildkröte sich zurückzieht unter das feste Dach, das ein weiser Baumeister ihr gebaut hat, so findet die bündner Familie in den dicken Mauern des Berghäuschens ihre Schutzwehr gegen das wilde Wetter und den Schnee, der zwar ersehnt ist als warme Winterdecke für die grünen Matten, aber oft plötzlich das Häuschen aus aller Verbindung mit der Menschenwelt herausssetzt. Da werden denn, wenn der kurze Tag zu Ende geht, die Schießscharten ähnlichen kleinen Fensterlöcher mit ihren Läden, die wie kleine Thüren aussehen, verschlossen und es beginnt im matt beleuchteten Wohnstübchen ein Winterabend, der nicht ohne Poesie ist, denn das alte Mütterchen im Lehnstuhl führt ihre Hausgenossen in eine Märchenwelt, die sie nicht aus Büchern, sondern aus eigener Anschauung und durch mündliche Ueberlieferung der Mutter und Großmutter kennen gelernt hat. Sie erzählt Naturmythen, die ihr Wahrheit sind, und hat davon einen Vorrath, „daß man wohl ein rares Fabelbuch damit füllen könnte.“ Ihre Hauptfiguren, von denen die Enkel und Enkelinnen auch am liebsten hören, sind die Bergmännchen oder Waldfänken, die im Felsinnern oder in Erdhöhlen wohnen, wie man solche bei Seewis zeigt. Sie sind menschenähnlich, aber kurz und dick und am ganzen Körper, nur im Gesicht nicht, behaart. Die Waldmännli

der bündner Sagen sind meistens menschenfreundlich und in den Geschäften der Alpbewohner wohlerfahren. Sie melken die Gamsthiere und bereiten aus der Milch kleine Käse. Auf der Alp Pardenn im Hochgericht Klosters half ein solches Männli, das sehr stark war und als Hirtenstab einen entwurzelten Tannenbaum trug, sieben Jahre lang die Kühe hüten, wofür man ihm als Belohnung alljährlich ein Paar neue Schuhe hinstellte. Er freute sich zwar immer darüber und machte seltsame Geberden, wenn er die Schuhe anzog, konnte aber nicht darin gehen, sondern purzelte zu Boden. Aus der Schotte, dem bei der Käsebereitung übriggebliebenen wässerigen Theil der Milch, den man früher den Schweinen ließ, verstanden die Fänken pures Gold zu bereiten. Das hat zwar kein Senn von ihnen gelernt, aber die jetzigen Schweizer machen daraus Milchzucker, der für gutes Geld nach Italien und Spanien geht, wo er zur Limonade verwendet wird.

Es darf uns nicht wundern, daß der bündnerischen Märchenwelt sich auch ein Aberglaube beigesellt hat, den man nicht harmlose Poesie nennen kann. Zwar glaubt man nicht mehr, daß Hexen das Gletschereis zerschlagen, um Hagel zu machen, daß sie im Hexenkessel am weißen See kleine Kinder kochen, aber wohl, daß es Weiber gebe, welche Unwetter und Hagel herauf beschwören, Kühe bezaubern u. dgl. Eine Geschichte des Hexenglaubens und der Hexenverfolgungen in Graubünden würde das große Material dieses Literaturzweiges quantitiv bedeutend vermehren, wenn auch wenig

Abweichungen von der Regel zeigen. Wie Deutschland seinen Blocksberg, die innere Schweiz die „Ehrlosen", eine öde Hochebene zwischen Münster und Hitzkirch im Canton Luzern als Sammelplatz der Hexen kennt, so wählten die Hexen im Bündnerlande einen anmuthigern Ort, die genannte Alp Pardenn, zum Tanzplatz, und sehr zäh hat sich die Sage erhalten, daß Frauen aus fernen Gegenden sich dort eingefunden hätten. Sererhard, der auch bei diesem Thema wieder ein Compromiß zwischen Aufklärung und Aberglauben zu Stande bringt, erzählt, ein Mann, der 24 Jahre in Paris als Compagnieschneider gedient, habe hoch und theuer bezeugt, es sei einmal eine vornehme pariser Frau zu ihm gekommen und habe gefragt, weß Landes er sei? Auf die Antwort, er sei ein Prättigäuer, habe sie gesagt, sie sei oft in diesem Lande gewesen vermittels ihrer freien Kunst; ob er denn wisse, wo das pardenner Bödeli sei. Als er dies bejaht, habe sie bemerkt, dort hätte ihre Gesellschaft die Versammlungen gehalten, und sie habe auch einige Frauen aus dem Prättigau namhaft gemacht, mit denen sie dort bekannt geworden sei. Der Mann wunderte sich hierüber sehr, da er die genannten Personen wohl kannte. Aehnlich erging es einem Graubündner, der in holländischen Diensten war, mit einer Holländerin, bei welcher er in Quartier lag.

Wie durch Religionsstreitigkeiten der schlimmsten Art, so hat durch Hexenprocesse das Poschiavinerthal (Puschlav) sich berüchtigt gemacht. Nicht nur führt ein Raum in dem

Thurm des Rathhauses zu Poschiavo den Namen Hexenkammer, sondern nach der Mittheilung des Pfarrers Leonhardi in Brusio liegen im Gemeindearchiv die Acten von etwa 120 Hexenproceduren und sind allein im Jahr 1672 mehr als 20 Menschen wegen Hexerei oder Unholderei verurtheilt worden. Die letzte Hexe von Brusio erlitt nach Leonhardi's Mittheilung 1760 den Tod, nicht auf dem Scheiterhaufen, sondern durchs Schwert; denn wenn auch das Urtheil dem Gesetze gemäß den Feuertod aussprach, pflegte doch schon früher diese Strafe dort in Enthauptung umgewandelt und der Leichnam verbrannt zu werden. So weit meine Nachforschung reicht, ist überhaupt die letzte Hexe in der Schweiz und auf deutschem Boden im Jahre 1782 in Glarus enthauptet, nicht, wie es noch in der neuesten Auflage von Rotteck's und Welcker's „Staats-Lexikon" heißt, verbrannt worden. Man vermied zwar in diesem glarner Falle schon den Namen Hexerei, aber es war doch die Anschuldigung, die in dem Bunde mit dem Teufel wurzelte, nichts anderes.

Schließlich noch eine kleine sprachliche Erörterung. Schon oft bin ich von Fremden gefragt worden, woher doch die griechische Endung so vieler Ortsnamen im Canton Zürich komme: Adlikon, Zollikon, Pfäffikon, Bendlikon rc.? Ich könnte darauf antworten, daß ja die Stadt Zürich das schweizerische Athen sei, folglich müsse der Canton ein Attika sein, und habe deshalb nicht blos attisches Salz, sondern auch Demen mit griechischen Namen. Aber seit mein ge-

lehrter Freund die exacte mikroskopische Untersuchung über die Ortsnamen des Cantons Zürich veröffentlicht und nachgewiesen hat, daß jene griechisch aussehende Endung nichts sei als eine feine zürcherische Zusammenziehung von Hofen (Adlikon = Adalinghofen), muß ich meine complimentarische Philologie für mich behalten. Schwerer möchte es meinem classischen Freunde sein, den Ariadnefaden zu geben für das labyrinthische Bündnerland, dessen Ortsnamen nicht minder als viele Familiennamen dem, der es auf seinen Wanderungen nicht unterlassen kann, solche Namen nach ihrer Etymologie zu fragen, oft höchst räthselhaft bleiben, wenn er nicht die Neigung hat, zu verfahren wie Gelehrte des 16. Jahrhunderts, die in den Bewohnern des Dorfes Zizers bei Chur Urenkel des Cicero witterten. Etwas ganz Aehnliches ist auch noch vor einigen Jahren einem berühmten deutschen Geschichtsprofessor begegnet. Nachdem er in seinen Berichten „aus den rhätischen Alpen" bemerkt hat, der Name Alveneu, Alba nova, erinnere, daß man schon in der Region angelangt sei, wo etruskische Einwanderung, meist aus Furcht vor dem Gallier oder Hannibal's Scharen, in der Alpenwildniß sich eine zweite Heimat gründete, meint er, zu solchen Erinnerungen gehörten auch die Namen mancher Familien, z. B. die an der Scheide des Julier und Septimer in Stalla „hausenden Catilina." Als Witz beim dritten Schoppen wäre dies recht hübsch, da es aber durchaus ernst gemeint schien, fand sich ein gelehrter Gräubündner veranlaßt, darauf zu erwidern, daß die ehrenwerthe Familie Cad'lina einen

rhätischen Namen trage, aus dem bekannten Ca(Casa, in vielen Personennamen, wie Canova, Camenisch, Caflisch, Caviezel) und dem noch im Ober-Engadin vorkommenden Geschlechtsnamen Lina zusammengesetzt.

Graubünden ist ein sprachreiches Land. Zwar bildet das Deutsche die officielle Sprache des Cantons, aber in einigen Thälern wird italienisch gesprochen und wer des Italienischen nicht kundig ist, kann sich mit seinem Latein durchhelfen, wie der Student, welcher, um zu dem ihm augenblicklich nothwendigsten Lebensbedürfniß zu gelangen, uno choppino vino forderte und sogleich nicht nur das Gewünschte in guter Qualität erhielt, sondern auch durch seine Sprachkühnheit die Wirthin freundlich und heiter stimmte. Schwieriger ist der Verkehr mit den zahlreichen Bewohnern, welche das Romanische (Rhäto-Romanisch, Ladin) reden, das noch wieder in zwei Hauptdialekte auseinander geht. Zwar hat auch dieses Idiom das Latein zum Grundstock, aber die Buchstabenversetzung und die überraschende Mißhandlung der Endsilben würde einen Sanskritaner, der die Sprache des Paradieses erfaßt hat und dem schon das Französische und Englische Sprachgräuel sind, in die Flucht treiben, und verwirren auch ein gewöhnliches Menschenkind. In den nicht zu abgelegenen Orten romanischer Zunge findet man aber immer Leute, denen das Deutsche nicht fremd ist.

IV.

Das Maderanerthal.

Der schweizerische Alpenclub hat hie und da an den Marken des ewigen Schnees Hütten errichtet, welche den kühnen Bergsteigern in den unwirthlichen Regionen als Nachtasyle dienen; so unter dem Grünhorn am Tödi und in der Steinwüstenei unter dem Silvrettagletscher in Graubünden. Die basler Section dieses Clubs, wie sie durch hochstrebende Leistungen in der Gletscherwelt sich ausgezeichnet hat, faßte aber, im Charakter des behäbigen Basel, den schönen Gedanken, in einem Hochthal an der Gletschergrenze nicht eine Hütte zu bauen, sondern einen Gasthof ins Leben zu rufen, der den Freunden der Gebirgswelt, die nicht grade zu den Titanen oder passionirten Gletschermännern sich zählen können, es ermöglichen sollte, in einem dauernden Aufenthalt mit den Bergwundern sich bekannt zu machen. Es fand sich ein tüchtiger Unternehmer in der Person des Herrn Indergand, Wirths zum „weißen Kreuz" in Amstäg und in einer Höhe von ungefähr 4310 Fuß steht seit 1865 der Gasthof „zum Schweizer-Alpenclub" im Maderanerthal.

Schon Lusser hatte vor 30 Jahren in seiner Beschreibung des Cantons Uri dieses Thal als eins der merkwürdigsten Alpenthäler der Schweiz kurz geschildert, und mein Wunsch, es zu besuchen, war nicht neu, als nun die Möglichkeit vorlag, dort ein so comfortables Unterkommen zu finden. Leicht wurde es mir, einen jungen Freund zum Begleiter zu gewinnen und mit der rechten Reiselust, die durch langes Regenwetter zurückgehalten war, aber als die Sonne wieder freundlich schien, um so stärker erwachte, traten wir an einem Septembertage 1866 die Wanderung an. Leider sollten wir bald erfahren, daß auch die Sonne, der man so gern Vertrauen schenken will, recht böse Launen hat, denn kaum hatten wir bei Luzern das Dampfschiff bestiegen, als sie wieder verschwand und ein Unwetter aufkam. In der Hoffnung, es werde bald vorübergehen und um an unserm Programm festzuhalten, nahmen wir uns vor, nicht direct nach Flüelen zu fahren, sondern von Brunnen aus die Axenstraße zu begehen; aber dieses Mal wurde die Consequenz, so preiswürdig sie sonst sein mag, uns übel belohnt. Rasch schritten wir vorwärts, aber nicht eine Minute hörte der Regen auf, so daß wir nach drei Stunden, als es schon dunkelte, recht begossen in Altorf ankamen. Dahin wies uns für diesen Tag unser Programm und in diesem Programm stand auch die tröstliche Aussicht auf ein gutes Abendessen bei den freundlichsten Wirthsleuten in der „Krone“, bei denen ich schon oft mich heimisch gefühlt habe. So konnten wir denn sagen: Ende gut, Alles gut!

Am folgenden Tage war die Witterung noch sehr zweideutig, daher wir es rathsam fanden, nicht fortzueilen. Es lag nun zwar nahe die Mußezeit auf Anschauung der Merkwürdigkeiten Altorfs zu verwenden, welche in die Entstehungsgeschichte der schweizerischen Freiheit zurückführen, aber diese Dinge waren mir von früher her bekannt. Um jedoch im antiquarischen Gebiet nicht ganz unthätig zu sein, suchte ich das Grabmal eines Mannes aus der Reformationszeit auf, der zwar damals keine hervorragende Stellung eingenommen hat, aber doch als eine eigenthümliche Erscheinung nicht vergessen ist. Oben im Bannwalde über Altorf lebte lange Jahre als Waldbruder in ascetischer Strenge ein gar frommer Mann, Nikolaus Zwyer. Er verließ seine Klause auch in der rauhen Winterszeit nicht; milde Gaben derer, die sich ihm nahten, um durch sein kräftiges Gebet die Hülfe des Himmels zu erlangen, gewährten ihm das Wenige, das er zum irdischen Leben bedurfte. Da kam auch in seine Einsamkeit die Kunde, daß die heilige Kirche bedroht sei durch Neulehren und daß der Antichrist in die Schweiz gekommen in der Person eines vom Glauben abgefallenen Priesters, dem der Böse große Gewalt der Rede verliehen habe. Als er das hörte, da stieg Zwyer hinab nach Altorf, um von dort durch die Tagsatzung in Luzern den Zwingli in Zürich einladen zu lassen, mit ihm die Feuerprobe zu bestehen, damit alle Welt ein Zeugniß erhalte von der Kraft des wahren Glaubens. Die Tagsatzung fand aber nicht für gut, sich mit dem Gesuch des Waldbruders zu befassen, und Zwingli

würde auch wohl die Herausforderung nicht angenommen haben, daher zog Zwyer sich wieder zurück in seine Waldeinsamkeit und lebte dort noch 15 Jahre, nachdem Zwingli auf einem andern Kampfplatze für seine Lehre sein Leben eingesetzt hatte. In Zwyer's Todesstunde sollen alle Glocken in der Landschaft umher von selbst geläutet haben. Die Felswand, unter welcher er, 77 Jahr alt, sein Leben der Strenge und Entbehrung beschloß, erhielt und führt noch jetzt den Namen Bruderstein. Zwingli's Leichnam wurde in der Schlacht bei Kappel von seinen Feinden zerrissen und verbrannt; die Gebeine Zwyer's ruhen in einem steinernen Grabe im „Oelberg", einer alterthümlichen Kapelle neben der Hauptkirche Altdorfs; auf dem Deckel des Grabes ist sein Bild ausgehauen.

Welche Art aus der Gattung der Gottesurtheile oder Ordalien, die mit dem Namen der Feuerproben bezeichnet wird, der Bruder Zwyer dem Reformator Zwingli vorgeschlagen habe, ist meistens nicht angegeben, doch erinnere ich mich, irgendwo gelesen zu haben, daß er gewillt war, bis aufs Hemd entkleidet, durch einen brennenden Scheiterhaufen zu gehen, während Zwingli dasselbe zu gleicher Zeit an einem andern Holzstoß thun sollte, wobei ihn der Glaube leitete, Gott werde ihn unversehrt die Probe bestehen und dadurch die Echtheit der katholischen Lehre bewähren lassen, der irrgläubige Zwingli dagegen werde elendiglich dabei umkommen. Unter den Fällen der Anwendung dieser Feuerprobe in früherer Zeit ist berühmt, daß Richardis, die Gemahlin

Kaiser Karls des Dicken, auf solche Weise ihre Unschuld bewährte. Dagegen soll ein Mönch, Peter Bartholomäus, welcher 1099 für die Echtheit der heiligen Lanze mit ihr im Hemd durch das Feuer ging, sich dabei tödlich verbrannt haben. Kam es auch zwischen Zwyer und Zwingli nicht zur Ausführung der Feuerprobe, so ist doch eine solche Provocation zu einem aus dem Heidenthum stammenden Ordal in so später Zeit sehr bemerkenswerth.

Bisweilen wird auch der Pfaffensprung unweit Wasen mit einem Gottesurtheil in Verbindung gesetzt und erzählt, ein Geistlicher habe sich hier von der Anschuldigung eines verbotenen Umgangs durch den Sprung über die schauerliche Felsenschlucht gereinigt. Gewöhnlicher ist aber die Sage, ein Pfaff sei mit einem geraubten Mädchen darüber gesprungen, um seinen Verfolgern zu entgehen.

Von Altorf hatten wir uns auf der großen Straße nach Amstäg zu begeben, um von dort die vorgesetzte Bergwanderung anzutreten. In der Morgenfrische des folgenden Tages fuhren wir rasch im leichten Einspänner dahin und immer mächtiger wurde schon hier der Eindruck, welchen die das Reußthal einschließenden Felsmassen und Bergreihen auf jeden machen müssen, auch wenn er nicht zum ersten Mal in die Gebirgswelt eintritt. Ich hatte die Gotthardsstraße schon vor Jahren kennen gelernt, aber es war mir von diesem ersten Stück kaum mehr als das Rauschen der Reuß in der Erinnerung geblieben, denn der Himmel war damals grau und regnerisch und wir fuhren in die Nacht

hinein, um nach Wasen zu gelangen. Jetzt war ein klarer Tag im Anzuge und wir hätten aufjauchzen mögen als wir bei Silenen die herrliche Pyramide des Bristen vor uns hatten, deren Schneegipfel so eben von der Morgensonne begrüßt wurde. So war auch einst die Sonne der Freiheit über Uri aufgegangen, als man Geßler's Zwinguri brach, von welchem unweit Silenen auf dem Flühli die Ruine gezeigt wird. Uebrigens darf man wohl zweifeln, ob diese Trümmer von jenem berüchtigten Burgbau herrühren, denn nach den Chroniken muß man annehmen, daß der Landvogt die Zwingburg näher bei Altorf bauen ließ; auch wird berichtet, daß bei der Zerstörung derselben kein Stein auf dem andern blieb.

Amstäg, so genannt von dem über die Reuß führenden Stäg (Steg), jetzt eine schöne Brücke, ist reizend gelegen am Einfluß des Kärstelenbachs in die Reuß und hat durch die neue freundliche Kirche noch gewonnen. Das dortige Gasthaus zum „weißen Kreuz" verdient vollkommen das Lob, welches demselben von den Reisenden gespendet wird, und mein junger Begleiter, dem die Morgenfahrt etwas kühl vorgekommen war, fand in einer „gemüthlichen" Unterhaltung sehr bald die volle Lebenswärme wieder. An dieses Haus knüpft sich auch ein historisches Interesse, insofern der alte biedere Kreuzwirth Gedeon Püntiner im Jahr 1799, als Uri Kriegsschauplatz geworden war, durch seine Geistesgegenwart und Klugheit Amstäg vor Plünderung und Vernichtung bewahrte. Die vom Vierwaldstättersee her an-

rückenden Franzosen, welche durch den Widerstand von einigen Haufen bewaffneter und schießkundiger Bauern an mehreren Orten aufgehalten und dadurch erbittert waren, hatten Silenen erreicht und General Soult schickte einen Parlamentär nach Amstäg mit der Aufforderung an die Urner, welche in dem hier sich verengernden Thal nochmals Position nehmen wollten, die Waffen niederzulegen. Mit Mühe und eigener Lebensgefahr hielt Püntiner die aufgebrachten Landsleute ab, sich an dem Parlementär zu vergreifen, und während er diesen in einem Zimmer eingeschlossen hatte, mahnte er im Kriegsrath die Seinen zum vernünftigen Nachgeben, konnte aber nur bewirken, daß diese sich auf Wasen zurückzogen, wo sie bald Verstärkung zu erlangen hofften. Es war schon Abend geworden, als Püntiner durch den französischen Offizier an General Soult ein Schreiben schickte mit der Bitte um Schonung Amstägs, in welchem Fall denn auch die einziehenden Franzosen keine Gegenwehr finden sollten. Soult ging darauf ein, war aber nicht wenig erstaunt als er bei seinem Eintritt in Amstäg nur den Vermittler Püntiner und einige alte und gebrechliche Leute vorfand, die nicht hatten fliehen können. Der General hielt aber sein Wort und kehrte im weißen Kreuz ein, wo er dem Alten seine Freude aussprach, an dem Tage die Bekanntschaft eines braven Mannes gemacht zu haben.

Das geschah vor 70 Jahren; jetzt lag Amstäg, von der Morgensonne angelächelt, als ein rechtes Bild des Friedens vor uns, da wir die Brücke überschritten hatten, welche über

den Kärstelenbach führt, und als wir uns anschickten, die erste Höhe am Fuße des Bristen zu erklimmen, welche recht steil ist, aber dann auch durch einen schönen Blick in das Thal und über Flüelen hinaus auf den Vierwaldstättersee die Mühe belohnt. In einer halben Stunde erreicht man die erste Terrasse und geht bei der kleinen dem St. Anton geweihten Kapelle vorbei auf sanft ansteigenden Wegen über grasreiche Matten, meist in dem Schatten kräftiger Obstbäume auf das Dörflein Bristen zu, welches in einer zweiten halben Stunde zu erreichen ist. Auch in diese friedliche Thalgegend, welche in dem Bristenstock und der kleinen Windgälle ihre gewaltigen Mauern hat, ist im Jahr 1799 das Kriegsgetümmel gekommen und es haben Oesterreicher und Franzosen sich hier gedrängt und mit einander gekämpft.

Das Dorf Bristen, zur Pfarrgemeinde Silenen gehörig, hat eine freundliche Kapelle, die man im Vergleich mit der Antons-Kapelle schon eine Kirche nennen kann und die das ganze Jahr hindurch für die Bewohner der nächsten Thalgegend wie der höheren Berggüter im gottesdienstlichen Gebrauch ist. Bristen hat daher auch einen eignen Kaplan und eine neue stattliche, schön gelegene Kaplanei soll nächstens an die Stelle der alten braunen Wohnung des geistlichen Herrn treten. Kaplan Furgger ist sehr vielseitig und man kann ihn wohl eine berühmte Persönlichkeit nennen. Das geistliche Amt verwaltet er zur vollkommenen Zufriedenheit seiner Gemeinde und eins seiner Pfarrkinder betonte es gegen mich besonders, daß der Herr Kaplan die Messe kurz mache,

lediglich aus dem Grunde, damit die zerstreut in den höheren Gegenden wohnenden Kirchgenossen rechtzeitig wieder daheim sein könnten. Der Herr Kaplan hat aber auch noch manche andere Geschäfte. Er ist zugleich Schulmeister; aber auch dieses schwere Amt läßt dem thätigen Manne noch Raum zur Entwicklung anderer Fähigkeiten. Er ist Eingeborner von Bristen und daher von Jugend auf an das Bergsteigen gewöhnt, was selbst die Alpenclubisten mit einem lobenden Zeugnisse hervorheben. Wenn ein Kranker oder Sterbender hoch oben im Gebirge nach seiner Hülfe ruft, so eilt der Kaplan mit langen Schritten, seine Pflicht zu erfüllen. Mit seiner Bergnatur hängt seine Liebe zur Gemsjagd zusammen, die er aber jetzt unterdrücken muß, da sie, als wider eine augsburger Synode von 952 verstoßend, — clericus venationi ne incumbat — seinen geistlichen Obern mißliebig geworden ist. Als Bergsteiger ist er auch ein fleißiger Mineraliensammler und man kann bei ihm schöne Kristalle für mäßige Preise kaufen. An seinem Häuschen zeigt ein kleines Schild an, daß hier ein Mineraliencabinet zu sehen sei und wer zu diesem Zweck eintritt, der entdeckt auch zu seiner Freude, wenn er es noch nicht aus seinem rothen Buche weiß, daß die Kaplanei zugleich Gastwirthschaft ist. Der von einigen Mitgliedern der basler Section des schweizerischen Alpenclubs herausgegebene treffliche „Führer in das Maderanerthal“ (1865) meldet, daß hier zu haben sei ein reinliches Nachtquartier, einfache Küche nebst einem guten Glase feurigen Italieners, vielleicht auch eine treff-

liche Lachsforelle aus den künstlichen Fischweihern des Herrn Kaplans. Ich liebe die Geistlichen ganz besonders, welche im Gebirge auch für das Leibliche der müden Wanderer sorgen, und ging der Kaplanei in Bristen um so weniger vorbei, als mir von verschiedenen Seiten gesagt war, der „Bristnerheer" werde mir sehr gefallen. Eine interessante Erscheinung ist er mir denn auch geworden, wenn auch nicht in der Weise, wie ich es mir vorher gedacht hatte. Wir hatten eine Weile in dem Refectorium gesessen und waren von der Haushälterin bedient worden, als die Seitenthür aufging und die stattliche Figur des geistlichen Herrn sich zeigte, der, da es ein ordinärer Wochentag war, in der Kleidung es sich recht bequem gemacht hatte. Der Rock war im Nebenzimmer gelassen und die Hemdsärmel zeigten, daß die sorgsame Haushälterin auf saubere Leibwäsche ihres Herrn hält. Die leichte Bekleidung des Oberkörpers gewährte den Vortheil, daß sie die plastische Schönheit der unteren Partie, in den clerikalen schwarzen Kniehosen und den schwarzseidenen Strümpfen, um so deutlicher hervortreten ließen. Ich konnte mein Auge nicht abwenden, als der Herr Kaplan, nachdem er uns sehr kurz begrüßt hatte, in langen Schritten, die Rauchwolke aus der kleinen Pfeife von sich stoßend, im Zimmer auf- und abging, und nicht nur war es mir sogleich klar, daß das ihm als Bergsteiger gespendete Lob gerecht sein müsse, sondern ich dachte mir auch, wie dieses Beinwerk ein köstliches Modell für einen Maler sein würde, der einen Cardinal im großen Ornat oder einen Lord-Mayor von

London in Gala darzustellen hätte. Während so mein Auge bewunderte, wollte ein Gespräch durchaus nicht in Fluß kommen; der Herr Kaplan gab nur sehr kurze Antworten und schien gar nicht in der Stimmung zu sein, die man sonst an ihm lobt, sondern in einer Verstimmung. Diese hatte denn auch wohl einen triftigen Grund. Am Tage vorher war in Bristen Kirchweih gewesen und außer den kirchlichen Pflichten, die ein solcher Festtag auflegt, hatte der Kaplan zur gastlichen Ehre des Hauses manche Aufgaben zu erfüllen gehabt, die man fast weltliche nennen könnte und erst spät, als seine Amtsbrüder und sonstige Gäste Valet gesagt, hatte er sein stilles Kämmerlein aufsuchen können. Die Anstrengungen eines solchen Tages hat auch ein starker Mann am folgenden Morgen nicht ganz überwunden; dazu hatte der Kaplan die traurige Entdeckung gemacht, daß ihm in der kalten Nacht ein junger Dompfaff gestorben war und seine künstlich angelegten Fischweiher zeigten auch nicht die Aussicht auf den gewünschten Ertrag der köstlichen Fastenspeise. So hat denn auch ein geistlicher Herr seine weltlichen Sorgen.

Die Kapelle in Bristen ist, wie gesagt, ein Filial von Silenen und der Zehnten wird im Maderanerthal von dem Pfarrer in Silenen erhoben. Unterworfen ist dem Zehntrecht, wie anderswo, der Ertrag der Viehzucht und des Feldbaues, doch sind in letzterer Beziehung Erdäpfel und Kirschen ausgenommen. Sehr oft ist der Zehnten in Geld abgelöst; ein Gemsjäger verspricht auch wohl statt des fälligen Zehnten einen fetten Gemsbock in die Pfarrküche zu

liefern. Als ich in einer Hütte weiter oben im Thal gesehen hatte, wie genügsam die Menschen hier leben und wie in Betreff der Hauptmahlzeit nur die Variation eintritt, daß an einem Mittag Erdäpfel und Milch, am andern Milch und Erdäpfel auf den Tisch kommen, wagte ich die schüchterne Frage, ob doch nicht der Zehnten für manche Familie, da die Kinder schwerlich unter die Decimalrechnung gehörten, oft recht lästig sei. Ich dachte dabei, ohne es auszusprechen, auch an die rundlichen Figuren mancher Pfarrherren. Der befragte Thalmann antwortete mir, es komme gar sehr auf den Pfarrer an, sie hätten sich hier im Thal nicht eben zu beklagen und für den Himmel müsse man doch auch etwas thun. Diese Schlußbemerkung erklärt es mir, warum die Leute im Allgemeinen weit kritischer sind in Betreff der Abgaben an den Staat und anderer bürgerlicher Abgaben als hinsichtlich der Leistungen für die Kirche.

Von der Kaplanei Bristen hat man zunächst einige Minuten lang abwärts zu gehen bis zur Brücke über den Kärstelenbach, der mit wildem Ungestüm daherfährt, ohne die gewaltigen Felsen in ihrer Ruhe stören zu können, aber doch sieht man es den Felswänden zu beiden Seiten an, daß sie in der unermeßlichen Zeit von dem unablässig anprallenden Wasser ihre Form erhalten haben. Auge und Ohr werden hier so gefesselt, daß niemand die Brücke überschreiten kann, ohne darauf zu verweilen und in heißer Zeit fühlt man sich in einigen Minuten wie durch ein Wasserbad erfrischt, was um so wohlthuender ist, da es sogleich wieder

aufwärts geht. Zur rechten Zeit, die aber leicht zu ermessen ist, muß man sich dann umwenden, um den Rückblick auf ein größeres malerisches Landschaftsbild zu genießen: unten der brausende Bach, darüber das freundliche Kirchlein und ein Theil der Häuser des Dorfes Bristen, weiter hinauf waldbekränzte Bergwände und graubraune Felsterrassen und im Hintergrunde Firnen, „die hoch bis in den Himmel sich verlieren." Wir betreten sodann das sich bedeutend erweiternde Thal, das eigentliche Kärstelenthal. Diese Bezeichnung ist älter als der Name Maderanerthal, der von einem Italiener Maderano herrührt, welcher am Fuße der Windgelle Eisen gegraben und hier im Thal geschmolzen haben soll. Man gebraucht den Namen Maderanerthal nicht selten so, daß die Grenzen des Kärstelenthals, von welchem mehrere Seitenthäler sich abzweigen, nicht eingehalten werden; die Thalbewohner sind darin genauer und haben unter sich den Namen Maderanerthal noch kaum eingeführt. Die ganze Länge des Kärstelenthals von Bristen bis an den Hüfigletscher, wo der wildschöne Kärstelenbach entspringt, beträgt vier Stunden.

Von den Seitenthälern kündigt sich zunächst zur Rechten das Ezlithal durch den schönen Wasserfall des Ezlibachs an. Durch dieses lange Thal kamen im Jahr 1799 vom steinigen Kreuzlipaß her aus Graubünden zwei Mal, im Mai und im September, österreichische Truppen, um sich mit den Russen zu verbinden. Beide Male hatten sie sich durch den Schnee durchzuarbeiten und viele Leute kamen da elendiglich um. Im September waren die Oesterreicher, befehligt vom

Brigadechef Auffenberg, der alles daran setzte, um den ungestümen Suwarow durch rechtzeitiges Eintreffen im Reußthal zufrieden zu stellen. Da schon viel frischer Schnee gefallen war, konnte ein großer Theil der Brigade am 24. September nur auf die Ezlialp kommen und mußte dort ohne Obdach eine schaurige Winternacht zubringen. Der Theil der Truppen, welcher schon bis ins Kärstelenthal vorgedrungen war, fand es dort auch unwirthlich genug. Ein alter Thalmann, mit dem ich mich unterhielt, hatte es zwar nicht selbst angesehen, aber oft von seinem Vater gehört, mit welchem Staunen die Thalbewohner zuerst eine Vorhut der Oesterreicher, dann größere Truppentheile von den Schneefeldern hätten mühsam herabsteigen gesehen und wie zuletzt noch unter den Nachzüglern eine junge Marketenderin mit einem sie am Arm führenden Soldaten in eine Schneespalte gefallen und umgekommen sei.

Wenn wir in das Maderanerthal weiter vordringen, so haben wir ein sehr verschiedenes Terrain zu beschreiten. Ohne daß man bedeutend zu steigen hätte, werden doch die Kräfte auf dem steinigen Wege hie und da ziemlich in Anspruch genommen; dann folgen grüne Matten, deren Einfassung und Vereinigung von Steinen man es ansieht, daß sie Privatgüter sind und nicht zur Allmend gehören. Bevor man in die Nähe einiger Menschenwohnungen am Lungenstutz kommt, hat man wieder ziemlich zu klettern, wird aber dafür durch eine schöne Aussicht hinab und hinauf reichlich belohnt; auch dient ein sehr kleines Holzhaus unmittelbar am Wege

als willkommene Wirthschaft, in welcher man den in Uri unvermeidlichen rothen Italiener in recht guter Qualität und einige andere Erfrischungen haben kann. Von dem einzigen Fenster im einzigen Zimmer dieses Häuschens blickt man zurück auf die durchwanderte Strecke, die wie ein hübsches geschlossenes Thalbild mit großartiger Einfassung daliegt. Ich fragte die Wirthin, warum sie nicht an diesem schönen Orte, da das Maderanerthal durch Fremdenbesuch sicherlich eine bedeutende Zukunft habe, ein etwas größeres und festeres Haus aufbauten, erhielt aber zur Antwort, daß grade diese Partie des Weges den Lawinen sehr ausgesetzt sei, daß sie daher gewärtigen könnten, dieses bescheidenste aller Gasthäuser an einem Frühlingsmorgen verschwunden zu sehen, wo dann der Schaden bei dem Holzreichthum der Gegend nicht gar groß sei. Die Familie, welcher dieses Häuschen gehört, wohnt Sommer und Winter in einem anderen Hause etwas seitwärts; die Hütten höher hinauf im Thal sind nur in der Sommerzeit bewohnt, so lange das Vieh auf den Alpen seine Nahrung findet.

Den Namen Lungenstutz vermag ich nur halb zu erklären. Stutz, auch Stotz, für jähe Anhöhe, die Jähe, kommt allein und in Zusammensetzungen auch sonst vor, aber schwerlich ist Lungenstutz daraus entstanden, daß die Lungen hier vom Aufsteigen stark in Bewegung gesetzt werden. Langenstutz, wie auf dem basler Panorama des Maderanerthals steht, wäre verständlicher, aber niemand sagt im Thal anders als Lungenstutz.

Vom Lungenstutz erreicht man das Gasthaus zum schweizerischen Alpenclub in einer guten Stunde. Je weiter man im Thal aufwärts vordringt, desto häufiger wechseln mit schönen Rasenteppichen wüste Felstrümmer, den Ueberresten kleiner und großer Bergstürze. Schon von ferne erblickt man das neue freundliche Gasthaus auf einer quer über das Thal gezogenen Felswand und von einem dunkeln Tannenwalde besäumt. Von dieser überhangenden Felswand, der Balm, heißt der Wald Balmwald und ein Local bei der Säge am Kärstelenbach, den man wieder auf einem schmalen Stege überschreitet, Balmen-Schachen. An Tagen, die eine größere Excursion nicht gestatten, ist der Gang nach Balmen-Schachen vom Gasthause herab ein beliebter Spaziergang. Auf einer grünen Ebene, die von der Bergwand und großen Tannen eingeschlossen ist, stehen Alphütten nahe bei einander und ihre Zahl hat sich neuerdings noch gemehrt, so daß man Balmen-Schachen ein Sennendorf nennen kann. Die Leute sind dort genügsam, aber nicht arm. Der zu einer dieser Hütten gehörige Viehstand bestand aus einigen Kühen und 18 Ziegen und es ist eine Freude, diese schönen Thiere anzusehen. Angenehm überrascht es auch in Balmen-Schachen, daß man gar nicht von den Kindern angebettelt wird, während sonst das Betteln der Kinder leider eine Thalsitte zu sein scheint. Wem es neu ist, der freut sich wohl über die Form, in welcher die Kinder in Uri grüßen. Während der blonde Bube herankommt, küßt er seine eigene Rechte und reicht sie dann dem Fremden, aber hinterher

kommt ein „Gemer öppis!“ oder um die Sache liquid zu machen, fordert er wohl auch sogleich einen Zehner.

Wie das Gasthaus zum schweizerischen Alpenclub einem schönen Gedanken der Basler seine Entstehung verdankt, so haben sie dasselbe auch in sinniger Weise mit einem hübschen Album beschenkt, welches von einem der Geber durch folgende interessante Eröffnung eingeweiht ist:

Warnung. Avertissement. Avvertimento. Warning.

Gegenwärtiges Büchlein ist hier zu Nutz und Frommen der irdischen Wallfahrer niedergelegt, welche in Gottes schöner Natur, ihren Körper und ihren Geist zu stärken, eine Erholung suchen. Sie mögen durch Schrift und Bild in sittiger Weise, mit Ernstem oder Fröhlichem, dieses Büchlein schmücken, und wenn ihnen die Gabe der Kunst nicht verliehen ist, einfach ihren Namen einzeichnen, sie seien Männlein oder Weiblein. Sollte aber ein böser Bube durch unziemliche Dinge diese Blätter verunreinigen, der sei Anathema maharam motha, die Berggeister sollen ihn mit Träumen schrecken und im Nebel irre führen, die Fexen in die Waden kneipen, als ob er das Zipperlein hätte, und alle Wirthe von Dan bis Berseeba und von Buxtehude bis Hombrechtikon sollen ihm sauren Wein und schales Bier zu trinken geben und lasterhafte Rechnungen machen, wie für einen Lord Fitzmammon, M. P. — Valete!

Datum Kalendis Julii 1865.

Hilarius Severus, e gente Clubistorum.

Dieses Document mit seiner erschrecklichen Drohung erinnert an den mittelalterlichen Kanzleistil, der sich auch am Schlusse, besonders von Vergabungsurkunden an Kirchen und Klöster, in Verwünschungen über Zuwiderhandelnde und Mißgönner erging. Jene Drohung hat sich, wie zu erwarten war, in kräftiger Wirkung erwiesen, das Album enthält nichts Unziemliches, wohl aber mehrere hübsche Zeichnungen, und es kann um so leichter in seiner Reinheit erhalten werden, da es in dem Gasthause an einem gewöhnlichen Fremdenbuche nicht fehlt. Mir kam beim Beschauen des Albums der Wunsch, es möchten die Herrn Basler, — denn ihre Mittel erlauben ihnen das —, ein Mehreres thun und dem Künstler, der in einem Sommer das beste Bild in das Album zeichnete, einen Preis zuwenden, der sehr zweckmäßig bestehen könnte in einem Dutzend Flaschen Markgräfler aus dem Gründungsjahre des Gasthauses zum schweizerischen Alpenclub. Unter den bisher dem Album eingereihten Zeichnungen würde wohl das äußerst zarte Bild von G. Castan aus Genf, ein Stück Landschaft in der Nähe des Gasthauses darstellend, den Preis verdienen.

Das Maderanerthal verdankt seine rasch sich steigernde Berühmtheit großentheils dem Umstande, daß es eine leicht zu erreichende Vorhalle von Eisdomen und einer großen Gebirgswelt ist, aber auch wer in diese obere Welt nicht vorzubringen vermag, wird sich in der Vorhalle, falls ihn die Witterung einigermaßen begünstigt, wohl fühlen und bei der wechselnden Scenerie des Thals werden sich ihm Bilder

an Bilder reihen, die er leicht in der Erinnerung festhalten und an denen er sich auch noch nach der Rückkehr in sein Alltagsleben erfrischen kann, denn von allen Landschaftsbildern lassen sich in der Vorstellung diejenigen am leichtesten reproduciren, welche durch die Poesie des Wassers charakterisirt sind. Wer vom Meeresufer einer Brandung zugeschaut hat, der kann nach Jahren in einem Augenblick das Thürmen der Wogen sich vergegenwärtigen, er sieht, wie die Möwe im wilden Fluge ihre langen Fittige an die schäumenden Wasser schlägt und er hört auch wieder das Brechen und Anprallen der Wellen. So prägt sich auch ein kräftiger Bergstrom ein und ein tosender Wasserfall. Das Maderanerthal hat den Kärstelenbach, ein starkes Kind von edler Herkunft, denn es ist in des Gletschers Eispalast geboren; in kräftiger Jugendfülle springt er munter durchs Thal und hat wenig Neigung, schon mitzuarbeiten für die Erwerbszwecke der Menschen. Das Thal hat gleichfalls einen Reichthum silberweißer Wasserfälle verschiedener Art, welche dem Thal Leben und Glanz verleihen. Wir zählten deren von einem Hügel acht in der Runde. Da ist unter den größeren der Fall des Ezlibaches, an der andern Seite der Sturz des Golzernbachs und darüber zeigen sich mehrere kleinere Bäche, die von den Eisfeldern der großen Windgelle herabkommen. Weiter oben im Thal der Brunnibach und der Lämmernbach, aber besonders malerisch ist der Stäuber, welcher zur Seite des Düssistocks in vier Absätzen über Felsterrassen seine Wassermassen in einen tiefen Kessel

herabstürzt, dann zu einer Stromschnelle wird und als Bergstrom ins Thal sich ergießt, aber mit kurzer selbstständiger Lebensdauer, denn er vereint sich bald mit dem Kärstelenbach. In einer halben Stunde kann man vom Gasthause nahe zum Stäuber herankommen. Von einem mit Alpenrosen bedeckten Hügel nimmt sich die Wasserpracht um so schöner aus, als beide Seiten des Falles mit Tannengehölz gedeckt sind. Unwillkührlich wendet sich das Auge oft, wie zur Vergleichung, zu dem Seidenbach an der gegenüberliegenden Bergwand, den sein Name kennzeichnet: es ist, als ob die langen weißen Seidenfäden in der Luft zergehen und mit dem Sonnenschein sich mischen wollen und doch führt auch dieser zarte Wasserflor dem Kärstelenbach eine ansehnliche Wassermasse zu.

Dem frischen überschäumenden Leben dieser Wassergebilde gegenüber liegt in starrer Ruhe der Hüfigletscher am Schlusse des Thals, die kalte Wiege des Kärstelenbachs. Man erblickt den Gletscher unter sich, wenn man eine kleine Stunde vom Gasthause aus gegangen ist, muß dann aber eine halbe Stunde abwärts steigen, um den Eisstrom zu betreten. Hier am Anfange oder vielmehr am Ende des Gletschers war der Anblick durchaus nicht wie ich es erwartet hatte und ich begriff nicht, wie man habe behaupten können, diese Ansicht dürfe den bekannten Gletscheransichten des Rosenlaui-, Grindelwald- und Rhonegletschers unbedingt an die Seite gestellt werden. Wer noch keinen Gletscher in nächster Nähe gesehen oder berührt hat, der erhält hier

das Bild eines mitten im Wogen, wie durch einen Zauberschlag erstarrten Stroms, aber um die Schönheit und Großartigkeit des Gletschers zu genießen, muß man von höhern Punkten an der Seite ihn betreten, etwa vom Hüfiälpeli, gegen drei Stunden vom Gasthause entfernt. Wen der Name Aelpeli anheimelt, der wird sich übrigens getäuscht fühlen, er findet nicht eine liebliche Alp neben der Eiswelt, sondern eine zerfallende Hütte und einen nicht mehr für Kühe, sondern nur noch für Ziegen brauchbaren Weidegrund. Die Lawinen haben hier ihr Zerstörungswerk gethan. In früherer Zeit wurden solche Wüstungen von der Sage umsponnen und manche Alpensagen mit ethischer Tendenz beziehen sich darauf. Vom Hüfiälpeli hat man noch eine gute Weile durch Geröll sich durchzuarbeiten, um auf den Gletscher zu kommen; dann weiß man aber, was ein großer Gletscher bedeutet, der stundenweit von Bergriesen eingefaßt ist, die wieder ihre Gletscher haben und den ewigen Schnee als Gepräge ihrer Größe und ihres Alters tragen. Für einen tüchtigen Bergsteiger soll es ein Tagwerk von 12 Stunden sein, um vom Maderanerthal auf dem Gletscherpasse ins Glarnerland nach Stachelberg zu gelangen; er kommt auch vielleicht in Versuchung, wenn er auf diesem Wege am Claridenfirn angekommen ist, das Claridenhorn (10,050′) zu ersteigen, wozu wir ihm ein Glückauf wünschen wollen. Für gewöhnliche Menschenkinder, die, ohne zum Thalsohlenclub zu gehören, sich von unten freuen, daß der Bristenstock, die kleine und große Windgelle, der Oberalp-

stock, der Düssistock, der große Ruchen und das Scheerhorn eine so großartige Einfassung des Maderanerthals bilden, giebt es hier andere Gelegenheiten, die Kräfte in mäßiger Weise zu versuchen, um in höheren Thälern die reinste Alpenluft einzuathmen und von aussichtreichen Warten zu erkennen, wie doch die Gebirgswelt so groß und so schön ist. Dazu eignet sich ganz besonders der Gang auf die Alp Bernetsmatt und an den Golzernsee. Anfangs führt der Weg, und zwar recht lange, durch den Tannenwald, so daß man Schatten hat, aber warm wird man doch auf dem holperigen, immer ansteigenden Pfade und man ist sehr weit entfernt von dem Gefühl des Behagens, wie es mit dem Ruhen im Waldesschatten verbunden ist; auch der weitere oft über Weiden führende Weg ist nicht bequem, aber dafür ist es um so behaglicher auf der Bernetsmatt, und als ob die Sennen einen freundlichen Dank sagen wollen dafür, daß man zu ihnen gekommen ist, spenden sie gastlich ihre herrrliche Milch. Fühlt man sich dann wahrhaft erfrischt, so hält man eine weite Rundschau. Man ist dem Scheerhorn näher gekommen, aber seine steilen Felswände reizen nicht zur Besteigung. Zwischen dem Scheerhorn und dem Hüfistock ist der große Hüfigletscher gelagert; rechts vom Hüfistock springt der Brunnibach über Felsterrassen; wir sehen gegenüber auf die uns schon bekannten, aber doch in dieser Ausdehnung nicht geschauten Firnfelder des Oberalpstocks; ein neues Bild entfaltet die Tödigruppe und noch manches Berghaupt wäre zu nennen, aber es war mir mehr zu thun um das

Gesammtbild als um die Kenntniß des Details, und das Gesammtbild kann man nur als hoch und hehr prädiciren; vielleicht dürfte man den Eindruck auch erschütternd nennen, wenn nicht dieser Ausdruck neuerdings zu sehr mißbraucht und fast unerlaubt geworden wäre, außer etwa für den Fall, wo auf einem solchen Höhepunkt zu der Berggewaltigkeit sich ein Gewitter gesellt, wie es Byron schildert:

. . . . from peak to peak
Leaps the wild thunder, not from one lone cloud,
No, every mountain now has found a tongue!

An diesen ersten Theil der Tagfahrt den zweiten zu reihen, wird man um so mehr versucht, da das Wandern in der Höhe von 6000′ und darüber so leicht und der tiefer liegende Golzernsee von der Bernetsmatt ohne alle Kletterkunst zu erreichen ist. Der Weg führt großentheils über üppige Grashalden, wo man vom lieblichen Heerdengeläute bewillkommt wird, auch oft im Waldesschatten nach dem Seeli, auf den ein Engländer im Fremdenbuch mit den Worten aufmerksam gemacht hat: „The Golzern-See is a perfect bijou.“ Vollkommen verdient der kleine Alpsee dieses Lob. Man würde ihn mit seiner Einfassung des Wiesengrüns und der dunklen Tannen an dem Felsenhügel auch lieblich nennen, wenn er im Thal läge, aber hier oben verleiht er dem alpinen Landschaftsbilde einen besondern Reiz, und so wie das Grün der Matten grade in dem Contrast zu den graubraunen Felswänden und dem blendenden Schnee um so grüner erscheint, so vollendet im Angesicht

der schäumenden und springenden Wasserfälle der spiegelglatte Alpsee so recht das Bild idyllischer Ruhe dieser Alpgegend.

Der Bergsee hat seinen Ausfluß im Seebach und wer nicht wieder auf dem zurückgelegten Wege zum Gasthause zurückkehren will, der hat an dem Seebach einen muntern Führer, um zu dem freundlichen Bergdorfe Golzern zu kommen. Der Seebach hat schon eine Strecke vor dem Dorfe den kürzesten Weg eingeschlagen, um rasch mit dem Kärstelenbach sich zu vereinen, wir wollen die Einkehr im Hirtendorfe nicht verschmähen, wo wir kein arkadisches Leben zu finden hoffen, wie es Theokrit und Geßner besungen haben, sondern die Wirklichkeit einfachen Hirtenstandes mit seinen Freuden und Leiden, Genüssen und Entbehrungen. Wenn nach langer harter Winterzeit der Föhn als Frühlingsspender daherrauscht, so erwacht die Hoffnung auf baldige Entfesselung vom beschränkten Hüttenleben und auf den würzigen Duft blumenreicher Matten, aber mit der Hoffnung kreuzt sich die Furcht vor den Lawinen, die grade im Frühling von den Schneefeldern der kleinen Windgelle herabdonnern und schon oft eine Hütte mit sich fortgerissen haben. Solche Unglücksfälle, wenn dabei auch Menschenleben zu Grunde gegangen sind, bleiben im Volksmunde und man kann in den verschiedenen Thälern Uri's davon hören. Wahrhaft rührend ist eine Erzählung der Art aus dem Schächenthal. Nach beendigter Abendandacht sagt ein Mann zu Frau und Kindern: „Wir wollen doch noch beten

für die armen Leute, die wegen der Lawinen in Gefahr sind.“ Das Gebet war noch nicht zu Ende, als eine Lawine Haus und Gaden wegriß, den Mann seitwärts weit fortschleuderte, die Uebrigen im Schnee begrub. Es gelang dem kräftigen Mann, sich aufzuraffen und mit der größten Anstrengung nach dem Orte durchzuarbeiten, wo sein Haus gestanden hatte. Lange rief er nach seiner Frau und als er eine Antwort erhielt, war er auch bald so glücklich, sie aus dem Schnee und den Trümmern herauszubringen. Da hören sie eine schwache Kinderstimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben, aber ich kann nicht heraus.“ Es war das jüngste der Kinder, das einen Arm gebrochen hatte, aber nun von den auch schwer verletzten Eltern gerettet wurde. Zwei Kinder fand man später als Leichen.

Das Leben ist für dieses Hirtenvolk recht schwer, und obwohl sie im hohen Grade abgehärtet sind gegen Wind und Wetter und Entbehrungen aller Art, so fühlen sie doch, daß es sich leichter lebe in den größeren Orten des Hauptthals und in den Städten draußen. Dennoch möchten die meisten unter ihnen nicht tauschen mit den Stadtmenschen und die Josepha sprach es offen gegen mich aus, wenn auch nicht grade mit diesen Worten, daß sie in der Stadt vergehen würde wie eine Blume ohne Luft und Sonne. Einen jungen Burschen zieht es wohl hinaus in die weite Welt, aber starkes Heimweh nach den heimischen Hütten am Berge ist ihm dann sicher. Ein rechter Typus dieser Hochthalmenschen ist der alte Gedeon Trösch. Er ist Senn, Bergführer —

und in dieser Eigenschaft eine Berühmtheit, — Jäger, Mineraliensammler und von einer früheren Beschäftigung, aus den Wurzeln der Gentiana das Feuerwasser, den Enzianbranntwein zu bereiten, hat er den Namen Enzen-Gedeon behalten. In den Sommermonaten wohnt er in der Hütte beim Balmwald, im Herbst, wenn das Alpenleben auf den freien Höhen aufhören muß, zieht er mit seiner Familie nach Silenen. Weiter in die Ebene ist er nur wenig gekommen und seine Welt daher scheinbar immer sehr beschränkt gewesen, aber sein Thal kennt er durch und durch und sein Fuß ist bewandert in einer Welt, von welcher bis zur neuesten Zeit nur wenige Menschen eine Ahnung hatten, so daß seine Welt denn doch groß und erhaben ist.

Ich nannte das Leben dieser Menschen schwer und gewiß mit Recht, aber es kommt doch auf den Maaßstab an, den man anlegt. Manche Schwierigkeit ist nur scheinbar. Wenn man sieht, was sie nicht ein Mal ausnahmsweise, sondern an vielen Tagen im Auf- und Abklettern leisten, ohne daß es ihre Kräfte erschöpft, so könnte man glauben, es sei dabei ein Geheimniß, wie bei jenem Senn, von dem die Sage meldet, derselbe habe von einem fahrenden Schüler ein Wurzelchen erhalten, in welches er vor Sonnenaufgang dreimal beißen mußte, um für den Tag eine unerschöpfliche Kraft zu allen Dingen zu haben. Die Kraftwurzel ist eben die Uebung von Kindesbeinen an. Diese Uebung bewirkt und gestaltet ihre Muskeln so, daß sie leichter bergauf und bergab gehen als in der Ebene. Die Kinder von Golzern-

Dorf haben im Sommer ihre angemessene und reichliche Berggymnastik und auch im Winter ist dafür gesorgt, daß sie nicht aus der Uebung kommen, denn, um die Lehren der Weisheit und Tugend beim Herrn Kaplan in Bristen zu empfahen, müssen sie täglich auf einem steilen schlimmen Wege abwärts springen und wie behende sie auch sein mögen, haben sie doch wenigstens eine Stunde zu klettern, wenn es vielleicht schon dunkelt und der Schnee wirbelt, um wieder in die elterliche Hütte zu kommen, und der stärkere Bube, der sein Schwesterchen führen muß, damit es den Weg nicht verfehle, wird sich dabei auch schon einer künftigen Lebensaufgabe, die er als Bruder zu erfüllen hat, bewußt.

Als wir in der Nähe von Bristen zuletzt in das Maderanerthal zurückschauten, war uns das Scheiden recht schwer, aber der Vorsatz, wiederzukehren im nächsten Sommer, erleichterte uns den Abschied. Bei meinem jungen Freunde mochte der Gedanke an das Alpenröschen an der Gand überwiegend sein, ich recitirte mir die Verse, welche ein junger basler Dichter dort oben ins Fremdenbuch geschrieben hat:

Ihr braunen Gebirge mit funkelndem Schnee,
Ihr blühenden Matten mit lachendem See,
Ihr Bäche, ihr Wälder, ihr Hütten im Thal —
Ich lieb' euch, ich grüß' euch viel tausendmal.

V.

Reichenau und Arenenberg.

Deutsche Gründlichkeit und französische Oberflächlichlichkeit werden oft einander gegenübergestellt und besonders wird den Franzosen Leichtfertigkeit in geographischen und topographischen Angaben vorgeworfen, aber unübertroffen ist es doch wohl, wenn ein deutscher Gymnasial-Director in einer „Neuen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste" vor wenigen Jahren drucken ließ, Ulrich von Hutten sei „auf seinem Asyl zur Reichenau, einer Rheininsel bei Rapperschwyl auf dem Zürichersee" gestorben. Der Wirrwarr im Kopfe des Schreibers hat wohl diesen Gang genommen, daß die Ufenau mit Rheinau, Rheinau mit Reichenau verwechselt wurde, daß dann auch noch Reichenau im Bodensee (Untersee) und Reichenau an der Vereinigung des Vorder- und Hinterrheins in Graubünden zusammenschmolzen und so kam denn eine Rheininsel in dem Zürichsee bei Rapperschwyl zu liegen. Es erinnert dieses Gespinnst an die Geschichte vom preußischen Obersten, der nach seiner Gewohnheit, kurz und kräftig zu reden, bei einem Festessen zu Ehren des Bildhauers Tieck den Toast brachte: Es lebe Oranien!

Er hatte zuerst den Bildhauer Tieck mit dessen Bruder, dem Romantiker, verwechselt, dann die Namen Tieck und Tiedge vertauscht und nachdem er auch noch mit der Urania in den Nebel gefahren war, kam er zu dem räthselhaften, alle Zuhörer in Erstaunen setzenden Trinkspruch.

Die beiden Reichenau stehen in einem entfernten Zusammenhange mit einander, insofern der Bischof von Chur das Schloß, welches an der Verbindung des Vorder- und Hinterrheins gebaut war, wo früher nur ein Wachtthurm gestanden hatte, nach der Insel im Bodensee benannte, aus Rücksicht wohl auf die freundlichen Beziehungen, welche damals zwischen dem Bischofssitze in Chur und der Abtei auf jener Insel bestanden.

Das bündnerische Reichenau ist berühmt, weil dort in romantischer Umgebung der Vorderrhein und der Hinterrhein wie zwei feindliche Brüder auf einander losstürmen, aber nachdem zuerst der mit romanischem Ungestüm auftretende braune Hinterrhein, der schon in seiner Wiege nicht sanft gebettet war, den Sieg errungen zu haben scheint, versöhnen sie sich und ziehen friedlich verbunden ihren Lebensweg. Reichenau ist aber nicht minder bekannt als Zufluchtsort eines Mannes, dessen Lebenslauf mit dem des Rheins große Aehnlichkeit hat, der nach vielen Wechselfällen stark und mächtig geworden war, um am Ende doch zu versanden. Man kann es an vielen Orten lesen und die Graubündner erzählen es gerne, was ihnen von ihren Vätern überliefert ist, daß an einem Abend im October 1793 ein junger Mann

von feinem Ansehen, ein kleines Päckchen an einem Stock tragend, auf dem Schloßhofe ankam und sich in gebrochenem Deutsch schüchtern nach Herrn von Jost, einem der Vorsteher der in dem Schloße errichteten Lehranstalt, erkundigte. Bald erfuhren die Schüler, der junge Mann heiße Chabos und sei als Lehrer der Mathematik und der französischen Sprache angestellt. In diesen Fächern gab er dann auch den täglichen Unterricht und er speiste an der allgemeinen Tafel der Lehrer und Schüler. Monsieur Chabos war, wie später bekannt wurde, der Herzog von Chartres; anfangs wußte nur Herr von Jost das Geheimniß. Dieser hatte früher in der königlichen Schweizergarde und dann unter General Montesquiou in Savoyen gedient und ihm konnte der General, der väterliche Freund des Herzogs, Vertrauen schenken, um seinen erlauchten Schützling vor dessen Feinden zu verbergen und den Maaßregeln des Wohlfahrtsausschusses zu entziehen. Bremgarten im Aargau, wo der emigrirte General lebte und wo sich bei ihm der Herzog aufgehalten hatte, war ein unsicherer Boden geworden. Herr von Jost hielt es für nothwendig wie für gefahrlos, den Miteigenthümer der Herrschaft Reichenau und leitenden Geschäftsvorstand des Instituts, J. B. von Tscharner, sowie den ersten Lehrer und Director, den Professor Nesemann, in das Geheimniß einzuweihen und getreu wachten die drei Freunde über den Herzog, dessen Leben scheinbar ruhig in der Verborgenheit verlief, aber furchtbare Schicksalsschläge trafen ihn auch hier. Er erfuhr die Trauerbotschaft von

der Hinrichtung seines Vaters und von der seiner Mutter gedrohten Deportation nach Madagaskar, und wer jetzt in Reichenau in den Alkoven blickt, der als seine Schlafstätte gezeigt wird, den muß das Bild von den thränenreichen Nächten erfassen, die einst in diesem kleinen einsamen Raume durchwacht wurden. Nach achtmonatlicher Lehrerthätigkeit in Reichenau kehrte der Herzog im Sommer 1794 nach Bremgarten zurück, wo er unter dem Namen Corbi bei General Montesquiou bis 1795 blieb. Hier weilte auch im strengsten Incognito im damaligen Franziskaner-Frauenkloster seine charakterstarke Schwester Adelaide und mit ihr die Frau von Genlis.

Dem nachherigen König der Franzosen mußte Reichenau in dankbarer Erinnerung bleiben, wovon auch das einst dort von ihm bewohnte Zimmer Kunde giebt, wie Bädeker genau berichtet. Eine schöne Zierde dieses Zimmers sind die beiden großen Oelgemälde Winterhalters, von denen das eine den einstigen Insassen des Zimmers als Monsieur Chabos, das andere als König Louis Philipp darstellt. Der König ließ dem Herrn von Planta, dem dermaligen Eigenthümer von Reichenau, die Bildnisse zusenden als „témoignage de la haute bienveillance du Roi pour le collége de Reichenau et pour un pays où il a trouvé dans ses temps difficiles un acceuil si hospitalier.“

Nach vielen Jahren trat wieder ein junger Herzog von Chartres in das Schloß Reichenau. Er kam auch aus dem Aargau, wo er in Baden eine Zeitlang mit seiner er-

lauchten Mutter, der Herzogin von Orleans und seinem Bruder, dem Grafen von Paris, verweilte. Es war wieder einmal ein Thron in Frankreich gestürzt und eine Dynastie ins Exil getrieben. Die jungen Prinzen waren schon früh eingeweiht in des Lebens Unbestand und vorwiegend muß der tiefe Schmerz sie erfüllt haben, als sie mit der Mutter den Raum betraten, der für sie ein geheiligter war, aber ohne Zweifel kam auch die schmerzlindernde Hoffnung beim Anblick der beiden Bilder ihres Großvaters.

Wie die Freistätten alter Zeit, so hat die Schweiz in neuer Zeit manchem aus seinem Lande Flüchtigen oder Vertriebenen ein rettendes Asyl gegeben, wie England und Amerika. Mancher fand in der Schweiz im Anblick der hehren Majestät des Hochgebirges die Seelenruhe wieder, welche er im wirren Leben da draußen verloren hatte, andere für kurze Zeit Sicherheit vor Verfolgung, aber sie zogen wieder fort, von Heimweh getrieben, oder um den Kampf des Lebens von Neuem zu beginnen. Zu den fürstlichen Personen, welche länger im Schweizerasyl weilten, deren Weilen sogar zu einem Stück der Schweizergeschichte geworden ist, gehören eine Königin und ihr Sohn.

Als Louis Philipp den Königsthron von Frankreich bestiegen hatte, da erschien eines Tages bei ihm Hortense, Ex-Königin von Holland, welche nach Paris gekommen war, um für sich und ihren jüngeren Sohn, der nach dem Tode des älteren Sohnes in Italien ihr allein geblieben war, die Erlaubniß zum Aufenthalt in Frankreich zu erwirken. Der

König empfing die hohe Frau sehr freundlich und sagte: „Ich kenne den ganzen Schmerz des Exils und es liegt nicht an mir, daß das Ihrige nicht schon aufgehört hat. Die Zeit ist aber nicht fern, wo es keine Verbannte mehr geben wird.“ Der König sprach dann auch noch von seinem eignen Exil, von der traurigen Lage, in welcher er sich befunden habe, da er genöthigt gewesen, Unterricht zu geben. Als ihm aber die Königin mittheilte, daß ihr Sohn mit ihr nach Paris gekommen sei, beunruhigte das den König und er empfahl der Dame, die Ankunft streng geheim zu halten, er werde die Sache selbst seinem Ministerium verheimlichen. Ohne Zweifel hat der König hierin Wort gehalten, aber die um ihren mittlerweile erkrankten Sohn geängstigte Mutter mußte sich doch beeilen, bevor noch vollständige Genesung des Kranken eingetreten war, Frankreich zu verlassen, das den Napoleoniden noch lange verschlossen blieb. Nach einem kurzen Aufenthalt in England kamen Mutter und Sohn wieder durch Frankreich in die Schweiz, wo sie schon vor mehreren Jahren ein ruhiges Asyl gefunden hatten. Die Königin schreibt darüber in ihren Memoiren: „Die Schweiz blieb mir wenigstens noch übrig. Die Schweiz war meine erste Freistatt gewesen, in dem Augenblick, wo der Schrecken der alliirten Mächte überall unsern Namen verfolgte; dort hatte ich einen Ruhepunkt gefunden nach unsern großen Schicksalsschlägen. Einer der Cantone, der Canton Thurgau, hatte den Muth gehabt, mich aufzunehmen und zu behalten trotz den diplomatischen Schlichen, ungeachtet der

Verfolgungen aller Art, denen ich von Seiten der Restauration ausgesetzt gewesen war. Ich hatte einige ruhigere Augenblicke genossen inmitten dieser schönen Natur, dieser einfachen Sitten, dieser treuen Herzen. Ich kam, um nochmals von diesem friedlichen Lande einen stillen Aufenthalt zu erbitten, der mir nicht wieder streitig geworden ist. Nach Unglücksfällen, welche weit schwerer waren als diejenigen, welche mich niederdrückten, da ich das erste Mal kam, sah ich meine Berge wieder und ich konnte endlich allein sein mit meinem wunden Herzen."

Als Herzogin von St. Leu lebte die Ex-Königin nun wieder auf dem Schloße Arenenberg, das sie einfach ma campagne nannte. Diese Besitzung war 1824 von ihr gekauft und bezogen worden. Der Prinz, schon seit seinem siebenten Jahre mit der Mutter im Exil und auf der Wanderung, hatte in Augsburg die höhere Schulbildung erlangt. In der Schweiz widmete er sich besonders militairischen Studien, machte die Militärschule in Thun durch und genoß den Unterricht des Obersten (nachherigen Generals) Dufour von Genf, welcher Oberstlieutenant vom Genie im französischen Kaiserreich gewesen war. Daß den Prinzen vor Allem die Artillerie anzog, zeigt sein 1836 erschienenes Manuel d'artillerie à l'usage des officiers de la république Helvétique. Er war damals schon, nicht eben in Uebereinstimmung mit der sonstigen schweizerischen Dienstordnung, zum Hauptmann der Artillerie im berner Contingent avancirt (1834), nachdem er vorher Schweizerbürger

und speziell Bürger der thurgauischen Gemeinde Salenstein geworden war (1832), zu welcher Gemeinde das Schloß Arenenberg gehört. In seinem Dankschreiben, als ihm die Ernennung zum Artilleriehauptmann mitgetheilt war, sagte er: „Ich bin stolz, zu den Vertheidigern eines Staats zu gehören, in welchem die Souveränetät des Volks als Grundlage der Verfassung anerkannt wird und wo jeder Bürger bereit ist, sich für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes aufzuopfern.“ Großes Interesse zeigte der Prinz auch für das Schulwesen; eine Freischule für Salenstein und Mannenbach verdankt ihm ihr Gedeihen, auch andere Schulen der Gegend unterstützte er durch bedeutende Geldspenden und man sah den schweizerischen Artilleriehauptmann als Schulvorsteher in einer schweizerischen Dorfgemeinde Stunden lang dem Unterricht beiwohnen. Gegenüber dieser ernsten Lebensrichtung war er für die heitere Seite des Lebens nicht unempfänglich, er hatte seine Schäferstunden in dem arkadischen Thurgau und huldigte der kosenden Minne. Mit seinen militärischen Neigungen stand in naher Verbindung sein Interesse für das in der Schweiz so sehr gepflegte Schützenwesen. Der Prinz fehlte bei keinem Schützenfeste des Thurgaus und wie verschieden er auch von denen war, welche hier den Ruhm des Tages suchten, grade bei diesen Festen erwarb er sich die größte Popularität und er wurde auch Präsident des damals neuen thurgauischen Schützenvereins. In dieser letzteren Eigenschaft trug und schwang er am eidgenössischen Schützenfest zu St. Gallen die

von seiner Mutter eigenhändig gestickte Fahne der thurgauer Schützen und hielt dort in deutscher Sprache eine treffliche Schützenrede.

In gymnastischen und ritterlichen Künsten war der Prinz sehr geübt. Er galt allgemein als der beste und kühnste Reiter der Gegend und nicht selten sprengte er ganz polizeiwidrig mit einem seiner Kumpane in Carriere in Constanz oder Steckborn und Frauenfeld ein. Als Voltigeur leistete er Großes und ohne den Steigbügel zu berühren sprang er in den Sattel. Als Schwimmer war er ebenfalls stark und mehr als einmal ist er von Mannenbach am thurgauer Ufer über den Untersee zur Reichenau und von dort zurück geschwommen. Da der Untersee fast in jedem Winter gefrieret, so war Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen vorhanden und auch darin war der Prinz Meister. Ein Thurgauer, der seine Knabenjahre dort verlebte, schrieb darüber vor einiger Zeit: „Wenn der Prinz auf dem Eise erschien, umschwärmte sofort eine zahlreiche Knabenschaar den gewandten Schlittschuhläufer. Vorwärts und rückwärts ging es bei ihm gleich gut, Evolutionen wurden nach rechts und links ausgeführt, dabei so graciös die Balance innegehalten, und so schön geformte Schlangenlinien und Figuren in das Eis eingeschnitten, daß es eine Freude war und wir uns vielfach versucht fühlten, solche Künste nachzuahmen, sie aber meistens mit Purzelbäumen zu büßen hatten. Bisweilen wurde auch auf dem Eise eine Erfrischung servirt, dann plötzlich rasch aufgebrochen, der Prinz voraus, die Diener-

schaft in angewiesener Entfernung und zur Seite eine Bubenschaar, die es dem leicht dahinschwebenden Schlittschuhläufer an Schnelligkeit gleich zu thun versuchte, bis sie, außer Athem, nach kurzer Zeit den Rückzug antrat. Der noblen Passion der Jagd wurde natürlich auch vom Prinzen gehuldigt und da der Wildstand auf schweizerischem Gebiete, wo auf den verschiedenen Herrschaftssitzen in der Nähe des Arenenbergs sich viele Jagdliebhaber fanden, nicht genügte, so war von dem Prinzen und anderen Herren am badischen Ufer ein Jagdgrund gepachtet. Auf einem solchen Jagdzuge ging es dann wild her."

Wenn einerseits der schärfere Beobachter in dem Prinzen den früh gereiften Mann erkannte, so gaudirte sich die Menge mehr an den Zügen jugendlichen Uebermuths, die man selbst tolle Streiche nennen durfte oder zu nennen beliebte. Man könnte glauben, jetzt, wo man die spätere Thatkraft des Mannes kennt, mit welcher er auf sein Ziel losgegangen ist, daß die sogenannten tollen Streiche nur eine gutgewählte Maske waren, um niemanden in seinen Lebensplan schauen zu lassen. Er wußte zu gut, daß die Menschen nach dem Schein urtheilen. Unzählige Schweizer, die damals den Jüngling Louis Napoleon gesehen haben, begreifen es jetzt noch nicht, daß aus ihm ein solcher Mann werden konnte. Bei sonstiger großer Verschiedenheit hatte der Prinz Louis Napoleon Aehnlichkeit mit Louis Philipp, da dieser als Herzog von Orleans am Hofe Carls X. weilte. Von Louis Philipp sagt ein neuerer Geschichtsforscher,

Adolf Schmidt, in seinen zeitgenössischen Geschichten: „Es war in ihm etwas von der Natur eines Brutus. Am Hofe galt er als eine Null, weil er sich absichtlich selbst verdunkelte, sich so klein wie möglich machte und seine ungewöhnlichen Fähigkeiten für die Staatsgeschäfte unter der Miene von Gleichgültigkeit und Gutmüthigkeit verbarg." Daß hinter der fröhlichen Wildheit des Prinzen Louis Napoleon tiefer Ernst versteckt war, zeigen seine „politischen und militärischen Betrachtungen über die Schweiz", welche 1833 erschienen. Sein älterer Bruder war in Italien gestorben, der Herzog von Reichstadt, Napoleon II., endete am 22. Juli 1832 im Schlosse zu Schönbrunn, — da erkannte Louis Napoleon sich als Napoleon den Dritten! Das ist zwar in jenen „Betrachtungen" noch nicht ausgesprochen, denn der Prinz huldigte schon damals dem Satze: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold", aber es ist in der Schrift viel napoleonische Staatsweisheit enthalten. Wir erfahren, daß der Onkel die Welt nur erobern wollte, um ihr die wahre Freiheit zu geben. Er setzte auf seine republicanischen Lorbeern das kaiserliche Diadem, um die gänzliche Wiedergeburt Europa's herbeizuführen, nicht aus Ehrgeiz. Was als Dictatur und Willkührherrschaft erschien, war nur ein Provisorium, das seine Grenze finden sollte mit der Niederlage der Russen und mit der Erniedrigung der englischen Aristokratie. Wäre Napoleon Sieger geblieben, er hätte das Herzogthum Warschau in einen polnischen Nationalstaat umgewandelt, aus Westphalen wäre wieder ein deutscher

Nationalstaat und aus dem Vicekönigreich ein italienischer Nationalstaat hervorgegangen; in Frankreich wäre die Dictatorsgewalt durch eine freisinnige Regierung ersetzt worden; allenthalben wäre Festigkeit, Freiheit, Unabhängigkeit an die Stelle der nur theilweisen, unvollkommenen Nationaleinrichtungen und der vorübergehenden Institutionen getreten. Aber die Schweiz erkannte so wenig als Deutschland den weltbeglückenden Plan des großen Mannes. Das Unglück Napoleons weckte sogleich wieder die alten Anmaßungen der Partei der Bevorrechteten und die durch ihre Häupter betrogene Schweiz warf sich fremden Fürsten zu Füßen und öffnete ihnen ihre Thore. Sowie der Rheinbund seinen Protector, so verlor die Schweiz ihren Vermittler und die nordischen Schaaren zogen triumphirend neben den Schlachtfeldern von Sempach und Morgarten vorbei. Mit ihrem Durchzuge verletzten sie die Freiheiten, welche Napoleon der Schweiz gegeben hatte. Im Namen der Freiheit entthronten die Souveräne Napoleon, aber ihr Sieg war eigentlich nur der Triumph des aristokratischen Systems über die demokratische Partei, der Legitimität über die Volksherrschaft, der Vorrechte und der Unterdrückung über die Gleichheit und Unabhängigkeit.

So der Neffe über den Onkel. Der Neffe hat schon seit einer Reihe von Jahren die Schweiz studirt; er weiß, was ihr fehlt und was ihr frommt. Er preis't ein Volk glücklich, das sich selbst beherrscht, welches strebt, täglich sich würdiger zu machen der Freiheit und jenes großen Namens

Republik, wovon es bisher nur unvollkommene Beispiele gebe. Eine weise volksherrliche Republik sei „vielleicht" die beste Regierungsform, aber eine tyrannische müsse er für die schlechteste halten, denn es sei leichter von dem Joche eines Einzigen als von dem Joche Mehrerer sich frei zu machen. Er räth den Eidgenossen, immer die Bundesgenossen Frankreichs zu bleiben, weil das Interesse ihres Landes sie dazu berathe und weil ihr Interesse als gebildete Nation dieses von ihnen fordere. Die Militärverfassung der Schweiz unterwirft der prinzliche Schriftsteller einer eingehenden Kritik und darin hatte die Schrift zur Zeit ihrer Entstehung vielleicht einen nicht geringen Werth. Er schließt mit dem sogar in einen schönen poetischen Gedanken auslaufenden Satze: „Werden die Schweizer angegriffen, so werden sie mit einer besser organisirten Armee die Erde Wilhelm Tell's vertheidigen. Durch die Naturfeste ihrer Berge sind sie im Stande, langen Widerstand zu leisten. Vaterlands- und Freiheitsliebe haben schon oft unüberwindlich gemacht, oder wenn man unterliegt, dann werden die Cypressen so schön als Lorbeeren!"

Der Prinz gab sich in dieser Zeit eifrig den Studien hin. In einem Briefe an seinen intimen Freund Belmontet schreibt er: „Immer fern von meinem Vaterlande, alles dessen beraubt, was das Leben reizend machen kann für ein männliches Herz, muß ich ein mit dem Schicksal zerfallener Mensch bleiben und meine einzige Arbeit in der Versenkung in die Studien suchen", und um dieselbe Zeit (1834) äußerte

sich die Königin Hortense in einem Briefe, der die volle Mutterliebe zu dem Sohne ausdrückt, den sie mon doux entêté zu nennen pflegte: „Meine Vermögenszustände nöthigen mich, den Rest des Winters hier auf meinem Berge zu bleiben, allen Winden ausgesetzt. Was will das heißen gegenüber den schrecklichen Leiden des Kaisers auf dem Felsen von St. Helena? Ergebung ist die Tugend der Frauen und Muth die der Mütter. Ich würde mich nicht beklagen, wenn mein Sohn hier nicht alles geselligen Umganges beraubt, völlig isolirt wäre, ohne andere Zerstreuung als die der emsigen Arbeit, welcher er sich hingiebt. Sein Muth und seine Seelenstärke gleichen das Mißliche und Traurige seines Geschickes aus. Welche edelmüthige Natur, welch ein guter und würdiger junger Mann! Ich würde ihn bewundern, wenn ich nicht seine Mutter wäre. Ich bin stolz auf ihn. Ich freue mich so sehr über das Edle seines Charakters, daß ich darunter leide, sein Leben nicht glücklicher gestalten zu können. Er war zu einem schönen Loose geboren und er war dessen würdig. — Wir haben im Plan, zwei Monate in Genf zuzubringen. Dort wird er wenigstens französisch sprechen hören, das wird ihm eine angenehme Zerstreuung werden. Die Muttersprache — ist sie nicht schon das Vaterland?“

Der Prinz hatte sich für seine Studien allmählig eine gute Bibliothek angeschafft, die später aus seinen Händen gekommen ist. Ein Privatmann zeigte mir kürzlich ein kleines Buch aus dieser Bibliothek, das er wie einen Schatz

bewahrt und welches auch meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Das Büchlein sieht aus wie ein zierliches Gebetbuch mit Goldschnitt und vergoldeter Spange (fermoir). Auf beiden Deckeln des Einbands von gepreßtem Leder stehen in der gothischen Altarform die gothischen Lettern L. N. Wer den Prinzen mit diesem Buche in der Hand im Garten von Arenenberg oder im kühlen Waldesschatten gesehen hat, wird leise vorübergegangen sein, um die Andacht des Gebets nicht zu stören. Ein Gebetbuch ist es nun freilich nicht, aber ein ernstes Buch voll tiefer Weisheit. Es enthält „Morceaux choisis de Massillon“ (Paris 1830) und viele einfache und doppelte Striche mit dem Bleistift zeigen, wie eifrig der Prinz dieses Buch gelesen hat und welche Sätze er für besonders gewichtig hielt. Es ist, als ob er in den Spiegel seiner eignen Zukunft schaute, als er in dem kurzen Abschnitt über Wilhelm von Oranien doppelt anstrich: Un prince profond dans ses vues; habile à former des ligues et à réunir les esprits; plus heureux à exciter des guerres qu'à combattre; plus à craindre encore dans le secret du cabinet qu'à la tête des armées; un de ces génies qui semblent être nés pour mouvoir à leur gré les peuples et les souverains; un grand homme, s'il n'avait jamais voulu être roi.“ Wie eine Variation über das Thema „l'empire c'est la paix“ nimmt sich aus der ebenfalls doppelt angestrichene Satz: „Regardez toujours la guerre comme le plus grand fléau dont Dieu puisse affliger un empire: cher-

chez à desarmer vos ennemis plutôt qu'à les vaincre. Dieu ne vous a confié le glaive que pour la sûreté de vos peuples et non pour le malheur de vos voisins. L'empire sur lequel le ciel vous a établi est assez vaste; soyez plus jaloux d'en soulager les misères que d'en étendre les limites; mettez plutôt votre gloire à réparer les malheurs des guerres passées qu'à en entreprendre de nouvelles: rendez votre règne immortel par la félicité de vos peuples plus que par le nombre de vos conquêtes; ne mesurez pas sur votre puissance la justice de vos entreprises et n'oubliez jamais que dans les guerres les plus justes les victoires traînent toujours après elles autant de calamités pour un Etat que les plus sanglantes défaites."

Unter den Urtheilen über den damaligen Prinzen Louis Napoleon verdient besondere Beachtung, was Chateaubriand in seinen mémoires d'outre-tombe (Tome XI.) schreibt. Der alte Legitimist kam im Spätsommer 1832 nach Constanz und dinirte auch in Arenenberg. In seinem Bericht über diesen Tag sagt er: „Le prince Louis habite un pavillon à part, où j'ai vu des armes, des cartes topographiques et stratégiques, industries qui faisaient, comme par hasard, penser au sang du conquérant sans le nommer; le prince Louis est un jeune homme studieux, instruit, plein d'honneur et naturellement grave." Als der Prinz ihm seine „Rêveries politiques" geschenkt hatte, dankte Chateaubriand in einem

Briefe und fügte seine Bemerkungen über die Schrift hinzu. Dieser Brief hat den merkwürdigen Schluß: „Vous savez, prince, que mon jeune roi est en Ecosse; que, tant qu'il vivra, il ne peut y avoir pour moi d'autre roi de France que lui; mais si Dieu dans ses impénétrables conseils, avait rejeté la race de Saint Louis, si les moeurs de notre patrie ne lui rendaient pas l'état républicain possible, il n'y a pas de nom qui aille mieux à la gloire de la France que le vôtre.“

Arenenberg war ein gastliches Haus. Wer die Herzogin von St. Leu sah, mußte sich sagen: Sie ist noch immer eine Königin! so königlich war ihr ganzes Wesen; sie bezauberte durch ihre Grazie und Liebenswürdigkeit und diese Tugend war vereint mit einem männlichen Verstande und einer Festigkeit des Charakters, die keine Schicksalsschläge hatten erschüttern können. Die Vermögensverhältnisse der hohen Frau, wenn sie auch keineswegs glänzend genannt werden konnten, gestatteten ihr doch nach ihrem Herzensbedürfniß den Armen wohlzuthun und für ihre schönste Aufgabe hielt sie es, die Thränen verschämter Armen zu trocknen. Die Mildthätigkeit der Mutter hatte sich auch auf den Prinzen vererbt und der Arenenberg übte natürlich seine Anziehungskraft aus auf die Nothleidenden und solche, die sich dafür ausgaben. Es ist begreiflich, daß mancher alte Soldat aus der Kaiserzeit sich dem Neffen des „großen Kaisers“ vorstellte und sehr befriedigt wieder von dannen zog. Ein Thurgauer hat noch vor Kurzem eine solche Figur,

einen echten Landsknecht, in einem züricher Blatt, dem „Republikaner", hübsch geschildert. Er schreibt: Ich erinnere mich noch eines Schusters Kretz von Salen bei Steckborn, der zu gewissen Zeiten seine Visite in Arenenberg machte und wie er angab, jedesmal vom Prinzen schön beschenkt wurde. Kretz hatte in Spanien im Heere der Franzosen tüchtig geschwitzt und an der Beresina stark gefroren und war nach einem wechselvollen Leben in seine Heimat zurückgekehrt, um wieder zur längst entwöhnten Ahle zu greifen. Kretz war ein lustiger Kumpan, wußte ausgezeichnet zu erzählen und seine ausgestandenen Gefahren zu Land und Meer ordentlich herauszustreichen. Auf dem Dreifuß hielt er nie lange aus, er fühlte immer und immer wieder einen Wandertrieb nach Arenenberg und war, da er sich mit der Dienerschaft in gutes Einvernehmen zu setzen wußte und fließend französisch sprach, dort stets gern gesehen.

Der Prinz war gesellig; es fehlte ihm nicht an Genossen unter den Schweizern für den heitern Lebensgenuß, es fanden sich auch manche Franzosen auf Arenenberg ein zu ernsteren Consultationen. In dem stillen Städtchen Frauenfeld, wo der Prinz eine sehr bekannte Persönlichkeit war, gab es etwas zu sprechen, als an einem Octobertage 1836 für den Prinzen drei Wagen bestellt waren und sodann der Prinz mit mehreren französischen Herren von dort abfuhr. Wohin? das konnte niemand sagen, aber die klugen Thurgauer ahnten, daß etwas im Werke sei. Sie hatten

Recht; der Prinz wollte sehen, ob in Frankreich die Zeit für einen Napoleon III. gekommen sei. Es war aber noch nicht an der Zeit; der Versuch in Straßburg mißlang und die französische Regierung ließ den Prätendenten nach Amerika bringen. Als er aber dort die Nachricht von der Krankheit seiner Mutter erhielt, eilte er über England nach Arenenberg zurück und empfing den letzten Segen der sterbenden Mutter (3. October 1837).

In den Vermächtnissen der Königin war der Canton Thurgau mit einer Pendeluhr bedacht, damit er immer wisse, was an der Zeit sei. Die Schenkung war begleitet mit den Worten: „Ich wünsche, das die Uhr im Sitzungssaal des Großen Raths aufgestellt werde, damit dieses Andenken ihn an den edeln Muth erinnere, mit welchem er mir eine ruhige Gastfreundschaft in diesem Canton zu sichern wußte." Der Muth des Thurgaus, wie der ganzen Schweiz, sollte aber bald auf eine schwerere Probe gestellt werden, denn als der Prinz und Bürger von Salenstein auf Arenenberg blieb, wollte die französische Regierung die gefährliche Nachbarschaft nicht dulden und schickte den Herzog von Montebello nach Luzern, dem Vorort der Eidgenossenschaft, mit dem Verlangen der Ausweisung des Prinzen aus der Schweiz, unter Berufung auf die wiener Verträge, welche den Mitgliedern der Familie Bonaparte den Aufenthalt in der Schweiz und in Belgien untersagten. Kopp, der Schultheiß von Luzern, erwiderte auf dieses Ansinnen, daß die Sache cantonaler Natur sei und bloß den Stand Thurgau angehe.

Dieser Canton verweigerte nun entschieden die Ausweisung seines Ehrenbürgers Louis Napoleon, wodurch sich das französische Ministerium veranlaßt sah, durch seinen Botschafter sich bei der eidgenössischen Tagsatzung in Luzern zu beschweren, daß die Schweiz nach dem straßburger Ereignisse und der edelmüthigen Milde, deren sich Louis Napoleon von Seiten der französischen Regierung zu erfreuen gehabt habe, es wage, ihm ein Asyl zu gewähren. Die Tagsatzung wankte aber nicht und die Schweiz kam in eine gefährliche Lage, da nicht nur Frankreich kriegerisch gegen die Schweiz einzuschreiten drohte, sondern auch Oesterreich sich an Frankreich anzuschließen schien. Am entschiedensten gaben Genf und Waadt durch namhafte Vertreter den Willen kund, die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes gegenüber den französischen Anmaßungen bis zum Aeußersten zu vertheidigen. So äußerte sich der Genfer Rigaud: „Die kleinen Staaten müssen mehr als andere darüber wachen, daß ihre Rechte geachtet werden; ihre hauptsächlichste Kraft ist die moralische; sie müssen wissen, daß eine Concession ein zweite hervorruft und daß dann bald der Verlust der Achtung folgt.“ Als Frankreich ein Ultimatum gestellt hatte und dessen militärische Demonstrationen sich mehrten, da rüstete auch die Schweiz zum energischen Widerstande. Oberst Dufour inspicirte die Festungswerke und Zeughäuser des als eidgenössischen Vorposten besonders bedrohten Genfs und da war es auch, daß der geniale Martin Disteli, seines Zeichens Zeichner und etwas von einem Maler, aber auch Oberst der

Infanterie, als er mit seinem solothurner Bataillon an die Grenze beordert war, dem ersten seiner Soldaten, der ihm ein Paar rothe Hosen als Trophäe bringen würde, einen Louisd'or versprach. Muthmaßlich wäre es sein letzter Louisd'or gewesen, denn das rothe Gold hielt in seinen Taschen nicht aus.

Der Entscheidungskampf, welcher die Schweiz hätte vernichten können, wurde dadurch verhindert, daß Louis Napoleon dieses Land verließ und sich nach London begab. In dem seinen Entschluß an den Präsidenten der thurgauischen Regierung, Landammann Anderwert, mittheilenden Briefe (22. Sept. 1838) schreibt der Prinz: „Indem ich heute das einzige Land der Erde, wo ich Hülfe und Schutz gefunden hatte, freiwillig verlasse, indem ich mich von den Gegenden entferne, die mir aus so vielen Gründen theuer geworden waren, glaube ich, dem schweizerischen Volke zu beweisen, daß ich der Zeichen der Liebe und Achtung würdig war, die es mir so oft gegeben hat. Ich werde die edle Haltung der Cantone nie vergessen, welche sich so muthig zu meinem Gunsten ausgesprochen haben und namentlich wird der edelmüthige Schutz, den mir der Canton Thurgau zu Theil hat werden lassen, stets tief in meinem Herzen eingegraben bleiben."

Dieser Conflict der Schweiz mit Frankreich hat wohl vornämlich bewirkt, daß später in das schweizerische Staatsrecht als Art. 57 der Bundesverfassung die Bestimmung aufgenommen wurde: „Ausländern darf kein Canton das

Bürgerrecht ertheilen, wenn sie nicht aus dem frühern Staatsverband entlassen werden.“ Der thurgauischen Regierung kann zwar aus der Ertheilung des Bürgerrechts an den Prinzen kein Vorwurf gemacht werden, denn jene Clausel des Bundesrechts war damals noch nicht zur Geltung gekommen, auch hätte man in der Verbannung der Napoleoniden aus Frankreich eine Entlassung aus dem französischen Staaatsverbande sehen können, aber der Prinz war in einer für sein neues Vaterland gefährlichen Doppelstellung; er nennt zwar die Schweiz sein zweites Vaterland, hält aber zugleich nicht nur an seinem ersten Vaterlande fest, sondern bleibt auch Prätendent auf den Thron Frankreichs. Hätte er erklärt, nur Schweizerbürger sein zu wollen, so durfte die Schweiz durch keine Drohung und Gefährdung sich abhalten lassen, ihn zu schützen; da er aber nicht verzichten wollte auf das, was er für sein Recht hielt und als Lebensziel im Auge hatte, so mußte er als Ehrenmann die Schweiz verlassen, und so ganz freiwillig kann man seinen Weggang nicht nennen, denn die Tagsatzung war ihm mit der Frage näher gerückt, ob er Schweizerbürger und nur Schweizerbürger bleiben wolle. Diese Frage konnte er nicht bejahen, denn der Schicksalsglaube war schon damals fest in ihm.

Ich will den ohnehin allgemein bekannten Lebensweg des merkwürdigen Mannes nicht weiter verfolgen als nur so weit dabei eine Beziehung auf Arenenberg hervortritt. Mehr noch als 1836 in Straßburg litt der Prinz auf dem

stürmischen Meere des Lebens Schiffbruch bei dem Attentat von Boulogne 1840. Mehrjährige Haft in Ham gab ihm die Muse zu ernsten Studien, die er später zu verwerthen gewußt hat, aber seine Vermögensverhältnisse waren knapp geworden und er sah sich genöthigt, so schwer es ihm gewesen sein mag, Arenenberg im Jahre 1843 verkaufen zu lassen. Die Besitzung kam mit dem vollständigen Inventar und Mobiliar, der Bibliothek, vielen Kunstgegenständen, unter denen ein Gobelin, Kaiser Napoleon I. darstellend, besonders werthvoll war, in die Hände eines früheren Clavierlehrers aus Sachsen, Namens Keller, der in Paris eine ältere reiche französische Wittwe geheirathet hatte. Mit dem Gelde und auf den Namen dieser Frau war Arenenberg gekauft. Als sie im Jahre 1848 starb, machte Keller auf Grund eines gegenseitigen Testamentes Anspruch auf die reiche Erbschaft, von welcher der Tochter der Verstorbenen aus erster Ehe nur 30,000 Franken zufallen sollten. Diese Tochter, Clotilde de Marcillac, befand sich im Pensionat des Dames de la congrégation de Notre Dame, Chanoinesses de Saint-Augustin in Paris und fand ihre Vertreter gegenüber dem betrügerischen Stiefvater. Es entstand nicht nur ein Erbstreit von bedeutendem juristischen Interesse, sondern Keller kam auch in Criminaluntersuchung und wurde zu einer anderthalbjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt. Arenenberg ist durch ihn mehrfach verschlechtert worden; eine dazu gehörige Waldung wurde an die Gemeinde Salenstein verkauft, die werthvollsten Kunstgegen-

stände des Hauses wanderten hierhin und dorthin, wo Keller einen guten Kaufpreis erlangen konnte. Die Bibliothek soll von einem Franzosen, den man für einen Jesuiten hielt, im Auftrage der Mlle. de Marcillac nach Paris gebracht sein und ist vielleicht einer Klosterbibliothek einverleibt worden.

Mittlerweile wurde der Prinz Louis Napoleon Präsident der französischen Republik und nach dem Vorbilde des Onkels, aber schneller als dieser, „setzte er auf seine republicanischen Lorbeeren das kaiserliche Diadem." Als er sodann die schöne Genossin seines Thrones gefunden hatte, war es eine zarte Aufmerksamkeit der jungen Kaiserin, daß sie im Spätsommer 1853 Arenenberg kaufen ließ und ihrem kaiserlichen Gemahl zum Cadeau machte. Haus und Garten wurden möglichst restaurirt, wie es zur Zeit der Königin Hortense gewesen war und die Umwohner erwarteten einen baldigen Besuch ihres vormaligen Mitbürgers. Darauf hatten sie freilich noch manches Jahr zu warten, aber wohlthätige Spenden des hohen Gönners fehlten der Gegend nicht; auch Glarus erhielt nach dem unglücklichen Brande im Mai 1861 ein Geschenk von 500 Franken vom „kaiserlichen Arenenberg." Ueber die Salensteiner, denen man es vorwarf, daß sie besonders stolz seien auf den wiedererlangten Mitbürger, machte eine schweizerische Zeitung den Witz, daß sie bei der allgemeinen Volkszählung am Ende des Jahres 1860 zu dem Namen ihres Bürgers Louis Napoleon hinzugeschrieben hätten: „temporär abwesend." Die Salensteiner antworteten aber darauf in würdiger Weise,

daß sie keinen Grund hätten, für den Kaiser Frankreichs als solchen zu schwärmen, wohl aber dem Manne die dankbare Erinnerung nicht versagen könnten, der vor Jahren mit ihnen in eine so nahe Verbindung getreten sei und nicht aufgehört habe, ihnen so wohlgewogen zu sein.

Als Hausmeister fungirte jetzt auf Arenenberg ein treuer vormaliger Diener der Königin Hortense. Der alte Florentin (Rousseau) war so recht eine Figur aus der alten napoleonischen Kaiserzeit, so gut wie ein Invalide der alten Garde. In der Umgegend war der heitere Mann, der viel zu erzählen wußte und dem bei dem heranschleichenden Alter die französische Elasticität nicht ausging, eine beliebte Persönlichkeit. Als es mit ihm im Jahre 1862 zum Sterben ging, wollte ihm seine Frau Medicin aufnöthigen, aber er wehrte es ab und sagte: „Madame, vous m'empêchez de mourir.“

Endlich im August 1865 sollten die Thurgauer das Glück haben, ihren vormaligen Mitbürger wieder bei sich zu sehen. Der Kaiser und die Kaiserin kamen von Constanz her nach Ermatingen mit einem Reiseapparat und einem Gefolge, das, mit dem Maßstabe schweizerischer Einfachheit gemessen, glänzend war und auch einen rechten Contrast bildete zu der stillen Einfachheit, in welcher Prinz Louis Napoleon vor 27 Jahren von Ermatingen in die weite Welt gefahren war. Natürlich war die Aufregung in Ermatingen sehr groß, als der kaiserliche Zug herankam, und eben so groß die Freude derer, die von dem Kaiser als alte Freunde begrüßt wurden.

Aber auch Wehmuth mischte sich in die Freude. Die kinderreiche Frau, welche aus dem Fenster ihres Hauses in den langsam daherfahrenden kaiserlichen Wagen schaute, wurde von dem Kaiser nicht wiedererkannt und doch war sie einst auf der Kirchweih von ihm sehr ausgezeichnet worden und hatte er ihr beim Tanz recht tief in die blauen Augen geschaut.

Von Ermatingen führt eine schöne Straße zu dem nur eine Viertelstunde aufwärts liegenden Arenenberg. Ehrenpforten waren mit Laub und Blumen beladen und Inschriften zur Begrüßung des hohen Paares fehlten nicht. Bei einer Inschrift mag der Kaiser an seiner Kenntniß deutscher Sprache und deutscher Poesie irre geworden sein, denn sie lautete:

„Einst Leid in Thränen fließend,
Nun frohes Leben erwacht,
Der Gott der Allmacht gießet
Ihm aus Dankbarkeit die Kraft."

So viel erkannte der Kaiser, daß diese Verse nicht von Schiller waren, den er als den Dichter der Freiheit einst besonders geliebt hatte.

Alte Tage in der Erinnerung aufzufrischen, wurde dem Kaiser leicht, denn die Oertlichkeiten im Umkreise Arenenbergs waren wenig verändert. Da war es ein Häuschen, dort ein schattiger Baum, die er als alte Bekannte wiederfand, und stumm wie sie waren, erzählten sie ihm manche Mähr von vergangenen Zeiten. Da verklangen Kirchglockentöne im leisen Waldesrauschen. „Ist das nicht

das fromme Läuten der verlorenen Waldkapelle?" Oft war er einst, wenn er als Jäger vom Waldabhange herabgekommen, in einem kleinen Wirthshause des kleinen Dorfes Gunderswyl eingekehrt; dahin führte er jetzt die Kaiserin, welche große Freude hatte an den Erinnerungen des Gemahls, und wie vormals die Jägerskost hier gemundet hatte, so bildeten jetzt Erdäpfel, Käse, Brot und Milch ein kaiserliches Mahl in der saubern Dorfschenke. Ueberglücklich war die Wirthin, mehr als über die Goldstücke, die ihr gespendet wurden, über die Ehre, welche ihrem Hause widerfuhr. Sie hatte es nie vergessen, wie der prinzliche Jägersmann oft bei ihr verweilt war, um freundlich mit ihr zu schwatzen, aber daß er sich ihrer erinnert hatte, und daß ein Kaiserpaar bei ihr eingekehrt war, das machte ihre Hütte zu einem Palast.

Der Kaiser zeigte nicht nur, daß er vollkommen Herr der deutschen Sprache geblieben war, sondern er verstand auch das thurgauer Idiom noch recht gut. Wie dadurch der Wechselverkehr sehr erleichtert war, so wußte der Kaiser, der nie den Ton vornehmer Herablassung annahm, auch mit dem sichersten Takt die einfachen Leute sich gegenüber unbefangen zu erhalten. Sein langjähriger Verkehr mit den Menschen verschiedener Schichten, die Unmittelbarkeit, mit welcher er in der ihm nicht leichten Schule des Lebens Menschen und Zustände beobachtet hat, die ihm nicht aus der Ferne von Prinzenerziehern und Hofleuten gezeigt waren, gaben ihm die Menschenkenntniß, welche, gepaart mit napo-

leonischer Willenskraft, ihn zum Herrscher qualificiren. Hier im Thurgau wollte er einige Tage sich erholen und nur durch Liebenswürdigkeit herrschen und das gelang ihm vollkommen. Es cursiren manche Geschichten aus diesen Tagen, welche zeigen, wie leicht er den Verkehr mit seinen ehemaligen Mitbürgern zu machen verstand. Einen früheren Gemeinderath von Salenstein, der in dieser Eigenschaft einst sein College gewesen war, begrüßte er ganz correct als Gemeindeammann und wünschte ihm Glück zu diesem Avancement, der Ammann erwiderte aber eben so correct: „Ihr hoand's wyter broacht as I" (Ihr habt's doch weiter gebracht als ich.) Der Kaiser lächelte, denn ihm gefiel „des Landes ungezwungne Sitte." Man wollte selbst wahrgenommen haben, daß sein Auge, das sonst nie verrathende, was in seinem Innern vorgeht, in diesen Tagen die Freude über die kurze Wiedergeburt alter Zeit nicht verbergen konnte.

Als schon alles zur Abreise wieder gerüstet war, da traten der Kaiser und die Kaiserin ohne Begleitung in die Kapelle. Es war die heilige Stätte, an welcher die Königin Hortense oft niedergekniet war und heiße Gebete für ihren Sohn zum Himmel geschickt hatte, und als ihre müden Augen geschlossen waren, hatte in der schwarzbehangenen Kapelle ihr Sarg gestanden, auf welchem eine goldene Krone lag. Tiefgerührt verließ das Herrscherpaar dieses Heiligthum.

Die Huldigungen, welche die Umwohner von Arenenberg dem hohen Gaste darbrachten, galten dem Manne, der einst bei ihnen zu Hause gewesen war und der sich auch jetzt

noch einmal bei ihnen heimisch fühlte, der nicht ohne Wehmuth, als es zum Scheiden kam, sagte oder dachte: „die schönen Tage in Arenenberg sind nun zu Ende"; unrepublicanisch konnte man die Zeichen ihrer Freude nicht nennen; aber anders war es mit der Begrüßung des Kaisers in einem benachbarten Canton, den die Herrschaften passirten, um rasch einen Blick zu thun in den Zauber der höheren Gebirgswelt. Der Kaiser reiste im Incognito und wollte durchaus nicht offiziell als Napoleon III. empfangen werden. Es war daher unangemessen, daß man in Schaffhausen dem Kaiser von Frankreich glaubte danken zu müssen für die der Schweiz erwiesenen Wohlthaten. Wo etwas den Schein einer solchen Wohlthat gehabt hatte, da war dieses ganz in Harmonie mit dem Interesse Frankreichs oder mit der Lieblingsneigung des Kaisers gewesen, seinen Einfluß als Vermittler in Europa geltend zu machen; die Annexion Nordsavoyens an Frankreich war aber nichts weniger als eine Wohlthat für die Schweiz.

Es war fast ein Jahr vergangen seit dem kaiserlichen Besuch auf Arenenberg, als ich von Constanz her an einem heißen Sommertage dahinkam. Die alten Bäume des sorgsam gehaltenen Parks spendeten wohlthuenden Schatten und langsam schritt ich auf das Haus zu, das in unendlicher Ruhe dalag. Ich erwartete nicht, ein großes Schloß zu sehen, aber es überraschte mich doch, ein Haus zu finden, das gar nichts von einem Schlosse hat. Es ist ein modernes Landhaus von mittler Größe; die Königin Hortense nannte es

auch nicht mon château, sondern einfach ma campagne, wozu ihr freilich damals der Gegensatz eines städtischen Palastes fehlte. Neben dem Hause steht die kleine niedliche gothische Kapelle. Mir lag viel weniger daran, möglichst weit in die innern Gemächer des Hauses vorzudringen, als mir das Bild der Umgebung einzuprägen, in welcher einst der verbannte Prinz mit seiner erlauchten Mutter, neuerdings der mächtige Kaiser mit der schönen Kaiserin auf das Gelände des Untersees und in den blanken Wasserspiegel geschaut hatte. Kein Punkt in den reizenden Gartenanlagen ist mehr geeignet, die Phantasie in dieser Richtung spielen zu lassen als die Ringbank unter einem kräftigen Kastanienbaum, der nahe am Abhange steht und eine freie weite Aussicht gewährt. Ohne Zweifel hatte der Prinz oft hier gesessen beim goldenen Sonnenuntergang und wenn dann die Nacht mit ihren Schatten heranschlich, hatte er in Träumerei sich versenkt, aber nur für Augenblicke, denn lieber gedachte er, wie die Sonne bald wieder im Osten strahlend sich erheben werde und daß auch die dunkeln Schatten, welche auf seinem Leben lagen, schwinden müßten. Sie waren längst geschwunden diese Schatten, als er vor einem Jahre wieder an dieser Stelle saß, und die Hoffnung seines Lebens hatte sich erfüllt. Und jetzt — vielleicht wandelt der ernste Kaiser sinnend unter den Kastanienbäumen im Tuileriengarten, denn es ist eine heiße Zeit, vielleicht mischt er im schicksalsgestaltenden Cabinet die Karten zu einem neuen politischen Spiel und bedächtig prüft er die Karten, denn es ist ein

neuer Spieler aufgetreten, der sich auch auf die Kartenkunst versteht und um die Mittel, sein Spiel zu gewinnen, nicht verlegen ist. Das waren die Reflexionen, in welche ich gerieth, als ich unter der Kastanie im Garten von Arenenberg saß, aber ich wollte ihnen nicht nachhängen, denn vornemlich, um nichts zu wissen und zu hören von der Politik und dem politischen Jammer, der im Gefolge des unseligen Bruderkriegs über Deutschland ausgebreitet war, hatte ich mich für einige Tage in die schöne Einsamkeit des Untersees geflüchtet. Ich schaute mich noch einmal um in der lieblichen Landschaft des Arenenbergs, da fiel mein Auge auf ein Schifflein, das langsam dahinschwebte über den von keinem Lüftchen bewegten Wasserspiegel und rasch entschloß ich mich, hinabzugehen und überzusetzen auf die Reichenau, die noch einsamer ist als das thurgauische Gestade des lichtgrünen Sees, die ein Kaisergrab birgt und das Grab alter Klosterherrlichkeit ist, von welcher nichts lebenskräftig geblieben als die Reben auf den Hügeln. Zwar sind in der Sakristei des Münsters Reliquien und Alterthümer aufbewahrt: der Krug, in welchem auf der Hochzeit zu Kanaan aus Wasser Wein wurde, aber dem Kruge ist die Wunderkraft nicht geblieben; ein angeblich von Karl dem Großen herrührender Smaragd von 28 Pfund, aber aus dem Smaragd ist in der Länge der Zeit ein Glasfluß geworden; der in Gold gefaßte Zahn des Evangelisten Marcus, aber der Zahn der Zeit ist in Reichenau mächtiger gewesen als der Zahn des Evangelisten.

VI.

Das Entlebuch.

Es schöners Ländli cha nid si
As d's Entlibuech, mis Heimatland.
Wer einist dert ist häbili g'si
Dä chlebt em a mit Herz und Hand.

Im Thälti wachst üs was mer wei,
Und d' Alpe gei üs chüstigs Gras
Und d' Flüeh die schönste Meie — nei —
Mi Seel! es g'fallt mer niene bas.

Entlebucher-Lied.

Zu den Ländern der Schweiz, die mit einer Eisenbahn noch nicht gesegnet sind, gehört das Entlebuch, ein Theil des Cantons Luzern. Seine Berge und Thäler locken auch die große Masse der Reisenden nicht an, daher ist es ein Stück der alten Schweiz geblieben. Himmelhohe Schneeberge sehen sich hier nicht über die Schultern, der Fremde kann sich nicht wie in dem benachbarten berner Oberlande für eine hohe Entree an die Gastwirthe, Führer und Bettler das Schauspiel „Schweiz" kaufen: die Jungfrau, das Bild aus Himmelshöhn, von der Wengernalp gesehen, die illuminirten Gießbachfälle für einen Franken, Alphorn und Kuhreihen, von einem als Hirt Kuoni verkleideten Musikanten geblasen, den jodelnden Handbuben Seppi, den Händedruck

altschweizerischer Biederkeit, Gemsbraten zu jeder Jahreszeit, von einer alten Gaiß abstammend, die Versicherung des Führers, daß der Fremde nur durch ein Wunder vor einem Lawinensturz bewahrt worden sei und auf der Tagfahrt Uebermenschliches geleistet habe. Dieses Alles kann der Wanderer sich nicht im Entlebuch erkaufen, aber er findet im Sommer ein immergrünes Alpenland mit Bergen über und unter der Rigihöhe, lieblichen stillen Thälern von raschen Bergströmen und klaren Bächen durchzogen, ernste dunkle Tannenwälder als Reliefs des lichten Grüns der Matten, stattliche Dörfer in dem Hauptthale, manch freundliches Kirchlein, das in einsamer Berggegend zum Gebet einladet, und einen Menschenschlag, von welchem noch gilt, was Johannes von Müller vor 80 Jahren an den Entlebuchern lobte, daß sie an Stärke, Schönheit und Witz unter allen schweizerischen Völkerschaften eine der trefflichsten seien. Was die Stärke betrifft, so ist es zwar schon eine alte Tradition, daß ein Christian Schybi von Hasle einen Mann auf die flache Hand gesetzt und mit gestrecktem Arm zur Stube hinausgetragen, auf der Messe zu Zurzach im Aargau ein Pferd auf der Achsel fortgeschleppt und dadurch eine Wette gewonnen habe, aber wie die Aelpler des Entlebuchs ungeheure Lasten mit Sicherheit und Leichtigkeit bergan und bergab tragen, das kann man täglich sehen, und wenn auch darin die Männer anderer Landschaften, wie die von Schwyz, ihnen nicht nachstehen, so ist es mir doch vorgekommen, als ob die Entlebucher dabei behender seien. Ueber das schöne

Geschlecht will ich nur bemerken, daß die jungen Mädchen mit ihren blühenden Gesichtern und in ihrer den üppigen Formen anpassenden schmucken Landestracht diesen Namen vollkommen verdienen. Dieß wird mein lieber Freund und Reisegenoß aus Curland, dessen erprobter Schönheitssinn ihn zum Präsidenten eines Minnehofs qualifizirte, bestätigen; aber man hat mir auch erzählt, daß die jungen Entlebucherinnen als sehr gefährliche Schönheiten gelten und so muß es wohl von Alters her gewesen sein, denn ein ehrwürdiger Pfarrer in Schüpfheim, der im vorigen Jahrhundert das Entlebuch beschrieb, sagt von einem Berge des Landes: „Kaum wird ein Berg in der Schweiz sein, auf dem mehr Leute zu Tode gefallen, als der Schimberg. Die meisten dieser Unglücklichen waren junge Bursche, die ihren Mädchen zu Gefallen den Fluhblumen nachklammen, denn der Schimberg hat in der Zeit eine Menge schöner Fluhblumen.“ Wenn schön Leni am Sonntag früh die vor ihrem Fenster prangenden Fluhblumen sah, so zitterte ihr Herz vor Freude und mit Stolz steckte sie die Blumen an ihren kleinen hochgelben Strohhut, um am Nachmittage am Arme ihres Fränzeli zu der Tanzlaube zu gehen, wo des Tanzes und der Freude kein Ende war. Aber jener ritterliche Minnedienst der jungen Aelpler ist verschwunden wie die offenen Tanzlauben bei den Dörfern. Noch vor einigen Decennien stand im Dorfe Entlebuch auf grünem Anger eine solche Tanzlaube, als aber der einfache hölzerne Bau morsch geworden war, beseitigte man ihn und fand nicht für nöthig,

ihn zu erneuern, denn es fehlte schon nicht mehr an Tanzsalons in den Dörfern. Ich ließ mir von einer alten Frau die Tanzfreude alter Zeit schildern und erhielt zunächst eine Beschreibung der einst viel reicheren Landestracht, insofern namentlich der seidene Brustlatz der jungen Mädchen und Frauen mit Kettchen und anderen Zierrathen beladen war. Dagegen war die Bewirthung eben so einfach gewesen wie die Tanzmusik. Das Mädchen brachte einen Krautballen, d. i. gesottenen zusammengepreßten Mangold, der Ballen wurde halbirt und zu dieser einfachsten Speise trank das junge Paar Milch oder auch nur Wasser, denn es galt zu tanzen und nicht zu schmausen. Jetzt ist es anders geworden. Wenn der Bursch sein Mädchen auf den Tanzsaal führt, so erwartet dieses, mit Wein traktirt zu werden; einige Tage darauf erscheint der junge Mann in der Wohnung des Mädchens, um sein „Krämeli" zu holen, sein Gegengeschenk, bestehend in einem Nastuch oder ähnlichen Dingen. Zur Poesie der Tanzfeier scheint von jeher eine kleine Prügelei gehört zu haben, denn die jungen Entlebucher sind gewaltig eifersüchtig, zumal wenn ein Gäuer, ein Bursche aus einem andern Theile des Cantons, eine Entlebucherin zu gewinnen sucht und ist er im Verständniß mit ihr schon so weit gekommen, daß er einen Kiltgang wagen will, so wird der Wilderer oft, wenn er den Lampenschein ihres Kämmerleins erblickt, plötzlich von mehreren Burschen überfallen, durchgebläut und wohl auch in den Brunnen geworfen, damit seine Liebesgluth sich abkühle.

Was Johannes von Müller über den Witz der Entlebucher sagt, gilt auch jetzt noch, aber eine großartige Form, in welche sich derselbe zu einer Festfeier kleidete, ist neuerdings verschwunden. Es bestand früher ein eignes Stück der Fastnachtfeier, am letzten Montage der Carnevalszeit, dem „Hirsmändig", welchen Namen der durch sein schweizerisches Idiotikon berühmte ehemalige Pfarrer Stalder in Escholzmatt von hirsen oder hirzen-schmausen, zechen, ableitet. Stalder hat auch in seinen „Fragmenten über Entlebuch" den Hirsmontag sehr ausführlich beschrieben. Die größeren Pfarrdörfer beschickten sich gegenseitig mit dem Hirsmontagsboten, wozu von den Dorfgeschwornen ein stattlicher gewandter Bursche gewählt wurde. Nach beendigtem Gottesdienste eilten Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, Kinder und Greise nach dem Dorfplatze mit der hundertjährigen Linde. „Er kommt, er kommt!" riefen dann die heranspringenden Buben, welche als Spähwachen auf der Straße vor dem Dorfe ausgestellt waren und es erschien im Galopp auf einem stolzen mit Blumensträußen und Schellen behangenen Rosse der reisige Bote in städtischer Kleidung, ganz überbändert, bedeckt mit einem von Blumen und kleinen Spiegelchen schwerbeladenen aufgestülpten dreieckigen Hute. Wenn er unter der aufgestellten Fahne angekommen war, begrüßten ihn etliche Geschworne und faßten sein Pferd am Zaume, indessen der Wirth eine Flasche Ehrenwein darreichte. Während der Bote ein Glas leert, wirft er einen forschenden Blick in die Volksmenge und bietet dann wohl

diesem oder jenem Burschen oder Mädchen auch ein Gläschen an, was immer als eine bedenkliche Aufmerksamkeit gilt, denn die so Beehrten können sicher sein, demnächst auch mit Versen beehrt zu werden. Gravitätisch zieht er sodann aus der Tasche seinen bogenlangen Foliobrief, dessen Außenseite mit dem Landeswappen, einer Buche und einem Kreuz, hochroth und grün bemalt ist. Dieser Brief, in Reinem der alten Landessprache abgefaßt, wird von dem Herolde in einem lauten, singenden Tone vorgelesen. Auf einen Eingang, der an die Landesgeschichte anknüpft, wird in dem ersten Theile die beschickte Dorfgemeinde als solche angegriffen, z. B. der von Flühli nach Schüpfheim abgeordnete Bote erklärt, es seien jetzt einmal die Flüeler oben dran und sähen sich genöthigt, den Schüpfern einen Vogt zu setzen. Um zugleich eine Probe der Poesie und der Mundart der Entlebucher zu geben, will ich einen Theil des Briefes im Original mittheilen:

„Mier Räth und Burger vom Zwing Richeburg, der Stadt der Helde,
Lassen euch abermal den Gruoß vermelde!
Aber mit Verdruß und Herzeleid euch anzuokünde,
Daß mer euch für Hür gar straffbar finde.
Dier heit zwar fern nach euerer Pflicht und Schuldigkeit
Mier Eid und Huldigung abgeleit.
Aber dier heit euch wiederume gar sehr vermesse,
Euri Pflicht und Ghorsam gegen üs vergesse.
Dier hättit doch könne dra sinne und im Herze ha,
Daß emel ietze d' Flüöler si obe dra.
Wil dier aber üsi Huld und Liebi nit weit begrife,
So wei mier euch es anders Liedli pfife.
Uese Hirsmändig-Rath hett eihellig müössen erkenne

Euch en Vogt oder en Zwingherr zuo ernenne;
Der soll ech mit Strengi ohni Gnad regiere,
Und wenns no mügli ist, wieder i die rechte Schranke füöhre.
Si Macht und Kluogheit ist ech scho bekannt,
Herr Hans Haas uff der Hirsegg ist er g'nannt.
Uesi Schatzkammer hetne gnuogsam versehe
Mit Gutsche und Pferd und anders me.
Zwen Dotze Liberey-Bediente het er dazuo,
Und vierzg dusig Franken darf er ime Jahr verthuo u. s. w."

Augenscheinlich ist die Satire nicht bloß auf die Schüpfheimer berechnet, sondern weit mehr gegen Luzern „Zwing-Richeburg, die Stadt der Helden", gerichtet, welche Vögte ins Entlebuch schickte, die den freiheitsliebenden und immer zur Auflehnung bereiten Entlebuchern sehr mißliebig waren. Die Satire hat ihre stärkste Spitze darin, daß Herr Hans Haas auf der Hirsegg, der mit großem Pomp auftreten sollte und für die lärmenden und nachtschwärmenden Schüpfheimer schon einen Wagen voll Schnäbel und Handschellen in Bereitschaft hatte, ein bekannter armer einfältiger Trunkenbold der Umgegend war. Diese politische Seite der Feier des Hirsmontags, wie auch die persönlichen Angriffe, die hauptsächlich im zweiten Theil des Briefes wucherten, veranlaßte einige Male die gnädigen Herrn von Luzern, die Feier zu verbieten, so im Jahr 1740 als „der christlichen Liebe zuwiderlaufend" und einige Male später mit anderer Motivirung.

Der zweite Theil des gereimten Briefes, der „Dorfbrief", wendet die gröbere oder feinere Satire gegen einzelne Dorfbewohner, deren Thorheiten oder Vergehen durchge-

hechelt werden. Dieser Brief enthält oft 10 bis 20 „Possen"; zwischen jeder macht der Sittenrichter eine Pause, indem er einen Schluck nimmt und mit einem Horn oder einer Pfeife ein neues Stück ankündigt. Auf diesen Catalog folgt der „Dorfruf", in welchem die gesammte Dorfbewohnerschaft summarisch durchgenommen wird, z. B. wurde einmal vorgeschlagen, in Schüpfheim ein Nonnenkloster zu errichten und demselben mehrere Personen, die nicht im Rufe der Keuschheit standen, zu Vorsteherinnen zu geben, einen verliebten Sigrist zum Kastenvogt zu machen. Den Beschluß machte eine Ermahnung an die Gemeinde zur Sittsamkeit und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, wie zur Wiederfeier des Hirsmontags im nächsten Jahr. Der Bote stieg sodann vom Pferde und begab sich in seinem grotesken Costüm auf die Tanzdiele, wo er das Vorrecht genoß, die schönste Dirne zur Tänzerin sich auszuwählen.

Eine solche volksthümliche Sittenpolizei, harmloser als das Haberfeldtreiben im bairischen Gebirge, war einst in der Schweiz, wenn auch in anderen Formen, ziemlich verbreitet, und alte Leute behaupten, daß sie mehr gefürchtet und wirksamer gewesen sei als die gegenwärtige ohne Poesie einschreitende Polizei. Die Person des Hirsmontagsboten war an jenem Tage unverletzlich und es wäre ein Nationalverbrechen gewesen, sich an ihm zu vergreifen.

Mit der geschilderten Feier pflegte man am Hirsmontage ein eigenthümliches Kampfspiel, den Stoß oder Schwung zu verbinden. Die Mannschaften der beiden nachbarlichen

Dorfschaften zogen mit Trommeln, Pfeifen und Fahnen auf eine geräumige Wiese und stellten sich gegen einander auf; bevor sie aber den Kampf eröffneten, warfen sich beide Heere, wie die alten Schweizer vor der Schlacht bei Sempach und in den Burgunderkriegen, auf die Knie und beteten um des Himmels Beistand. Wenn dann Trommelwirbel und Trompetenstoß den Angriff verkündete, sprangen sie mit Blitzesschnelle auf und rückten, Arm in Arm verschränkt, in eng geschlossenen Gliedern in wildem Druck an den Feind. Die Stärksten kamen in das Centrum der Linien, die oft aus 200 bis 300 Personen bestanden und es galt, die Schlachtordnung der Gegner zu durchbrechen oder sie zum Weichen zu bringen, wobei allerlei Kriegslisten angewendet wurden. Auch die Weiber und Mädchen blieben dabei nicht unthätig, sondern wie Spartanerinnen feuerten sie die Männer an, wenn diese in Gefahr geriethen, verstärkten auch wohl im Hintertreffen den Stoß ihrer Mannschaft. War das Zurückdrängen einer Partei gelungen, so schwang der Fahnenträger der Sieger seine Fahne und die geschwornen Kampfrichter riefen den Frieden aus, worauf sich eine Marschordnung formirte und alle mit Musik und Jubelgeschrei ins Dorf zogen. Dieser Kampf war so sehr Ehrensache aller wehrhaften Männer, daß oft ein Vater und seine sechs Söhne bei einander standen, und wenn ein junger Schößling noch nicht als kampffähig angenommen wurde, so war das ein Schmerz, an welchem er trug, bis auch seine Zeit kam. Wer aber zu feige war oder sich zu fein dünkte,

um an dem rohen Stoß Theil zu nehmen, der durfte sich auch bei dem nachfolgenden Tanze nicht blicken lassen.

Ein Fest, durch Lärmen ausgezeichnet, ist die Posterli-Jagd, welche am Donnerstag vor der Fronfasten im Advent vor sich ging, jetzt aber nicht mehr in der alten Stärke ausgeführt wird. Auf den Abend sammeln sich die Junggesellen und Jungmänner einer Gemeinde, um mit einer höllischen Musik in ein Nachbardorf zu ziehen. Stalder, der einst in seinem stillen Pfarrhofe von einem solchen Furioso aufgeschreckt war, als die Schüpfheimer Escholzmatt damit erfreuten, beschreibt es in einer Weise, welche zeigt, daß der Eindruck, den die Musik zurückläßt, unauslöschlich ist. Er sagt: „Es ertönt ein Ohren betäubendes Durcheinanderlärmen von Kühe-Trycheln und Ziegenschellen, von Kesseln und Pfannen; es knallen armsdicke und klafterlange Geißeln; messingene und eiserne Bleche werden an einander geschlagen; Alp- und Waldhörner machen das Getöse noch verworener, und so geht der Zug von mehr als hundert nervigen Jungen, deren jeder etwas zum größern Tumult beiträgt, unter einem allgemeinen Gebrüll, das Berg und Thal erschreckt, nach dem bestimmten Orte. Voll froher Erwartung des Besuches steht eine große Anzahl rüstiger Jünglinge im Dorfe, und nähert sich der wilde Zug, erst dann verdoppelt sich das Geräusch von allen Seiten. In einer langen Reihe ziehen die fremden Gäste unter beständigem Jolen, Schreien, Klatschen, Schellen und Hornen ins Dorf. Einer aus dieser Truppe stellt das Posterli in Gestalt einer alten Hexe oder einer

alten Ziege oder eines Esels vor, bisweilen aber schleppt man diese possirliche Maschine auf einem Schlitten nach. In einer Ecke des Dorfes läßt man das Gespenst zurück und das korybantische Scharivari hört auf." Diese Lärmfeier, welche ohne Zweifel aus heidnischer Zeit herstammt, hat die Aufmerksamkeit der deutschen Mythologen auf sich gezogen und tiefsinnige Deutungen veranlaßt. Sehr nah liegt die Vermuthung, man habe durch den Lärm das Posterli, eine Art Unhold, aus einer Gemeinde in eine andere forttreiben wollen. Verwandt ist eine Sitte aus der Gegend von Brunnen im Canton Schwyz, wo Buben und Männer am heiligen Dreikönigabend bei Fackelschein und Laternenlicht einen lärmenden Umzug hielten, indem sie in wildem Jubel Blashörner, Kuhglocken, Peitschen und andere musikalische und unmusikalische Instrumente ertönen ließen. Es soll dieß den zwei Waldfrauen Strudeli und Strätteli gegolten haben. Jetzt nehmen die Männer nicht mehr Theil daran, sondern kleine Knaben führen das Spektakel auf. Im Muotathal des Cantons Schwyz führte ein ähnlicher Aufzug am Dreikönigsfeste den Namen „die Gräuflete", die sich insofern der Hirsmontagsfeier näherte, als vermummte Leute über Personen und Vorfälle des Ortes Witze machten.

Meine Fahrt von Luzern ins Entlebuch, dessen Hauptthal hinter Wolhusen, einem ehemaligen Städtchen mit einer Feste, beginnt, war an einem Sonntagsmorgen sehr anmuthig. Während man auf der Eisenbahn gern die Schnell-

züge abpaßt, um möglichst rasch vorwärts zu kommen, und nur flüchtige Blicke in die Gegend wirft, war es mir eine Wiederkehr alter Zeit, ein Stück Romantik, einmal wieder in einer bequemen Postkutsche recht behaglich auf eine schöne Landschaft zu schauen. Die große Straße, einst sehr befahren, als sie noch die Hauptstraße von Luzern nach Bern war, jetzt vereinsamt, da die neue Brünigstraße und noch mehr die Eisenbahn eine gefährliche Concurrenz macht, erschien an jenem Tage recht belebt, da viele Menschen aus dem Entlebuch und auch aus dem Emmenthal zu einem Markt in Malters, der ersten Station von Luzern, herankamen. Das Pfarrdorf Malters, in einem von der Waldemme durchflossenen Thalgelände, hat eine große neue Kirche, und der Anblick der vielen auf der breiten Freitreppe knieenden Männer, die Orgeltöne, welche aus dem Tempel Gottes in die sonnige grüne Landschaft strömten, versetzten auch uns in den Bereich des Sonntagsfriedens. Bald kamen wir in eine einsamere, nur von dem springenden Bergstrome belebte Gegend und dann erblickten wir das äußerst schön auf einem Felsen liegende ehemalige Franziskanerkloster Werthenstein, das noch als Wallfahrtsort im Ansehen steht. Da ich mich von meinem Reisebegleiter nicht trennen wollte, mußte ich für dieses Mal meinen Plan, über die Bramegg ins Entlebuch vorzudringen, aufgeben. Es soll dieser Uebergang sehr bequem und sehr lohnend sein, indem man auf der Höhe den zerklüfteten Pilatus mit seinen Ausläufern, den Rigi und die Hochalpen von Schwyz und Uri überschaut.

Da wo die Emme und die Entlen zusammenfließen, liegt das nach dem letzteren Flusse, wie das ganze Land, benannte Dorf Entlebuch, dessen stattlicher Gasthof unpassend die französische Firma „Hôtel du Port" trägt, da er doch ganz deutschgemüthlich ist, und ich möchte glauben, daß der in einem alten Buche vorkommende Name „zum Bort" der ursprüngliche war. Unter sonntagsfrohen Menschen eines freundlichen Alpdorfs fühlt man sich bald heimisch, und ich hatte noch das Glück bei meinem Eintritt in das Land, das ich mir entdecken wollte, mit einer Gastlichkeit empfangen zu werden, die ich als ein gutes Omen nehmen durfte, das sich auch vollkommen bewährt hat.

Am folgenden Tage ging mein Streben in die Höhe und die lange zurückgehaltene Sehnsucht, im Wechsel von Berg und Thal das Reiseglück des Fußwanderers zu genießen, konnte vollauf befriedigt werden. Mein erstes Höhenziel war der Schimberg (Scheinberg), dessen Spitze 6428' über dem Meere erhaben ist. Am westlichen Abhange desselben liegt 4750' hoch ein neues Curhaus, in welchem ich einkehrte, um von dort in der Alpenwelt mich zu ergehen. Die Curanstalt ist ein Actienunternehmen, veranlaßt durch Mineralquellen, die zwar seit lange bekannt sind, aber doch wenig benutzt wurden. Eine derselben ist eine einfache Eisenquelle, aber das eigentliche Schimbergwasser ist eine alkalische Schwefelquelle, die sich durch überwiegenden Gehalt von kohlensaurem Natron ohne freie Kohlensäure auszeichnen und sich an die Quellen von Vichy anreihen

soll. Die Aerzte Luzerns und des Entlebuchs prophezeihen dem Curhause eine große Zukunft und es ist bereits stark besucht, aber ich fühlte kein Bedürfniß, die Wunderkraft des Wassers an mir zu erproben, spende dagegen der Alpenluft und der Gelegenheit in der Naturfrische dort ein recht beschauliches Leben zu führen, alles Lob. Soll übrigens dem Curhause eine Zukunft blühen, so ist eine Verbesserung des Weges dahin sehr nothwendig, denn für schwächliche Personen, die sich der Pferde bedienen müssen, mag das Reiten bergauf und bergab, oft über Steingeröll und Wege, die nur „so zu sagen" Wege sind, eine Marter sein, die den Sinn für die Naturschönheiten nicht wach werden läßt. Der rüstige Fußwanderer findet in dem Wechsel von grünen Matten und kleinen Tannenwäldchen einen großen Genuß und wenn er in einer starken Stunde die erste Höhe erreicht hat, öffnet sich ihm, wo er aus einer Waldung heraustritt, ein schönes von der Entlen durchzogenes Thal, das er zu durchkreuzen hat, um dann nochmals bergauf zu steigen und recht warm zu werden. In der Umgebung des Curhauses ist eine große Sorgfalt auf die Wege verwendet und sogar eine kleine Allee angelegt, die freilich nur langsam sich belauben wird, denn der lange Winter ist hier ein strenger Gärtner, der nur die kerngesunden kräftigen Bäume duldet; dagegen zeigt die reiche Alpenflora, daß die rechte Alpenwelt hier begonnen hat, und so wie der Blick weithin schweifen kann über Thäler und Berge von mäßiger Höhe, so kann er sich auch zu Berggipfeln erheben, die dem Bergsteiger

lockende Ziele sind. Hinter der weit hinauf bewaldeten Schafmatt (5860') erhebt sich wie ein Thurm der Felskegel des wohl nach seiner Farbe benannten Feuersteins (über 6000'); den Curgästen aber, welche neue Lebenskraft gewonnen haben, wird der Versuch, auf einem guten Wege in einer kleinen Stunde die Spitze des Schimbergs zu erklimmen, eine kleine Gesundheitsprobe sein. Die Aussicht von dort reiht sich den bekannteren Panoramen der schweizerischen Bergwelt würdig an. Die Felsenthürme des nahen Pilatus verdecken zwar Luzern und den Rigi, aber der See zwischen Brunnen und Beggenried ist sichtbar und bis zur Jungfrau hin überschaut man die Kette der Hochgebirge, die von den verschiedenen Standpunkten, aus denen man sie zu Gesicht bekommt, nie dieselbe ist, indem bald der eine, bald der andere der Bergriesen mit seinen Firnen und Gletschern mehr hervorspringt. Vom Schimberg ist es das wundersame Gebild des nahen Titlis mit seinem Silberglanze, das den Mittelpunkt bildet, und an der Peripherie des weiten Halbkreises sollen bei günstiger Luftreinheit die Seen von Biel und Neuenburg am Fuße des Jura wie ferne Goldstreifen erglänzen. Der Schimberg selbst, der wohl als ein Glied der Pilatuskette anzusehen ist, hat ganz die Wildheit dieser zerrissenen Steinmassen in dem „Hengst", einer furchtbaren Klippe, die vom Grat vorspringt. Den Entlebuchern erscheint es zwar bei ihrer Gemsennatur nicht als ein großes Heldenstück, den Hengst zu erklettern, und es sollen sogar einst zwei junge Bursche so tollkühn gewesen sein,

dort mit einander zu ringen und über die Felszacken in die grausige Tiefe hinabgestürzt sein. Ihre zerschmetterten Leiber sind nie aufgefunden worden. Ein Berliner, der sich nur als Tourist in die Fremdenbücher einschrieb und natürlich weit größere Dinge ausgeführt hatte, nahm sich auch vor, den Hengst zu ersteigen, als er aber hörte, daß nur ganz schwindelfreie Menschen es wagen könnten, zweifelte er doch, ob ein richtiger Berliner ganz schwindelfrei sei und unterließ das Wagstück.

Zwischen dem Feuerstein und der Schafmatt entspringt der Wasserfallbach, eine der drei Quellen, die sich zur Entlen vereinigen. Der Sage nach soll dort ein Dorf Wasserfallen gestanden haben und man beruft sich für diese Angabe auf eine Urkunde, in welcher „dem oberen Wirthshaus" aufgegeben ist, 70 Klafter der Straße ins Thal in Ordnung zu halten, während die Liegenschaft am Schimberg ebenfalls einen Theil der Straße zu besorgen hatte; man will ferner die ehemalige Existenz des Dorfes damit beweisen, daß dort ein Mühlstein gefunden sei. Allein das Dorf gehört doch wohl dem Reich der Mythe an. Obwohl in dem bevölkerten Entlebuch nicht blos Alphütten, sondern auch kleine das ganze Jahr hindurch bewohnte Häuser hoch oben an den Bergabhängen sich finden, begreift man nicht, wie Menschen dazu gekommen sein sollten, in dieser abgelegenen Einöde ein wenn auch kleines Dorf zu gründen. Ein Wirthshaus mag da gestanden und schon früh eine bescheidene Straße ins Thal geführt haben. Was den Mühlstein betrifft, so existirt er nicht

mehr und kein Mensch der jetzigen Generation, nicht der älteste Aeni, hat ihn gesehen. Ein Geschichtsschreiber des Entlebuchs im vorigen Jahrhundert schildert den Volksglauben bezüglich dieser Gegend: „Hier ist der Ort, wo der Drache sich enthielte; hier wird ein Plätzchen, Spilmösli genannt, gewiesen, wo zuweilen eine mächtige Musik sich hören läßt, und auf dem nichts liegen bleibet; hier sind viele zerfallene Steine, Ueberbleibsel eines ehemals da gestandenen Dorfes und Mühle (wo kein Mensch mehr es wagen würde, zu überwintern), und theils einer ehemals um die Stelle, wo der Drache vergraben worden, aufgeworfenen Mauer; hier haben Jäger alte Münzen gefunden; nahe an Klüften und Schründen, theils von hängenden Klippen und felsichten Bergen eingeschlossen, theils über zwei seltsame Thäler erhaben, geräth man wirklich fast in die Versuchung, an Feen, Lindwürmer und irrende Ritter — — — zu glauben."

Alpenwelt ist ein zauberisches Wort und ich habe auch auf dem Schimberg den Zauber dieser Welt vollauf genossen, die süße Melancholie, mit der man rechts und links in die Thäler blickt und sich dem geschäftigen Leben, das man doch erst vor einigen Tagen verlassen hat, weit entrückt fühlt, als wäre es das Leben auf einem andern Sterne gewesen, wo die alten Tannen ein Trauerlied rauschen von todter Liebe und heimgegangener Freundschaft, dann wieder das frische Jodeln des Hirtenknaben zur Gegenwart erweckt und die Sonne aus der Wolke hervortritt, um ihre goldenen

Strahlen über die Welt zu ergießen, die doch kein Jammerthal ist. Alpenwelt ist ein Zauberwort, aber ich habe auch ihre Kehrseite kennen gelernt, wo die Berggeister Schauer auf Schauer häufen. Schwarzes Gewölk, das sich an die Bergspitzen gehängt hatte und eine unheimliche lautlose Stille, nur durch das Krächzen eines Raubvogels an der Schafmatt unterbrochen, kündigten am Abend ein Wetter an und in der Nacht tobte der Byswind, als ob die Berge bersten sollten. „Ein neuer Thalherr ist angekommen" dachte ich in Erinnerung eines Volksglaubens im Entlebuch. Thalherrn nennt man die Verdammten, welche am Enziloch unter der Enzifluh am Napfberge das Wetter machen müssen. Wie ehemals aus den bösen Vögten, so werden sie noch jetzt recrutirt aus den schlimmen Rathsherrn, Wucherern und reichen Unterdrückern armer Leute. Ist ein solcher gestorben, so kommt er in die schaurige Steinwüstenei und weithin hört man ein gewaltiges Krachen und Donnern, als ob mit Kanonen geschossen wird, denn der neue Thalherr muß riesige Felsblöcke aus dem Enziloche heraufwälzen, aber es gelingt ihm nicht, sie ans Ziel zu bringen, sondern die Blöcke rollen wieder in die Tiefe zurück und bei dieser Sisiphusarbeit muß er Funken schwitzen und Donner husten. Den Sennen am Napfberg ist diese Wetterküche ein Schreckensplatz und am Abend unterlassen sie es nicht, den englischen Gruß durch ihren Milchtrichter hinaufzurufen, damit kein Stück ihrer Heerde versprengt werde. Es würde schwer sein, einen Senn zum Führer auf diese Höhe zu gewinnen, und es soll

auch unmöglich sein, ganz bis zum Enziloch vorzudringen, denn ein vier Ellen dicker Hag schließt den Platz ein und die Höhle ist versperrt durch einen Fels, der an einem Seidenfaden vom Gewölbe herabhängt.

Auf die schaurige Sturmnacht folgte ein Regentag, und obgleich der Kalender noch in den Hundstagen verweilte, zeigte das Thermometer am Morgen kaum drei Grad Wärme und auf einigen Bergspitzen hatte sich satirischer Schnee gelagert. Ein solcher Witterungswechsel macht das Herz frostig, aber ich hatte doch ein inniges Mitleiden mit den Curgästen, die in den frühen Morgenstunden vor dem Frühstück ein Glas kaltes übelriechendes Schimbergwasser nach dem andern hinunterstürzen mußten.

Um weiter ins Entlebuch vorzudringen, nahm ich meinen Rückweg vom Schimberg auf Schüpfheim zu. Die Luft war wieder blau geworden und nach kurzer Wanderung genoß ich von einem Bergkamm, dem Luchterli, eine Doppel-Aussicht in zwei Thäler, in das von der Entlen durchzogene einsame Alpthal und in das große Thal des Landes mit seinen freundlichen Ortschaften. Ein guter Fußweg führte sodann durch einen Tannenwald und plötzlich erblickte ich vor mir auf grünen Matten eine weiße Kirche von ansehnlicher Größe, nicht von einem Dorfe, sondern nur von wenigen Häusern umgeben. Es war die Wallfahrtskirche zum heiligen Kreuz, mit weiter Aussicht über das Hügelland und bis zum Jura hin. Der Ort hat seine Legende und seine urkundliche Geschichte. Die jetzt verschollene Legende

lautet, daß um das Jahr 330 ein Soldat der heiligen Helena mit einer Partikel vom heiligen Kreuz nach Arras gekommen sei; um die Echtheit der Reliquie darzuthun, habe er sie auf einen wilden Ochsen gelegt, der nun plötzlich ganz fügsam geworden und über Mainz nach Helvetien gezogen sei, wo er erst in Wolhusen ausgeruht, aber alsbald seinen Weg nach Hasle und in den dichten Wald oberhalb genommen habe. Als der Ochs nicht weiter gehen wollte, erkannte der Soldat den zur Verehrung des Kreuzes bestimmten Ort, befestigte das Stück des Kreuzes an einer Tanne des Waldes und das Volk kam zur Verehrung heran. Weit interessanter als diese anachronistische Legende ist die urkundliche Geschichte, die uns in das vierzehnte Jahrhundert versetzt. Es wurde nicht von einem reichen Raubritter, um sich vor seinem Ende den bisher gemiedenen Weg zum Himmel zu bahnen, ein Kloster gestiftet, sondern Männer, die das „Bete und arbeite!" zum Wahlspruch nahmen, zogen in den finstern Urwald, baueten das Eremitenhaus in Wittenbach und cultivirten das Land umher. Ein alter Chronist, Renward Cysat von Luzern, meldet: „sie ließen sich nieder an einem Ort, genannt im Wittenbach auf einem hohen Berg, in einem fast dicken finstern und wilden Walde in der Kilchhör Hasle, auch eine halbe Stunde Wegs oberhalb demselbigen Ort und Dorf Hasle hinauf gegen den hohen Berg, gegen Mittag gelegen. Sie bekleideten sich in lange Röcke, Einsiedlern gleich, von rauchfarbenem schlechtem wollenem Tuch. Es verordnete auch der Stifter und Anhänger dieses Ordens,

daß die Zahl (12) allzeit so erhalten werde und allwegen zween Priester darunter sein sollten von geistlicher Nothdurft und Trostes wegen in erfordernder Noth. Sie, die Brüder, fingen dem nächsten an, in diesem wilden Berg einen Platz zu säubern und zu rüten zu einer Hofstatt, da sie ein Bruderhaus und eine Kapelle bauen, auch soviel Platzes zu einer Viehweide, daß sie etwas wenig Viehes allda erhalten möchten zur Aufenthaltung ihres zeitlichen Lebens." Das Haupt dieser religiösen Genossenschaft war der Ritter Johannes von Arwangen, der an Fürstenhöfen gelebt und hohe Stellen im Dienste der Herzöge von Oesterreich bekleidet hatte; er gab auch dem Eremitenhause die Mittel zum Fortbestehen, unter Anschluß an die ehemals berühmte (im Jahr 1848 aufgehobene) Abtei St. Urban. So ging denn im Entlebuch die Urbarmachung des Landes über das Hauptthal hinaus und die Verbreitung christlichen Lebens vor einem halben Jahrtausend Hand in Hand. Aus nicht genau bekannten Ursachen wurde die Bergkapelle später von den Eremiten verlassen, die sich auf St. Urban zurückzogen; gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts erhob sich aber an derselben Stätte die Kirche zum heiligen Kreuz, die als Wallfahrtskirche (3780 Fuß über dem Mittelmeere) noch jetzt sehr besucht ist. Bei der Kirche ist ein gutes Wirthshaus, das freilich einem ehemaligen Pfarrer in Schüpfheim, dem durch seine Beschreibung der Entlebucher bekannten Schnider von Wartensee, im vorigen Jahrhundert ein großes Aergerniß war. Er meint, es sei aus den Gel-

dern der Kirche, gewiß weder zur Ehre Gottes, noch zur Nothwendigkeit der „Pilgramen“, viel weniger einigem Nutzen des Landes errichtet worden, ein Namhaftes werde hier verschwelget, eben an den vornehmsten Andachtstagen am meisten gezechet, gelärmet und — wer weiß was noch — verübet.

Von dem anmuthigen Wallfahrtsorte, der den Hasler Hochwald zum Hintergrunde hat, führt ein guter Weg nach Hasle, ein anderer nach Schüpfheim herab. Mein nächstes in einer kleinen Stunde zu erreichendes Ziel war Schüpfheim (in der Volkssprache Schüpfen), der Hauptort des Landes. Ein Brand verheerte im Jahre 1829 mit Ausnahme der noch neuen Kirche und einiger Häuser das ganze Dorf, das nun zu beiden Seiten der Landstraße sehr schön wieder erstanden ist und in seiner Lage am Fuße des Schüpfenberges und an der Waldemme zu den freundlichsten Dörfern der Schweiz gehört. In der großen, im Jahr 1807 erbauten Kirche ist eine gute Copie der Transfiguration Raphaels vom Maler Hecht in Willisau sehenswerth, und was ich von diesem Maler hörte, weis't auf ein echtes Künstlerleben hin. Er ließ sich in die Guardia papale aufnehmen, um in den Mußestunden Kunststudien machen zu können; nach mehreren Jahren kehrte er in die Heimat zurück, wanderte aber später nach Frankreich, wo er im hohen Alter gestorben sein soll. Außer dem genannten Altarbilde in Schüpfheim finden sich von demselben Maler in einer Kirche nahe bei Luzern zwei Copien von Originalien

Maratti's und ich möchte glauben, daß er den echten Künstlersinn durch diese Nachbildungen mehr bewährt hat als manche der einheimischen Maler, welche die Kirchen mit ihren Originalien bereichern, die keine Originalität haben, sondern wie Zerrbilder und Oelflecke im Vergleich zu den großen Meisterwerken sich ausnehmen.

Mein mehrtägiger Aufenthalt in dem freundlichen Schüpfheim gestaltete sich um so freundlicher durch die Gastfreundschaft, welche ich im Pfarrrhause genoß. Ich lernte in dem würdigen Pfarrer einen Mann kennen, der von sich sagen könnte: „Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich.“ In 25 Jahren ist ihm das schwere Amt ein leichtes geworden durch die Liebe zu seinem Berufe und die Liebe seiner Pfarrkinder. Wenn wir durch das Dorf gingen, so strahlten die Augen des kleinen Mädchens, das aus der Schule heimkehrte, da der Pfarrer ihren Gruß mit einem „Behüt dich Gott!“ erwiderte, und die Erwachsenen, für die er manch freundliches Wort hatte, schienen, indem sie auf mich, den Fremdling, blickten, zu sagen: Das ist unser lieber Pfarrer! Seine Gemeinde ist sehr ausgedehnt, denn weit hinauf an den Bergen liegt ein großer Theil der zur Pfarre gehörigen Wohnungen, und es ist oft ein langer schwerer Gang durch Schnee und Sturm in der Winternacht zu der Hütte eines Sterbenden, der nicht scheiden kann von der Erde ohne die letzte Weihe für den Himmel. Aber nicht auf den kirchlichen Beruf, für den ein lebensfrischer Vicari ihm zur Seite steht, beschränkt sich seine

Seelsorge, sondern er ist der väterliche Rathgeber überall, er lindert die Noth der Armen und unentgeltlich hat er seit Jahren die sehr mühsame Besorgung der Spar- und Leihkasse übernommen, die eben durch das Vertrauen zu ihm in Schüpfheim blüht wie wohl in keinem Orte des Landes. Die Einlagen betrugen hier im Jahre 1863 in 505 Posten über 90000 Franken. Pfarrer Elmiger ist auch vornämlich der Ursacher einer im Entstehen begriffenen eigenthümlichen Einrichtung zur Sittenbesserung der jungen Entlebucherinnen. Auf einer Bergterrasse, dem Schnabel, oberhalb Schüpfheim auf dem Wege nach dem heiligen Kreuz, sieht man ein großes, zwar einfaches, aber durch seine schöne Lage imponirendes neues Gebäude, welches nicht als Kloster zur Aufnahme von Töchtern des Landes bestimmt ist, die das Gelübde der Keuschheit ablegen wollen, sondern zu einer Corrections- und Pönitentiaranstalt für gefallene Mädchen. Es ist nämlich ein trauriger Erfahrungssatz, daß bei der Uebervölkerung des Entlebuchs viele Mädchen auswärts Dienste suchen müssen und daß manche von ihnen mit einem Kinde in ihre Gemeinde zurückgeschickt werden, ohne sich und ihren Zuwachs ernähren zu können. Solche Personen sollen auf dem Schnabel untergebracht werden, dort ihre Kinder pflegen und aufziehen und unter strenger Aufsicht arbeiten, theils auf dem Felde, welches der Anstalt zugegeben ist, theils in Industriezweigen. In letzterer Beziehung denkt man besonders an Cigarren-Fabrikation, wobei denn die Mädchen fortwährend an die mancherlei Untugenden der

Männer, zu denen auch das Rauchen gehört, erinnert werden. Gegen die ganze edelgedachte Einrichtung, die eine Landessache, nicht etwa eine Angelegenheit der Gemeinde Schüpfheim ist, werden zwar Bedenken geäußert, namentlich, ob nicht die „Schnabelmädchen", wie man sie schon im Voraus nennt, die ihre besondere markirte Kleidung tragen sollen, durch diese Internirung für ihr ganzes Leben prostituirt würden und der Weg zur Ehe ihnen fast abgeschnitten sei. Die Erfahrung wird hierüber Auskunft geben, aber da es immer besser ist, einem Uebel vorzubeugen, als es wieder gut zu machen, so ist meine unmaßgebliche Meinung, daß neben jenem Versuch auf dem Schnabel energisch gestrebt werden müsse, da nun einmal die Landwirthschaft und die Viehzucht, so einträglich sie auch für das Entlebuch ist, nicht alle Bewohner ernähren kann, eine Industrie zu fördern, bei welcher das rechte Familienleben erhalten wird. Die Seidenweberinnen im Canton Zürich sollen zwar auch nicht alle Tugendheldinnen sein, aber da sie ihren Webstuhl im Hause haben, ist doch das Zusammenleben mit den Eltern und Verwandten eine Schutzwehr, die bei dem Fabrikleben verloren geht. Für solche Hausindustrie ist übrigens Pfarrer Elmiger in seiner nie ermüdenden Sorge für das Wohl seiner Gemeinde auch thätig, indem er sich mit einem bedeutenden Industriellen in Verbindung gesetzt und das Roßhaarflechten zu einem auch für Kinder geeigneten Erwerbszweige gemacht hat. (Im Sommer 1866 ist der Schnabel, durch drei der weiblichen Insassen angezündet, niederge-

brannt, soll aber wieder aufgebaut werden. Die Schuldigen sind zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilt.)

In Schüpfheim besuchte ich auch das neben dem Dorfe liegende Kapuzinerkloster. Die Abendsonne schien in das Refectorium, wo die braunen Väter mit grauen Bärten soeben ihr frugales Abendessen beendigt hatten. Zu Ehren der Gäste wurde der Wasserkrug mit einem Weinkruge vertauscht und wir verplauderten gemüthlich ein Stündchen mit den Alten, die mir aus ihrem Leben erzählten, das zwar einfach abläuft, aber doch großentheils ein Wanderleben ist und daher Welt und Menschen kennen lehrt. Besonders interessant war es mir, ein Näheres über die Verfassung dieses um die Reformationszeit (1528) in Italien als eine Abzweigung vom Franziskanerorden gestifteten Ordens zu erfahren. Diese Verfassung ist ganz demokratisch, was sich besonders in der kurzen Amtsdauer der Vorsteherschaft eines Klosters, des Guardians und des Vicars zeigt, womit die regelmäßige häufige Versetzung von einem Ort zum andern in Verbindung steht. Der Guardian des Klosters Schüpfheim von heute ist vielleicht übers Jahr ein einfacher nicht distinguirter Pater in Appenzell. Die Installirung der Kapuziner in Schüpfheim im Jahre 1654, gleich nach dem schweizerischen Bauernkriege, hatte eine politische Tendenz: die Regierung von Luzern bedurfte dieser geistlichen Hülfe, um die unruhigen Entlebucher wieder in eine gesetzliche Ordnung zu bringen. Jetzt haben die zahlreichen Kapuziner in der Schweiz wohl kaum eine politische Bedeutung; als

populäre Himmelsboten wandern sie durchs Land, haben immer einige Predigten in Bereitschaft, um auszuhelfen, wo es wegen einer Vacanz oder der Krankheit eines Pfarrers Noth ist, machen in einsamen Hospizien im Gebirge, wie in Realp, gute Wirthe und befleißigen sich in den Klöstern, abgesehen von der Erfüllung der geistlichen Pflichten, welche ihnen die Ordensregel auflegt, mit Vorliebe der Zucht der Schnecken (Helix pomatia), welche sie in der Fastenzeit als Delikatessen freundlich auch den Laien mittheilen; genug, ihre Thätigkeit ist vielseitig. Wenn man in früherer Zeit diesem Orden, vornämlich im Gegensatz zu den gelehrten Benediktinern, den Vorwurf der Unwissenheit machte und wohl gar meinte, die Unwissenheit gehöre zu ihrem Ordensgelübde, so ist gegenwärtig ein Fortschritt ihrer Bildung sehr sichtbar. Einer der jüngeren Patres in Schüpfheim, der mir auf meine Bitte seine unendlich einfache Zelle zeigte, hatte dort eine recht ansehnliche Privatbibliothek; ein anderer ist ein ebenso ausgezeichneter Photograph wie gewaltiger Volksredner, ein dritter zeichnet sich als Pomolog aus und ist ein wahrer Pädagog und Heilkünstler in der Baumwelt, so daß Schüpfheim und die Umgegend ihm besonders die Veredelung des Obstes danken. Die Popularität der Kapuziner beschränkt sich nicht auf die katholischen Kreise, sondern in einer Richtung genießen sie auch ein großes Vertrauen bei den Reformirten. Wenn jemand bestohlen ist, so werden sie angegangen, durch Beten das Gestohlene wieder herbeizuschaffen oder den Dieb ausfindig zu machen.

So ist es in Rapperswyl am Zürichsee und so auch in Schüpfheim, wohin gar häufig die reformirten Emmenthaler in solchen Fällen sich wenden. Ein glaubwürdiger Mann in Schüpfheim erzählte mir folgendes Stück, das ich als hübsches Genrebild meinen Lesern nicht vorenthalten will. In Trueb, einer hochgelegenen an das Entlebuch grenzenden Gemeinde im Bernergebiet, war einem Manne ein Pflug vom Felde gestohlen worden. Er wandert mit seinem Nachbar nach Schüpfheim, um die Sache bei den Kapuzinern in Ordnung zu bringen und die Patres versprechen, ihr Mögliches zu thun. Darauf begeben sich die Beiden ins Wirthshaus zum Kreuz, wo neuer Birnenmost geschenkt wird, den sie sich um so besser schmecken lassen, da sie diesen süßen Trank bei sich zu Hause nicht haben. Auf dem Heimwege fühlt der Eine unliebsame Schmerzen im Unterleibe und sagt zu seinem Begleiter: „Die Kapuziner beten jetzt wohl." „Das glaube ich, ich habe ja dafür gezahlt." Als die Schmerzen heftiger werden, fährt jener fort: „Ich kann es nicht länger aushalten, Nachbar, ich will dir gestehen, daß ich den Pflug genommen habe; laß uns schnell zu den Kapuzinern zurückgehen, sonst beten sie mich, chagudonner, todt!" So wirkte der Most als Polizeicommissär und erhöhte den Credit der Kapuziner.

Zwei Stunden von Schüpfheim, nach dem bernerischen Emmenthal zu, liegt der letzte Hauptort des Entlebuchs Escholzmatt, in der Volkssprache Eschlismatt, wie auch ein Bach daneben Eschlisbach heißt. Wenn man an einem

schönen Tage auf der großen Straße dahin wandert, so hat man Gelegenheit, die ganze Scenerie des Landes, wo das Starke mit dem Zarten sich verbindet, zu bewundern. An die grünen, zumal auf der ersten Wegstrecke noch reichlich mit Obstbäumen bedeckten Wiesen zu beiden Seiten reiht sich sanft ansteigendes Hügelland mit Tannenwäldchen schattirt und zwei große Gebirgsmauern, aus Bergen von sehr verschiedenem Charakter geformt, schließen das lange breite Thal ein. Bergströme und Waldbäche schießen zusammen, um mit vereinter Kraft sich den Weg zu bahnen und manche kleine Stromschnelle zu bilden. Nahe bei Schüpfheim verbindet eine bedeckte hölzerne Brücke die Ufer der schäumenden Weißemme und an dieser Brücke findet sich noch eine Erinnerung an den unglückseligen Sonderbundskrieg in den Spuren, welche eingeschlagene Kanonenkugeln zurückgelassen haben. Hier leisteten die Luzerner der Uebermacht der berner Division unter Ochsenbein am 22. November 1847 hartnäckigen Widerstand. Auch die Kirche von Schüpfheim wurde von den eidgenössischen Kugeln erreicht; man sieht an der innern Wand eine eingemauerte große Kanonenkugel. Links vom großen Wege, nahe bei Escholzmatt, zeigten mir meine Begleiter ein historisches Denkmal ganz anderer Art, ein niedriges Bauernhaus, die Geburtsstätte Christian Schybi's, eines der kühnen Führer im Bauernkriege. In der Schweiz sind nicht wenige solcher Hütten erhalten, wo einst im engen Kämmerlein eine Wiege stand, an welcher niemand dem Knaben eine bedeutende

Zukunft prophezeite. Es sind aus manchen Hütten große Männer, aus manchen Pallästen kleine Männer hervorgegangen. Mag der Ort, wo in Bürglen die Hütte Tell's gestanden haben soll, dem Reiche der Fabel angehören, wie das Haus, welches bei Stans als Heimat Arnold's von Winkelried gezeigt wird, die unscheinbare Geburtsstätte Waldmanns, des großmächtigen züricher Bürgermeisters, im kleinen Dorfe Blickenstorf im Canton Zug, das niedrige Wohnhaus Uli Rotach's, des appenzeller Helden in der Schlacht am Stoß, die Holzhütte bei Wildhaus im Toggenburg, in welcher Zwingli das Licht der Welt erblickte, darf man als authentisch nehmen.

Kühn erhebt sich als Schluß des entlebucher Gebirges das Rothhorn (7238'), welches vor einigen Jahren bestimmt war, dem Rigi Concurrenz zu machen, aber darin nicht glückhaft gewesen ist. Ein Wirth hatte dort ein Gasthaus gebaut und lockte auch anfangs manche Touristen an, die von der großen Aussicht entzückt waren; als aber die Landstraße durch das Entlebuch ihre frühere Frequenz verlor, stellten sich auf dem Rothhorn nur noch wenige Wanderer ein, welche der breitgetretenen Pfade überdrüssig waren, und durch einen für den Wirth glücklichen Zufall brannte das genugsam assecurirte höchste Haus im Entlebuch an einem Winterstage ab. Jetzt ist aber eine neue Unternehmung der Art wieder im Werke. — Größeres Interesse als das Rothhorn hat für den Naturforscher wie für den Sagenjäger ein rauhes Kalksteingebirge, die „Schratten", das sich von der

Landstraße wie eine lange unübersteigbare mit Felszacken palisadirte Mauer ausnimmt. Die Schratten sind dasselbe, was man anderswo Karren und Karrenfelder nennt, durch Verwitterung in die schroffsten Formen gebrachte Kalkfelsen. Auf der Oberfläche der Schratten findet man die Gesteine oft in der merkwürdigsten Weise ausgehöhlt und durchlöchert. Zwischen den einzelnen Felsen starren bald da bald dort viele Klafter tiefe Höhlen, wo im Sommer die Sonne den Schnee nicht erreicht. Eine Wanderung über dieses Steinfeld ist grade dieser Tiefen wegen äußerst gefahrvoll; ein Fehltritt und der kühne Steiger liegt begraben, wo ihn keine rettende Hand erreicht. Im Winter ist die Schratten darum ein sicherer Zufluchtsort der Gemsen, die im kühnen Sprunge über Abgründe eilen, welche dem Fuße des Jägers unzugänglich sind. Ueber diesem größten Karrenfelde der Schweiz ragt ein Felsenkopf, der Scheibengütsch, hoch hervor und unter der steilen Fluh ist eine tiefe Höhle. An dieses rauhe Gebirgsstück hat sich eine Sage angesetzt, wie sie auch sonst bei Gletschern und vegetationsleeren Felsregionen vorkommt, aber doch in ihren Formen variirt. Aus dem Volksmunde vernahm ich über die Schratten Folgendes. Ein Mann besaß dort oben eine schöne große Alp und hatte drei Söhne, von denen einer blind war. Nach dem Tode des Vaters kam es zur Theilung der Alp und der Blinde sagte zu den Brüdern: „Ihr werdet wohl brüderlich theilen, wie der Vater auf dem Sterbebett es Euch aufgetragen hat; ich kann ja doch nicht beurtheilen, was Ihr macht.“ Aber die

zwei Brüder theilten nicht brüderlich, sondern gaben dem Blinden das schlechteste Stück der Alp. Da kam in der Nacht ein Unwetter und am Morgen war die Alp in ein ödes Gestein verwandelt; nur das Stück des Blinden blieb unverändert und noch jetzt hat der kahle Berg eine kleine Alp, die zwar nicht üppig, aber doch nutzbar ist. Der ewige Jude hat aber noch die ganze grüne Pracht des Berges gesehen. Dieser ruhelose Wanderer ist oft durch das Entlebuch gekommen und hat auch noch geschaut, wie im Kragen (Gemeinde Flühli) ein Weinberg stand, wo jetzt nur grüne Matten sind. — Eine Sage, so lange das Volk daran glaubt, erhält Zuthaten im Volksmunde und wenn sie niedergeschrieben und bearbeitet wird, sind Ausschmückungen sehr gewöhnlich. So ist es auch jener einfachen Sage ergangen. Es werden zwei Brüder, von denen der eine blind war, aufgeführt, welche anfangs gemeinsam den ganzen fruchtbaren Berg benutzten, dann aber zu theilen beschlossen. Bei der Theilung wurde das Vertrauen, welches der Blinde dem Bruder schenkte, von diesem in maßloser Weise gemißbraucht und als jener, dem es hinterbracht war, ihn deshalb zur Rede stellte, schwur er, der Teufel solle seine ganze Weide zerreißen, wenn er den blinden Bruder übervortheilt habe. Da erbebte der Berg; der Teufel erschien und kratzte von der Weide des Betrügers alle Erde weg, so daß man in dem nackten Felsen überall die Spuren seiner Krallen sah, die Weide des Blinden aber blieb unversehrt. Es wird auch einer Tochter des sehenden Bruders eine Rolle zugetheilt.

Als viele junge Burschen um die Hand des reichen jungen Mädchens warben, versprach sie demjenigen ihre Hand, der die steile Wand des Scheibengütsch ersteigen würde, und so mancher dieses wagte, so mancher fand dabei seinen Tod. Als aber der Teufel das Strafgericht übernahm, schleuderte er den ungerechten Vater und die herzlose Tochter in die tiefe Höhle unter dem Scheibengütsch. Dort bewacht sie nun ihren Schatz. Der Glaube an diesen Schatz lebt noch im Volke und man erzählt als Thatsache, daß vor einigen Jahren bei der Höhle ein unbekannter Mann todt gefunden worden sei, neben dem Werkzeuge lagen, welche darauf schließen ließen, daß er in die Höhle habe eindringen und den Schatz graben wollen. Es ist auch noch nicht lange her, daß der Pfarrer in Flühli von zwei Männern aus dem Gäu um seine geistliche Hülfe angesprochen wurde, um den Schatz zu heben, den das „Scheibenmaitli" bewache. Eine Sage erhält sich am längsten, wenn sie von einem Schatze meldet.

Wollte ich hier meine Beschreibung des Entlebuchs schließen, so würde mein junger Freund von Flühli Einsprache thun, weil ich das interessanteste Stück des Landes, sein Flühli und den Sörenberg bei Seite gelassen habe. Ich will daher unter seiner Führung und Mittheilung über den Boden seiner Kindheit die Excursion wagen.

Während das Thal von Escholzmatt sich gen Westen zieht, liegt das Flühli mehr gen Süden. Dazwischen erstreckt sich wie ein eingetriebener Keil der Höhenzug der Beuchlen mit seiner vordersten Spitze, dem G'steig. Anfangs zieht

sich der Weg längs dem rechten Ufer der Emme leicht dahin, plötzlich aber tritt das Gebirge hervor und im gewaltigen Sprunge erhebt sich die Bergstraße fast bis zu dessen Mitte. Auf dem höchsten Punkte derselben steht eine Kapelle, dem St. Nikolaus geweiht. Dann geht es vorwärts, hoch über dem Flusse, der in der Tiefe seine Fluthen grollend durch das Bett wälzt, das er sich in Jahrhunderten durch die Felsen gegraben hat. In dieser schaurigen Tiefe, zwischen den starrenden Felsen, ist der Sitz manch' eines gespenstigen Wesens, von dem der Volksmund grausliche Dinge berichtet. Es zeigt sich hier, wie sehr der Charakter eines Volkes von der Configuration seines Bodens abhängt. Wilde Gebirgsgegenden, wo die Natur dem Menschen in den gewaltigsten Formen entgegentritt, wecken die Phantasie, drücken aber zugleich den Erzeugnissen derselben etwas Düsteres, Resignirtes auf. Der Mensch beugt sich vor seiner riesigen Umgebung wie vor einer höhern Macht, die unerbittlich auf seinem Schicksal lastet. So haben denn auch alle Sagen und die Lieder, in welche sie gekleidet sind, bei den Bewohnern dieses rauhesten Theils des Entlebuchs eine düstere Schattirung und die Melodien ihrer Lieder enthalten viele Mollaccorde. Es ist ja dasselbe bei den Anwohnern des gewaltigen, unendlichen Meeres.

Doch verfolgen wir unsern Weg weiter. Den Berg entlang führt er in vielen Krümmungen und Windungen, bald durch einen dunkeln Tannenwald, bald über grüne Weide. Häufig ist hier der Berg besäet mit großen Stein-

blöcken, welche die überhängenden Felsen im Zorne von ihren Häuptern geschüttelt haben. Hinwieder steht hart an der Straße ein einfaches Kreuz als frommes Zeichen eines geschehenen Unglücks und da und dort erhebt sich eine Kapelle, irgend einem beliebten Volksheiligen gewidmet. Auch in diesen Symbolen der Religiösität äußert sich ein Zug des Volkscharakters, der in dem Charakter der Gegend seine psychologische Erklärung findet. Die gewaltige Natur stellt es dem Menschen stündlich vor Augen, daß eine höhere Macht über ihm waltet, daß seine schwachen Kräfte nirgends genügen. Da erfaßt denn der einfache Bergbewohner die höhere Macht, die ihm in einer seiner Fassungskraft angemessenen Gestalt gezeigt wird, mit aller Energie, deren sein Wesen, das der Natur seines Landes an Stärke und Intensität gleicht, fähig ist. Wird dieser Zug zum Religiösen aber mißleitet, so führt er, grade seiner intensiven Natur wegen, zum schrecklichen Aberglauben und Fanatismus.

Unsere Bergstraße führt uns bald mehr bald weniger nahe den Ufern der Emme immer tiefer ins Gebirge hinein. Die Thalsohle wird zuweilen etwas breiter, wo ein Waldbach, von den Bergen herab zur Emme stürzend, ein Erosionsthal gebildet hat, das dann mit dem Hauptthal am Einfluß zusammenwächst. Es entstehen so kleine Thalkessel, indem vor und hinter diesen Bachgründen die Berge wieder schroff zusammentreten. Hier hauptsächlich findet sich der geringe Acker- und Wiesenbau, welcher neben der Viehzucht im Thale möglich ist. Die Waldströme haben nämlich all-

mälig über den Steingrund eine Humusdecke angeschwemmt, die ziemlich fruchtbar ist. Damit aber die Menschen derer nicht vergessen, denen sie diesen Boden verdanken, schwellen die Bäche bisweilen zu einer furchtbaren Höhe an und verheeren und versteinern im Augenblick, woran sie Jahrhunderte gearbeitet haben.

Im größten und reichsten dieser Thalkessel, der gebildet ist durch den Zusammenfluß des von den obwaldner Bergen herabkommenden Rothbachs mit der Emme, liegt das Dorf, das dem ganzen Thal den bezeichnenden Namen Flühli (von Fluh) gegeben hat. Der Name kommt wohl daher, daß grade über dem Dorfe sich die Schafmatt erhebt mit zwölf nackten Felsenstirnen, die in einer Richtung an einander gereiht sind und eine Fluhwand bilden, die Schwändelifluh. Wenn an einem schönen Herbstabend die Sonne ihre letzten Strahlen an diese Kuppen sendet und sie mit dem feurigsten Golde verklärt, bis allmählig die Dämmerung an ihnen hinaufsteigt und sie endlich ganz in Schatten hüllt, so ist das eine ergreifende Naturpoesie. Die Flühe machen in dieser wunderbaren Beleuchtung den Eindruck von lebenden Wesen, von Riesen, zur Wache gesetzt über das friedliche Thal. Man glaube nicht, daß der einfache Aelpler unberührt bleibe von solchem Anblick, wenn ihm auch die Worte fehlen, in welche mein junger Freund seine von den Jahren der Kindheit an gereifte Poesie kleidete. Wenn, sagte er, der ferne blaue Horizont in seiner Unendlichkeit eine wunderbare Sehnsucht erregt, so daß man fortwandern möchte,

ohne zu wissen wohin, so haben diese Bergstirnen in ihrer magischen Beleuchtung über mich eine nicht minder bezaubernde Macht. Daraus erkläre ich mir die leidenschaftliche Liebe, mit der ich seit früher Jugend an diesen Flühen herumstieg. Es ist ein verstärkter Funke Unendlichkeit in diesem herrlichen Stück Natur und dieser Funke steht mit dem, der in der Brust des Menschen selbst ruht, in einem geheimnißvollen Zusammenhang.

Die Schwändelifluh wie die Spitzen der umliegenden Berge sind mit hellleuchtenden Kreuzen geziert, die man Wetterkreuze nennt, weil sie nach dem frommen Glauben der Flühler die furchtbaren Hochgewitter, welche oft in diesen Bergen wüthen, verscheuchen. Mag auch noch so oft ein Gewitter ungestört über die Wetterkreuze hinziehen, das Vertrauen auf dieselben wankt doch nicht und die Leute werden oft sehr subtil in ihren Erklärungen über die Herkunft des Unwetters, um nur die Kraft ihrer Wetterwender zu retten. Immerhin machen diese mit Blech beschlagenen Kreuze einen heimeligen, wohligen Eindruck, wenn sie von den höchsten Bergspitzen, aus der großartigen und vom menschlichen Treiben ungestörten Einsamkeit hervorleuchten.

Wo jetzt das Dorf Flühli mit seinem recht stattlichen Häusercomplex, seiner schönen auf einem kleinen Felsen gebauten Kirche und seiner Glasfabrik sich ausdehnt, da stand noch im vorigen Jahrhundert blos ein einziges Haus. Die ganze Gegend war damals Hochwald und Gemeingut der Gemeinde Schüpfheim. Im Anfange dieses Jahrhunderts

wurde Flühli eine Pfarrgemeinde und erst später eine politische Gemeinde.

Folgen wir nun weiter unserer Führerin, der Emme, so bringt sie uns zunächst an der Glasfabrik vorbei, wo schwarze Gesellen an der Feuersgluth sich tummeln. Der gegenwärtige Pfarrer von Flühli hat ihre Arbeit trefflich geschildert in einem Liede mit den Worten:

„Sie näi füürigi Seele zum Oefili us
„Und blase, nei luegit, schöne Gütterli d'rus."
[Sie nehmen feurige Seelen zum Ofen aus
Und blasen, seht doch, schöne Fläschchen daraus.]

Die Straße geht stets dem steinbesäeten Bette des Flusses entlang. Ringsum erheben sich kleine Häuschen auf ebenso kleinen Gütern, die mit Steinwällen abgegrenzt sind. Höher an den Bergen hinauf gehen diese Gütchen mit Wiesenbau über in große Weidestrecken, wo im Sommer hunderte von Kühen das Thal mit ihrem frohen Geläute erfüllen und den Sennen die Milch geben zur Bereitung der köstlichen Käse, die unter dem Gattungsnamen Emmenthaler gehen, obgleich die feinsten derselben von den Höhen des Entlebuchs stammen. — So geht es nun weiter, immer nach Süden, bis die Emme und mit ihr die Bergstraße plötzlich eine Wendung gegen Südosten macht und zum Thal des Sörenbergs führt. Dieser selbst ist eine Filiale der Pfarrei Flühli. Im Sommer versieht hier ein Kapuziner die Seelsorge der zahlreichen Aelpler wegen, die dann das Hochthal bewohnen; im Winter dagegen ist es fast leer von Menschen und die Alphütten schlafen unter einer riesigen Schneedecke.

Beinahe in der Mitte des Thales erhebt sich die hübsche Kapelle zu Ehren der Jungfrau Maria. Daneben steht ein kleines Wirthshaus, wo im Sommer die jungen Bursche die Sonntagnachmittage mit frohem Gesang und Kegelspiel zubringen. Die Kapelle und das Wirthshaus machen zusammen den ganzen Weiler aus; die übrigen Häuser und Sennhütten liegen weithin im Thale zerstreut. Bei der Kapelle überschaut man eine wahrhaft schöne Gebirgslandschaft, die ich den Reisenden, welche nicht nach einem Buche in usum Delphini reisen, sondern wie ich gern auf Abwege gehen, angelegentlich empfehle. Zur Rechten erglänzt das blasse Antlitz der schon oben erwähnten Schratten, der man hier sehr nahe gekommen ist. Man sieht, wie der Berg bis zum letzten Drittel seiner Höhe mit Weiden und Tannenwäldern bedeckt ist, wie von da auf einmal jede Spur von Vegetation verschwindet, und eine Stunde in die Länge, etwa eine Viertelstunde in die Breite starrt dem Auge ein einziges blendendes Felsenmeer entgegen. Links von der Schratten und grade gegenüber dem Sörenberg erhebt sich wie eine riesige Mauer der Brienzergrat, der das Entlebuch vom berner Oberlande scheidet. Zwischen der Schratten und diesem Höhenzuge führt ein schmaler Engpaß in das Emmenthal. Der Brienzergrat selbst zieht sich dann parallel mit dem Thal von Interlaken und Brienz bis an die Grenze von Obwalden hin. Da schließt er sich an das gewaltige Rothhorn, dessen Kuppe man vom Sörenberg aus links herableuchten sieht, wo die drei Cantone Luzern, Bern und

Obwalden an einander stoßen, was durch einen Stein kenntlich gemacht ist. Im Rücken des Sörenbergs liegt endlich die „Haglere“ als Grenzscheide gegen Obwalden. Der Name ist sehr bezeichnend, denn kein Berg schickt so viele Hagelwetter ins Thal als dieser. Wo er sich ans Rothhorn lehnt und so das Thal nach der Südostseite schließt, da ist die Wiege der Emme. Fast könnte man hier mit der Hand die Quelle aufhalten, aus der die stürmische Tochter des Berges hervorbricht, die schon da, wo sie an der Kapelle vorbeizieht, sich ein breites steiniges Bett bereitet hat, und wenn heftiger Regen die Waldbäche schwellt, dann wird auch die Emme wild, zertrümmert Stege und Brücken und wälzt große Holzmassen, ja selbst schwere Steinblöcke vor sich her. Hat sich dann endlich wieder die Wuth des Flusses gelegt, so findet man nicht selten, daß er jetzt in ganz veränderten Windungen sich in den Steingrund eingewühlt hat als vorher. Bei andauerndem schönen Wetter fällt der Wasserstand der Emme, namentlich im Sörenberg, wo sie noch nicht fern von ihrem Ursprunge ist, oft so sehr, daß sie trockenen Fußes fast überall durchschritten werden kann; aber das breite Steinbett, sowie die vielen Wuhren und Dämme, die sog. Schwellenen sind doch deutliche Zeugen von der gefährlichen Natur des harmlos scheinenden Gewässers.

Unwillkührlich wird man nach Betrachtung der schroffen wilden Bergesnatur dieser Gegend, da doch die Menschen zum großen Theil von ihrer Umgebung zu dem gemacht

werden, was sie sind, zu Reflexionen über den Charakter der Flühler hingeleitet, und einzelne Andeutungen darüber habe ich schon im Laufe meiner Wanderskizze gemacht, aber ich muß es auch bei Andeutungen bewenden lassen. Leicht erkennt man einen Menschenschlag, der gestählt ist in der kräftigen Bergluft, ohne durch Stahlpolitur zu glänzen, aber um ein Lebensbild der Flühler geben zu können, dazu müßte man längere Zeit mit ihnen leben. Es giebt jedoch Tage, an denen es leicht wird, manchen Ausdruck ihrer Individualität zu erfassen; es sind die Tage ihrer Volksfeste, und wir können sicher sein, freundlich empfangen zu werden, wenn wir an einem solchen Tage zu ihnen herantreten, womöglich ohne Lorgnon à cheval und ähnliche Zeichen höchster Civilisation.

Der Volkscharakter spiegelt sich nur dann in den Volksfesten, wenn diese ihrer natürlichen Ursprünglichkeit noch nicht entkleidet sind. Das Letztere kann man freilich im Entlebuch nicht mehr von allen sogenannten Volksfesten sagen. Es giebt da Schützenfeste, Sängerfeste, Turnfeste, die immer mehr zu Nachahmungen der eidgenössischen Feste dieser Art werden und bei denen das wahre Volk sich wenig betheiligt. Aber eine Art von Volksfesten giebt es doch noch im Entlebuch, wo der eigentliche Entlebuchergeist in seiner ganzen Natürlichkeit zum Vorschein kommt. Es sind dies die Aelperkilbenen. Auf bestimmten Alpen wird nämlich alljährlich an einem Sonntage mitten im Sommer eine Messe gefeiert. Ein Geistlicher aus dem Thale bringt die

geweihten Geräthe zur Stelle und es wird dann möglichst gut ein Altar improvisirt, häufig in einem Stalle, der den meisten Raum bietet. Der Geistliche erhält für diese Function in der Regel ein Mäß „guten feisten Käs", d. i. 30 Pfund. In vielen alten Urkunden kommt diese Gabe in der Form einer Auflage auf die Alp vor.

Versetzen wir uns, um an dieser Feier Theil zu nehmen, auf die Alp Sewen am Feuerstein. Schon auf dem Wege dahin gesellen sich da und dort Thalbewohner zu uns, die dem gleichen Ziele zustreben. Als wir bei der Sennhütte ankommen, finden wir schon ganze Schaaren von Landleuten in ihrem Sonntagsstaate von Schafwolle ringsum im duftenden Grase gelagert. Der Geistliche bereitet eben noch den Altar; dann giebt der Meßner mit einer kleinen Glocke ein Zeichen und entblößten Hauptes treten die Gruppen in den Stall. Einer der Aeltesten der Anwesenden beginnt dann mit lauter Stimme das Rosenkranzgebet und während der Feier der Messe wird dieses von der ganzen Versammlung laut gebetet. Nach geendetem Gottesdienst verfügt man sich wieder ins Freie und beginnt nun von den mitgebrachten Vorräthen von Käse, Butter, „Chüechli und Chrapfe", das Mittagsmahl zu halten. Das einzige Thema der Unterhaltung bildet dabei das Kampfspiel des Nachmittags und die große Frage, ob wohl Brienzer oder Länder, d. h. Leute aus Obwalden, da seien oder kommen werden, die es mit den Entlebuchern versuchen wollen. Jeder stämmige Bursch wird mit Kennerblicken gemustert und schon zum

Voraus beurtheilt. Allmählig treten dann die Schwinger zusammen, zögernd und mißtrauisch einander mit den Blicken messend. Nach vielem Hin- und Herreden, nach hundert Verklausulirungen, welche die vorsichtigen Kämpfer machen, kommt endlich der Schwingvertrag zu Stande. Die Entlebucher bilden die eine Partei, die Länder die andere. Von jeder Seite werden dann je zwei einander zugesellt, die sich an Stärke ungefähr gleich zu kommen scheinen. Nun geht es jubelnd auf den Schwingplatz, welcher auf den Kilbi-Alpen seit uralter Zeit stets derselbe ist. Unterdessen haben schon, lange vor Beginn des eigentlichen Schwingens, die Knaben nach Art der Erwachsenen sich herausgefordert und dabei, wenn auch weniger Kraft und Kunst, doch ebenso viel Ehrgeiz an den Tag gelegt. Jetzt aber werden sie verdrängt und verkriechen sich in die Zuschauermenge, die schon einen dichten Kreis gebildet hat. Zuerst tritt das Paar auf, welches das schwächste zu sein schien. Nach einem biedern Händedruck, dem stillen Gelübde ehrlichen Kampfes, erfassen sich die kräftigen Arme, die Muskeln spannen sich an, das Gesicht der Kämpfer glüht, ihre Brust keucht. Lange halten sie sich im Schach und lauern gegenseitig auf eine Blöße. Kein Laut wird gehört von den Zuschauern; alle Blicke ruhen auf den Kämpfern. Der Kreis wird enger und enger, indem die aufgeregten Zuschauer sich vorwärts drängen und nur mit Mühe gelingt es dem Geistlichen, der; selbst ein Landeskind, mit der größten Spannung dem Kampfe zuschaut, so wie einigen ältern Männern, die früher selbst Schwinger

waren, jetzt gleichsam eine leitende Autorität sind, die Ordnung zu erhalten. Da plötzlich erhebt sich ein Freudengeschrei, daß es weithin in den Bergen wiederhallt. Der erste Länder ist besiegt. Mit wechselndem Glück kämpfen nun auch die andern Paare, von welchem das folgende immer tüchtiger ist als das vorhergehende, und grade darum wächst die Spannung der Zuschauer immer mehr. Endlich tritt das letzte Paar in die Schranken, zwei Aelpler von riesigem Wuchse. Die entblößten Arme verrathen eine eiserne Muskelkraft. Lange schwankt der Sieg, bis einer geworfen wird. Mit hochrothem Gesicht und keuchender Brust geht der Sieger zu seiner Partei, die ihn mit Jubel empfängt. Er wirft sich ermüdet ins Gras, trinkt ein Glas Wasser und nimmt eine abgepflückte Blume in den Mund, um die innere Aufregung durch Kauen zu dämpfen. Die ältesten seiner Genossen umstehen ihn und es wird ihm eine Kampfregel oder eine List ins Ohr geflüstert und dasselbe geschieht auf der andern Seite. Nach kurzer Pause ist der Kampf wieder aufgenommen und allendlich bleibt Sieger, wer in den üblichen drei Gängen den Gegner zweimal geworfen hat. Nun erhebt sich ein froher Tumult und der Preis, ein schönbebändertes und mit Blumen bekränztes Schaf wird in den Kreis geführt. Der Sieger kann aber den Preis nicht eher in Empfang nehmen, als bis er die Aufforderung erlassen hat, ob ihm noch jemand den Preis streitig machen wolle. Dies wird jedoch selten versucht. Bald durchtönt der Name des Siegers jede Hütte und der Enkel wird nicht müde, der

alten Großmutter von dem Helden des Tages zu erzählen.

So feiern die Entlebucher ein wahres Volksfest in der alten biderben Weise und hängen daran mit ganzer Seele, denn es ist ja ein Erbtheil der Väter, während sie den civilisirten Festen theilnahmlos zuschauen, denn diese sind aus der Fremde gekommen und gegen alles Fremde sind wenigstens die Bewohner der von der großen Straße abgelegenen Berggegenden sehr mißtrauisch, ein Charakterzug, der aus der Abgeschlossenheit ihrer Wohnsitze sich leicht erklärt.

Ich habe mich im Entlebuch bemüht, „Land und Leute" kennen zu lernen und aus der Betrachtung des Zusammenhanges von Land und Leuten manchen Zug zu einem Gesammtbilde der Entlebucher gewonnen. Der Charakter eines Volkes und die hervorspringenden Eigenschaften desselben stehen aber mit der Geschichte des Volkes nicht minder im Zusammenhang als mit dem Klima, der Bodenbeschaffenheit, der Lage des Landes und bei Völkern von stark prononcirter Eigenthümlichkeit, wie bei den Engländern, läßt sich dieser Zusammenhang so leicht wie deutlich nachweisen. Ein ethologischer Versuch der Art an den Entlebuchern würde keine undankbare Aufgabe sein. Es ist die Ansicht der Nachbarn, die Entlebucher seien eigenthümliche Leute und die Entlebucher wollen auch nicht bloß Gattungsmenschen sein, sie wollen verschieden sein von den Gäuern, womit sie die nicht zum Entlebuch gehörigen Bewohner des Cantons Luzern bezeichnen und haben trotz langer staatlicher Zu-

sammengehörigkeit für diese keine besondere Vorliebe, so daß sie sich sogar, ungeachtet confessioneller Verschiedenheit, mehr zu den Emmenthalern hingezogen fühlen. Gebildete Entlebucher machen wohl geltend, daß die Entlebucher Burgundionen seien, die Luzerner Alamannen, aber es möchte doch schwer sein, den Charakter der Entlebucher und die Abneigung gegen Luzern, soweit sie vorhanden ist, daraus zu erklären. Dagegen giebt die Geschichte des Entlebuchs darüber mehr Aufschluß.

Das Entlebuch stand einst mit Luzern im Burgrecht und in der Schlacht von Buttisholz 1376 waren es besonders die starken Entlebucher, welche das Heer der Luzern bedrohenden sog. Engländer oder Gugler unter dem Grafen Ingelram de Coucy schlugen. Aber nach der Sempacher Schlacht 1386 gestaltete sich das Bundesverhältniß des Entlebuchs mit Luzern zu einer Abhängigkeit jenes Landes von der Stadt, welche, wie ein neuerer luzerner Geschichtsschreiber sagt, die Freiheit wohl für sich, aber nicht für andere wollte. Seitdem haben die „wildfreien" Entlebucher zu verschiedenen Zeiten gegen die unterthänige Stellung protestirt und sind nicht durch wiederholte Strenge der gnädigen Herren zahm geworden. Eine tragische Episode bildet in ihrer Geschichte die Hinrichtung des Pater Amstalden im Jahr 1478. Dieser, seines Zeichens Weibel und Wirth in Escholzmatt, war Hauptmann der Entlebucher im Burgunderkriege gewesen. Der „wohlbemittelte, frohe, muthige Mann, an dessen Mund und Redlichkeit sein Volk hing"

(Worte Joh. von Müllers) ließ sich zu dem Glauben verleiten, das Entlebuch könne ein eigner Stand werden, es bedürfe keinen Landvogt; er mochte sich auch mit der Hoffnung schmeicheln, Landammann seiner Heimat zu werden. Die Sache wurde verrathen und ihm Schuld gegeben, sich mit Feinden der Stadt Luzern in Verbindung gesetzt und einen Ueberfall der Stadt conspirirt zu haben. Das Gericht verhängte über ihn die gemeinrechtliche Strafe des Landesverraths, „daß man ihn dem Nachrichter befehlen, der ab ihm als einem Verräther richten und ihn zu vier Stücken hauen soll und dieselben vier Stücke für die Thore an die vier freien Reichsstraßen henken, da er sich vermessen und Antrag gethan hat, unsre ehrwürdige Stadt, die also löblich von Alter hergekommen ist, zu verrathen und Weib und Kind darin umzubringen." Amstalden bat um Gnade und zeigte die Narben auf seiner Brust, die er so oft dem Feinde bloßgestellt hatte. Da wurde die Strafe in Enthauptung verwandelt; aber der Scharfrichter von Constanz weigerte sich, diese zu vollziehen, indem er sich auf seinen Eid berief, nach den Gesetzen richten zu wollen, und Luzern mußte ihm erst nachweisen, daß der Rath dieser Stadt vom Kaiser Sigismund das Recht erhalten habe, nach Gnaden zu richten. Jene Weigerung des Scharfrichters erscheint uns höchst sonderbar, steht aber in Verbindung und findet ihre Erklärung aus einer Einrichtung im mittelalterlichen Strafverfahren, deren die Rechtsquellen nicht selten Erwähnung thun. Es wird gesagt für den Fall, daß jemand wegen eines todes-

würdigen Verbrechens verurtheilt sei, solle man einem freien Manne zusprechen, welchen Tod er verdient habe. Der freie Mann oder Freimann in dieser Formel ist der Scharfrichter, der wissen mußte, welche Strafart aus dem reichhaltigen Strafsystem zu einer Verbrechensart gehöre, daß der Dieb an den lichten Galgen zu henken, der Räuber zu enthaupten, der Mordbrenner zu brennen, der Münzfälscher zu sieden, der Landesverräther zu viertheilen sei.

In Folge eines Bauernaufstandes gegen die Stadt wurde 1513 wiederum ein Entlebucher, der Landesfähnrich Hans Heid hingerichtet, und der schweizerische Bauernkrieg 1653 nahm seinen Anfang im Entlebuch. Die Bauern klagten über Erhöhung der Zölle und Weggelder, über Monopole, über Strenge und Ungerechtigkeit der Beamten und ein Münzmandat, das den Werth der Scheidemünze herabsetzte, brachte die Gährung zum Ausbruch. In einer Volksversammlung beim heiligen Kreuz, geleitet von ihrem Bannermeister Johann Emmenegger, schwuren die Entlebucher, nicht zu ruhen, bis ihren Beschwerden abgeholfen sei und rasch gesellten sich Bundesgenossen zu ihnen aus andern Aemtern des Cantons Luzern und dem Bernergebiet. Luzern war in der größten Gefahr und mußte die Hülfe der Eidgenossen anrufen, aber die Bauern, welche von der luzerner Obrigkeit in einer Zuschrift an die Tagsatzung als „verkehrte und aller Vernunft beraubte Menschen" bezeichnet waren, leisteten auch den eidgenössischen Truppen energischen Widerstand und eine Schlacht, in welcher den von Niklaus Leuen-

berg aus dem Canton Bern und Christian Schybi geführten Bauern 9000 Eidgenossen unter General Werdmüller von Zürich gegenüberstanden, mußte wegen Ermattung von beiden Seiten beim Eintritt der Nacht abgebrochen werden. Der Entlebucher Schybi war eine wahre Heldennatur, ein Kraftmensch von ebenso großem Feldherrntalent als Körperstärke. Sein Haupt fiel auf dem Schaffot in Sursee, als endlich der Aufstand unterdrückt war; auch Emmenegger und Leuenberg und viele Andere wurden hingerichtet.

Die Entlebucher kennen ihre Geschichte sehr genau und der Oppositionsgeist, der sich durch diese Geschichte hindurchzieht, ist noch nicht erloschen, obwohl das Verhältniß ihres Landes zu Luzern längst anders geregelt ist als in den Zeiten, wo sie sich gegen die Regierung der Hauptstadt auflehnten. Jüngst ist wieder eine Verstimmung dadurch eingetreten, daß das Entlebuch nicht die gewünschte Eisenbahn erhalten hat, da doch so viel Platz zu einer Eisenbahn vorhanden wäre. Wer die Entlebucher kennt, wird das Wortspiel nicht übel finden, dessen sich ein Reisender, freilich abstrahirend von der Genesis des Namens Entlebuch und dem Wappen des Landes, bediente, als er in ein Fremdenbuch schrieb:

„Jüngst ging ich durch das Entlebuch,
Hab nicht viel Neues gefunden,
Es war noch wie von Alters her,
Noch immer ungebunden.“

VII.

Die Froburg.

Wir lesen in den alten Chroniken von großem Sterben und wenige Städte sind im Mittelalter von einer weitgreifenden Feuersbrunst verschont geblieben. Lawinen haben in der Schweiz oft Häuser und Menschen verschüttet und noch im frischen Gedächtniß ist der Bergsturz von Goldau im Jahr 1806. Doch schrecklicher ist ein Erdbeben, wie es vor fünf Jahrhunderten Basel und die Juragegend heimsuchte, wo die Mutter Erde einen unruhigen Traum abschüttelte. Noch war das Herzeleid nicht überwunden und der Menschenverlust nicht ersetzt, den wenige Jahre vorher (1349) der „schwarze Tod" angerichtet hatte, der „von einem End der Welt zum andern ging, dies- und jenseits des Meeres" und in Basel allein bei 14,000 Menschen weggerafft haben soll, so daß nur drei Familien ganz blieben und der „Tod von Basel" sprichwörtlich wurde. Der berner Chronist Justinger meldet über das Erdbeben: „Da man zählte von Gottes Geburt 1356 Jahr, auf St. Lux Tag des heiligen Evangelisten, kam zu Basel ein großer Erdbidem und ward der am Abend als stark, daß er die große Stadt

mit dem Münster, mit allen Kirchen, Klöstern, Thürmen und allen Häusern niederwarf und verdarben bei 1000 Menschen. Und nach dem Niederfallen ging Feuer an und brannte ein halbes Jahr an einander und kam gar wenig Guts davon, dann es alles verbrann. Da wollten die von Basel ihre Stadt hinter sich geruckt haben gen St. Margreten, aber die von Straßburg und anderen Städten ihnen riethen, daß sie es unterwegen ließen und die Städte alle erboten sich, ihnen in derselben Noth getreue Hilfe zu thun. Also halfen ihnen die von Straßburg, von Freiburg im Breisgau, Colmar, Schlettstadt, Mülhausen, Neuenburg, Reinfelden und andere ihre Stadt räumen. Da huben sie wieder an zu bauen. Es fielen auch viele Burgen um den Rhein und um den Hauenstein nieder." Vielfach werden in den Chroniken diese Burgen und Bergschlösser aufgezählt, deren feste Mauern am St. Lucastage (18. Oktober) zerrissen und in den Abgrund geschleudert wurden und selbst die Grundfelsen sind gespalten. Die Zahl 84 mag übertrieben sein, aber groß war die Menge der plötzlich von den Höhen vertilgten Burgen und das freilich schwer genug heimgesuchte Basel war mit einem Schlage eine bedeutende Anzahl der lästigsten Nachbarn los geworden, denn die meisten Dynasten konnten an den Wiederaufbau ihrer Festen nicht denken. Wer den fortdauernden Kampf der Städtefreiheit und des Feudalwesens im Mittelalter kennt, die Gegenüberstellung des freien stolzen Bürgerthums gegen die übermüthigen Ansprüche des Adels, der ist im Stande, den Vortheil zu er-

messen, der dem sich restaurirenden Basel daraus erwuchs. Während an die öden Trümmer der ehemaligen Raubschlösser sich das alterverkündende Moos ansetzte und wucherndes Gesträuch aus den Mauerspalteu aufschoß, blühte Basel wieder auf in Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, und es ist das üppige Basel geworden, in welchem der Millionär bescheidentlich von sich sagt, er habe ein kleines Privatvermögen.

Unter den Festen, die von den Gipfeln der Berge und Hügel in dem Erdbidem mit einem Ruck herabgeworfen wurden, als wären es Kartenhäuser, war eine der größten der Hauptsitz eines mächtigen Geschlechts, die Froburg am Hauenstein. Gerade fünf Jahrhunderte später wurde der Fuß dieses Berges wieder der Schauplatz einer andern, nicht minder tragischen Begebenheit. Was der römische Geschichtschreiber Sallust als ein Wunder seiner Zeit und als eine nur denen, die es selbst gesehen, glaubliche Leistung menschlicher Verwegenheit hinstellt, daß Berge abgetragen und Meere gegraben werden, das wäre gottlob auch heute noch eine Hyperbel, wenigstens sind es nicht die Berge der Schweiz, die sich versetzen lassen, aber sie zu durchbohren, das ist dem „Genie" der Menschen keine Schwierigkeit mehr und das mußte auch der Hauenstein leiden, als er der schweizerischen Centralbahn im Wege stand. Schwere Opfer forderte aber der Hauensteintunnel und die Geschichte seines Baues ist gar schauerlich. Es war am Donnerstag, dem 28. Mai 1857, als die furchtbare Nachricht sich verbreitete,

daß mehr als fünfzig Arbeiter in einem Schacht des Berginnern verschüttet seien. Vielleicht waren sie rasch erstickt und die meistens jungen kräftigen Männer lagen in dem gemeinsamen feuchten Grabe, vielleicht schwebten sie in der Finsterniß zwischen Leben und Tod und harrten einer möglichen Rettung. Diese wurde auch versucht, und je größer die Schwierigkeiten waren, die sich entgegenstellten, desto energischer wurden die Anstrengungen, um in die Tiefe einzudringen, fortgesetzt. Es zeigten sich die Arbeitsgenossen, die mit den Verschütteten aus verschiedenen Weltgegenden zum gemeinsamen Werke hier vereinigt gewesen waren, als wahre Brüder in der Noth; Schweizer und Deutsche wetteiferten mit einander, wer das Leben wagen solle, aber die riesigen Gestalten der Engländer und Schotten drängten sich immer voran. Wenn einer von denen, die zum Wegräumen der Schuttmasse in den verpesteten Schlund vorgedrungen waren, nach einigen Minuten von seinen matten Kameraden todt oder halbtodt zurückgebracht wurde, so waren sogleich andere in übergroßer Zahl bereit, dem grausen Tode entgegenzugehen. Die Kriegsgeschichte meldet von manchen Helden, die ihr Leben opferten, um einen Mitkämpfer oder Hauptmann zu retten; der Schlachtenruf und die Begeisterung des Kampfes, die sich mit jedem Trommelwirbel und mit jedem Kanonenschuß steigert, macht tollkühn. Der Heldenmuth am Hauenstein war mindestens nicht geringer; hier war nicht die wilde, anfeuernde Poesie der Schlacht, war nicht ein ritterlicher Feind zu vernichten, sondern angesichts einer

grauenhaften Prosa das Leben einzusetzen zur Befreiung der Genossen aus einem Grabgewölbe. Neun lange Tage und Nächte dauerte es, bis man die Gewißheit erlangte, daß alle Mühe vergebens gewesen war. Den Signalhörnern, welche geblasen wurden, als man zwar endlich dem Ziele nahe kam, aber noch nicht einzutreten wagte in die Stickluft, antwortete ein dumpfes Echo, aber kein Leben regte sich. Zuerst fand man darauf sechs, dann in weiteren Gruppen 26 Leichen von Menschen, die augenscheinlich und wohl bald nach der Absperrung erstickt waren; erst nach erneuter Anstrengung auch die übrigen 21, die sich ganz in den Hintergrund zurückgezogen und länger gelebt hatten. Man konnte dies erkennen an einigen Vorrichtungen, welche noch von ihnen getroffen waren. Sie hatten ein Pferd geschlachtet und regelrecht aufgehängt, ein Stück vom Hintertheil des Pferdes abgeschnitten und auf gespaltenes Holz gelegt, aber dieses war nicht angezündet oder das Feuer sogleich wieder erloschen. Es war sogar die Vorsicht gebraucht, die Eingeweide des Thieres in ein Gefäß zu legen und dieses mit Cement zu bedecken. Manche von diesen auf Rettung Harrenden waren im Schlafe vom Tode überrascht worden; die wenig entstellten Leichen lagen in einer Reihe neben einander und einige derselben hatten Strohwische unter ihren Häuptern. Daß ein Brand Veranlassung der Katastrophe gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel; entweder waren von der Schmiede aus, die zur Ausbesserung der Instrumente diente, die hölzernen Gerüste und auch die Steinkohlen in Brand gerathen

oder man hatte zur Luftreinigung Feuer angezündet und dieses hatte um sich gegriffen. Außer den 53 Verschütteten waren 11 von der Rettungsmannschaft todt. Einige derselben wurden von ihren Familien aus der Nachbarschaft abgeholt, die meisten ruhen in einem besondern gemeinsamen Grabe in Trimbach, das, wenn der Mai wiederkehrt, die Blüthenbäume mit einem neuen Leichentuche bedecken. Der ergreifenden Beerdigungsfeier verlieh ein ausgezeichneter Redner, Pfarrer Brosi von Solothurn, die Weihe der Trauerrede, in welcher er von den Todten sagte: Es sind Christen deutscher, französischer, italienischer und englischer Zunge. Die Scheidewand zwischen den Völkern, die das Christenthum einreißt, ist auch hier verschwunden. Bevor aber die menschliche Erfindungskraft Ost, West und Süd mit Nord mittelst des Tunnels verbinden und die Nationen im Leben zusammenbringen konnte, sollten diese vorerst durch den Tod verbunden werden und alle Unterschiede zwischen denselben schwinden. Im Tode sollen und werden wir vereinigt werden — wir werden alle gleich und dadurch erst Kinder Eines Vaters; im Tod hört Befeindung, Eifersucht und jeglicher Krieg, den die menschliche Leidenschaft erzeugt, auf; im Tode ist Friede; derselbe bettet uns zum langen Schlafe, der da dauert, bis wir am großen Tage die Stimme des Sohnes Gottes hören und erweckt hervorgehen aus unsern Gräbern und als Eine Familie Besitz vom Reiche der Liebe nehmen werden.

Täglich schnauben nun seit Jahren die Dampfrosse

durch den Hauensteintunnel und mancher Fahrende denkt nicht mehr daran, was einst hier Grauenhaftes geschah, mancher macht ein Kreuz, wenn der Zug einfährt. Mir sind die sechs bis sieben Minuten der langsamen finstern Bergfahrt eine kleine Ewigkeit und ich freue mich stets des ersten Lichtschimmers, wenn das Ende des Tunnels naht, und ich athme freier, wenn ich wieder die blaue Luft und die grünen Wiesen und Bäume erblicke. Als ich aber das letzte Mal den Tunnel passirt hatte, und in Läufelfingen ausgestiegen war, um bergauf zu wandern, sollte ich noch einmal in ergreifender Weise erinnert werden an die Katastrophe des Mai 1857. Auf einer Bank saß mit gefalteten Händen eine alte Frau in ärmlicher Kleidung. Sie bat nicht um eine Gabe, aber ihre ganze Erscheinung appellirte an unsere Mildthätigkeit, und es bedurfte keines physiognomischen Studiums, um an dem glanzlosen Auge und dem schlaffen Ausdruck des Gesichts zu erkennen, daß wir es mit einer Blödsinnigen oder doch mit einer Armen zu thun hatten, deren Geist bis zur Grenze des Blödsinns geschwächt war. Sie sprach nur wenige Worte, aber diese Worte sagten viel. Es sei ihr „trümlig" (schwindelig) im Kopfe, seit ihr Sohn Durs im Tunnel umgekommen sei. Dabei legte sie die magere bleiche Hand an ihre Stirn und sah nicht mehr auf uns. Ein Mann in der Nähe erzählte uns, was wir schon errathen konnten. Der einzige Sohn der armen Frau war unter den Begrabenen im Tunnel gewesen und von da an hatte ihr Geist zu wandern begonnen und war sie all-

mälig in den Zustand gekommen, in welchem wir sie sahen. Die Braut des jungen Mannes hatte nach dem Trauerjahre einen andern Hochzeiter bekommen, aber die Mutter konnte nur des Todten gedenken und nun ihr Geist dem Erlöschen nahe war, hatte ihr Herz noch die einzige, ewige Mutterliebe. Wenn man es ihr wegen der Witterung gestattete, saß sie auf der Bank und schaute zum Tunnel hin.

Rechts von Läufelfingen ab führt ein bequemer Weg der Höhe zu, auf welcher einst die Froburg stand und überraschend schnell kommt man in die Region des Alpenlebens. Nur zwanzig Minuten von der Eisenbahn aufwärts ist die Alp „Reisen", Eigenthum eines der reichsten Bauern der Gegend. Wo einst nur eine einfache Sennerei gewesen sein mag, steht jetzt ein großer Sennhof und daneben ist in verlockender Weise für die Wanderer gesorgt durch eine offene Trinkhalle, in welcher man sich je nach der Neigung an köstlicher Milch oder an einem Schoppen guten Landweins erfrischen kann. Von Müdigkeit darf nach einer so kurzen Wanderung zwar noch nicht die Rede sein, aber wer dem Grundsatze huldigt, in der schweizerischen Bergwelt keinen edeln Naturgenuß unbenutzt zu lassen, der wird gern schon hier eine kurze Rast machen, denn der Blick ins Thal wie auf die grünen Matten der großen Alp versetzt in eine idyllische Stimmung, die bei meinem liebenswürdigen Begleiter, einem jungen Juristen aus Holland, bald in tiefsinnige bukolisch-physiognomische Betrachtungen überging. Er hatte kürzlich Lichtenbergs Rand-

glossen zu Lavaters Physiognomik gelesen und verglich nun die Physiognomien der umher weidenden schwyzer Rasse mit denen der Rinder in seinen heimatlichen Niederungen, wobei er unparteiisch genug war, der Schweiz den Vorzug zu geben.

Auf dem Fußwege von „Reisen" über die grünen Matten kommt man allmälig immer höher und gewinnt bald kleine Aussichten in anheimelnde Thäler mit netten blanken Häusern und zerstreuten Hütten. In einem dieser Thäler zur Linken liegt das Dörflein Wiesen, das mir aus der Reformationsgeschichte Solothurns bekannt war. Durch das Versprechen einer zweitägigen Kilbi (Kirchweih) hatte sich die kleine Gemeinde bestimmen lassen, katholisch zu bleiben und noch jetzt steht sie in dem Rufe ausgelassener Munterkeit oder, wie die neidischen Nachbarn sagen, des Leichtsinnes, durch den sie immer arm bleibe. Die wenigen Bewohner begehren nur, was des Lebens Nothdurft heischt, und darüber haben sie ja die Errungenschaft der doppelten Kilbi.

Auf der Höhe des Hauensteins angekommen, wird man nicht angezogen vom Anblick einer mächtigen Ruine, sondern steht plötzlich, wenn die auf der letzten Strecke zu beiden Seiten bewaldete Straße aufhört, vor einem kleinen Komplex von freundlichen Häusern im schweizerischen Holzbaustil, von denen eins nach dem andern, je nach dem Bedürfniß, ohne einen durchdachten Bauplan angereiht ist. Sie bilden die Kuranstalt Froburg. Gegenüber dem modernen Leben, das

sich hier allsommerlich entfaltet, und für welches die Baseler den Ton angeben, reden uralte Bäume noch von der alten Zeit. Die riesige Esche, jetzt langsam hinsterbend, mag ihr jungfräuliches Grün entfaltet haben, als noch im Burghofe die Helme und Schilder der Froburger in der Sonne glänzten; die beiden kolossalen Buchen, deren sonderbar geformte Wurzeln wie versteinert aussehen, haben hundertjährigen Stürmen getrotzt. Wenn jetzt an einem schönen Sonntage Schaar an Schaar fröhlicher Menschen den Berg von Olten und Trimbach her munter heransteigt, so denkt man, wie es doch einst anders war, als nach der den Reichthum der Froburger verkündenden Sage der letzte Wagen der zinspflichtigen Bauern, die ihre Fruchtgefälle zu bringen hatten, noch auf der Brücke des zwei Stunden entfernten Oltens stand, während der erste in das Burgthor einfuhr. Die Wahrheit dieser Angabe darf man freilich bezweifeln, denn sie setzt eine Bevölkerung der Thalgegend voraus, wie sie vor mehr als fünf Jahrhunderten nicht anzunehmen ist, und der Weg von Trimbach her ist auch jetzt für Wagen noch kaum praktikabel, während der Fahrweg von Läufelfingen bequem ist. In Anbetracht der Schwierigkeit des Weges hat daher auch ein scharfblickender solothurner Antiquar den Bauernwagen beladene Esel substituirt und seine Entdeckung in der Versammlung der Alterthumsforscher auf der Froburg im Sommer 1863 in der Weise verwerthet, daß er in einem Trinkspruche die große Zahl der herangeklommenen gelehrten Antiquare jener fruchttragenden Gesellschaft vor

sechs Jahrhunderten verglich. Der Vergleich erregte in der Gesellschaft großen Aerger und ungeheure Heiterkeit. Die, welche den Redner kannten, mußten lachen über den culposen Witz, denn der Mann war so sehr der rechte Antiquar, daß er für den Witz in seinem Kopfe keinen Raum hatte.

Von dem Plateau der Kuranstalt gelangt man in zehn Minuten zu den Ruinen der ehemaligen Froburg. Wenn ein kleines Thal durchschritten ist, erblickt man die Ueberreste der Hochburg und kann zwar die einstige Größe, in welcher sie sich auf dem Felsen erhob, ermessen, kann es ahnen, wie der Wartthurm herrschend und drohend über dem jähen Abgrunde in die Lüfte ragte, aber dem Maler bieten die Ruinen kein Bild, wie er auf seiner Wanderung durch den Aargau in den imposanten Ueberresten der Habsburg, von Wildegg, Wildenstein zc. es erblickt hat; nur das Fundament der Froburg läßt sich mit Mühe ermitteln. In den letzten Jahrzehnten ist noch manches Mauerstück in die Tiefe gerollt und jeder junge Frühling verdeckt mehr und mehr mit Gras und Blumen und üppigem Laubholz, was der Vergangenheit angehört. So ist denn auch hier der ewige Wechsel von Tod und Leben.

Das Geschlecht der Grafen von Froburg soll vom ältesten burgundischen Adel sein und ihr Hauptsitz, die Froburg, ward wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts gegründet, so daß jetzt nach mehr als acht Jahrhunderten in den allein übrigen Grundmauern

durch die vernichtende Zeit wieder der Anfang eines stolzen Baues sichtbar geworden ist, der für die Ewigkeit sich erheben sollte. Wir finden Froburger im kaiserlichen Hoflager, in den Heerzügen der deutschen Kaiser nach Italien und auf dem Bischofsstuhl in Basel. Einer dieser Bischöfe, Ortlieb (d. h. der die spitze Waffe liebt), entsprach dem Buchstabensinn seines Namens, denn nicht nur führte er einen Krieg mit dem Abt von St. Blasien, sondern begleitete auch mit seinem Kriegsvolk und vielen Lehnsleuten den Kaiser Konrad III. im Jahre 1147 auf dem Kreuzzuge in das gelobte Land, wo er sogar, nach einer kaiserlichen Schenkungsurkunde, das Leben zur Rettung seines Herrn und Kaisers gewagt zu haben scheint. Der mannhafte Bischof nahm auch Theil an der Belagerung von Mailand, die mehr Erfolg hatte als jener Kreuzzug, denn die Stadt wurde 1162 geschleift, der Boden mit dem Pfluge überzogen und mit Salz bestreut. Im Uebrigen waren aber die Froburger kein besonders kriegerisches Geschlecht, indem keine große Thaten von ihnen berichtet werden, wohl aber einige Minnesänger sich unter ihnen fanden, und wenn wir den Namen ihrer Burg, der in lateinischen Urkunden vielfach durch Monte Gaudium wiedergegeben ist, als frohe Burg nehmen dürfen, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß bei dem Reichthum dieser Grafen dort oben ein fröhliches Leben mit ritterlichen Spielen, Minnedienst und Minnegesang sich entfaltete, bis das dämonische Erdbeben der Herrlichkeit ein Ende machte. Nur wenige Jahre überlebte auch der letzte Froburger den Unter-

gang seines Stammschlosses. Die Sage und die Geschichte stimmen hierin nicht ganz überein. Nach einer Sage hieß der letzte Froburger Eberhard, aber beglaubigt ist der Name Hanemann. Von diesem letzten Grafen meldet die Volkssage des Buchsgaues Folgendes: Als er nach dem Erdbeben den Oltnerstalden hinaufritt und vernahm, daß auch seine Froburg vernichtet sei, da schwur er: „So wahr ich der Herr des Landes bin, soll fürder kein Pflug durch die Felder gehen, bis das Volk mir die Burg wieder erbaut hat.“ Nach einer Version soll er sogar den gottlosen Zusatz gemacht haben: „Wo es der Mörtel nicht thut, da behebt Bauernblut.“ Aber als der übermüthige Ritter diese Worte gesprochen hatte, schmetterte ihn ein Blitz vom Pferde. Bis vor Kurzem war an dem Orte, wo diese Begebenheit geschehen sein soll, ein Bild zu sehen, welches den vom Blitz unter das Pferd geworfenen Grafen darstellte. Jetzt ist es verschwunden. Gegenüber nun jener Sage ist es historisch ermittelt, daß Hanemann, der letzte Froburger, erst neun Jahre nach dem Erdbeben starb, so daß dann freilich doch die Froburg und die Froburger um dieselbe Zeit verschwunden sind. Wahrscheinlich ist Graf Hanemann als der letzte seines Stammes mit Helm und Schild, wie es Sitte war, wenn kein ritterlicher Descendent die Kriegsrüstung erben konnte, im Kloster Schönthal begraben. Dieses Kloster war von den Froburgern, die überhaupt an frommen Stiftungen Gefallen hatten, gegründet worden und eine Legende meldet die Veranlassung dazu. Es war im Jahre 1130, als sich

Graf Adalbert II. mit seinen Knappen und Jägern in der Waldung eines nordwestlich von der Froburg gelegenen Thales befand. Nachdem sie lange in der wilden Gegend umhergeirrt waren, erblickten sie plötzlich, an einer hellen Quelle sitzend, eine wundersame schöne Frau, die ein Kindlein in den Armen hielt. Die Hifthörner verstummten und die Jäger erkannten die Mutter Gottes mit ihrem Sohne, die alsbald auf einem Wagen, den ein Löwe und ein Lamm zogen, gen Himmel fuhren. Der Graf, das Wunderzeichen verstehend, ließ die Gegend von dem Gesträuche säubern und legte in dem schönen Thale den Grund zu dem Benediktinerkloster Schönthal, welches bis zur Reformationszeit bestanden hat. Der Löwe und das Lamm, in Stein ausgehauen, sind noch an dem Gebäude sichtbar, das freilich kaum ein ehemaliges Kloster verräth. Das Grab des letzten Froburgers habe ich nicht entdecken können.

Während die Froburg und die Froburger um jene Zeit verschwanden, meldet die Sage, die freilich ihre Variationen hat, wie ein anderes Geschlecht der Gegend durch ein Wunder erhalten wurde. Als das Erdbeben eine der kühnsten Hochbauten des östlichen Jura, die Burg Thierstein, erfaßte, lag die Gräfin mit ihrem erstgebornen Töchterlein im Wochenbette und während der Burgthurm über die jähen Felsen in den Abgrund hinabschoß, glitt das Gemach der Wöchnerin sanft den Abhang hinunter bis in die Felder des Dorfes Oberfrick. Da wurden die Gräfin und das Kind unversehrt gefunden. Der Graf Waltraf

stellte die Feste wieder her und die Gräfin machte aus Dankbarkeit für ihre wunderbare Erhaltung alles Land, über das sie mit ihrem Säugling gerollt war, zinsfrei. Der Besitzer des Ackerlandes, das den Namen „Sesseln" führt, genießt noch jetzt besondere Vorrechte.

VIII.

Das Kloster Fischingen.

Die neue Schweiz hat mit den alten Klöstern gewaltig aufgeräumt und in seinem Eifer, ein moderner Kulturstaat zu werden, suchte der Aargau im Wegräumen solcher mittelalterlichen ausgedienten Kulturstätten die übrigen Länder der Schweiz zu übertreffen, so daß das schweizerische Idiotikon mit den technischen Ausdrücken „aargauern" und „veraargauern" bereichert wurde. Der Thurgau blieb nicht zurück, indem er im Jahre 1848 alle Klöster und Kapitel, mit Ausnahme des Frauenstifts Katharinenthal, aufhob und daraus ein Vermögen von beinahe drei Millionen Gulden als Staatsgut gewann, dem die Bestimmung gegeben wurde, als Kirchen=, Schul= und Armenfonds zu dienen. Diese Bestimmung mildert das Verfahren, gegen das man denn doch vom juristischen Standpunkt Bedenken haben könnte und das mit dieser Bestimmung etwas an den berüchtigten Satz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck erinnert. Freilich war die Mission der Klöster, welche sie für die Kulturentwicklung gehabt hatten, nicht mehr erkennbar und die große Zahl der Klöster in der Schweiz paßte nicht in die

Neuzeit, aber ich meine doch, man hätte bei der Verwendung der leer gewordenen Klosterräume etwas mehr Rücksicht darauf nehmen sollen, daß es einst ehrwürdige Stätten waren. Diese Empfindung bemächtigte sich meiner, als ich kürzlich (1864) das von der Sekularisation im Thurgau betroffene Kloster Fischingen besuchte. Seine schöne Kirche ist Leutkirche der Gemeinde Fischingen geblieben, aber die großen Klostergebäude dienen Fabrikzwecken. Statt der Bußgesänge der Mönche hört man das Schnurren der Spindeln, und wo einst die Klosterschule wirksam war und Pergamene beschrieben und studirt wurden, da wird jetzt Kalbleder gegerbt. Der große Konventssaal ist mit Modellen von allerlei Maschinen angefüllt; im Bibliothekzimmer mit den leeren Bücherschränken sind Kalbfelle aufgehäuft; der kleine Wappensaal, dessen Wände mit den Wappen der Aebte und der vornehmen Donatoren des Klosters bedeckt sind, und das daran stoßende Archiv dienen zur Aufbewahrung von rothem und weißem Baumwollengarn. Baumwolle, dachte ich, ist ja die Losung unserer Zeit, aber die Gerberei im Benediktinerkloster war mir doch zu pikant. Gern hebe ich jedoch hervor, daß Herr Imhof in Winterthur, der die Gebäude käuflich erworben hat, die Räume, welche nicht zur Arbeit verwendet werden, besonders die frühere Wohnung des Abtes, mit richtiger Scheu und mit Kunstsinn sorgsam im alten Zustande erhält. Diese Wohnung ist so überaus sauber und zierlich, daß man sie kokett nennen könnte, wenn dieser Ausdruck in Beziehung auf einen hochwürdigen Prälaten

gebraucht werden dürfte. Wie überhaupt alle Haupträume des Klosters durch eine geschmackvolle Stukkatur der Decken, und die Thüren und Schränke durch kunstreiche eingelegte Arbeit sich auszeichnen, so ist dieses in den Wohnzimmern des Abtes bis auf das Feinste durchgeführt und die daran stoßende Privatkapelle nimmt sich wie ein kleines Kirchenjuwel aus.

Die Regierung des Thurgau's, dem Satze huldigend, daß in Geldsachen nicht bloß die Gemüthlichkeit, sondern auch die Romantik aufhöre, hat es nicht für nöthig gefunden, der Kirche von Fischingen den Stolz des schönsten Geläutes im ganzen Schweizerlande zu lassen, sondern hat, um das Staatsgut zu „äufnen", von den elf Glocken vier, darunter die größte, nach dem Gewicht verkauft. Aber auch jetzt noch, sei es, daß man vom Hörnli in den engen Thalgrund hinabsteigt oder nach langweiliger Eisenbahnfahrt durch Mostindien, alias Thurgau, von der Station Sirnach sich der stattlichen Kirche nähert, ist es ein heller hoher Klang, der den Wanderer begrüßt, und als ich mit dem Kloster in seiner gegenwärtigen Verwendung mich bekannt gemacht hatte und noch einmal zurückschaute auf die vom Hintergrunde der bewaldeten Berge sich abhebenden Thürme, da war mir der Glockenklang wie ein Grabgeläute alter Klosterherrlichkeit.

Der Anfang des Klosters Fischingen wird in die graue Ferne, sogar auf das Jahr 104 zurückverlegt. Nach einer andern Meldung flüchteten sich verfolgte Christen im dritten Jahrhundert in diese unwegsame Waldgegend und führten

hier ein hartes Einsiedlerleben. Es folgten ihnen mehrere Jahrhunderte hindurch andere Anachoreten, bis der Benediktinerorden sich hierher ausbreitete, dem sich die Einsiedler anschlossen. Es werden Aebte aus der Zeit vor dem zwölften Jahrhundert genannt, aber wenn damals wirklich schon ein Kloster bestanden hat, so ist es gänzlich in Verfall gerathen. Urkundlich ist der Abt Woltram von Petershausen vom Jahr 1138, unter dem das Kloster aufblühte, wozu der Bischof Ulrich von Constanz und die Spenden des Adels der Umgegend nicht wenig beitrugen. In dieser Zeit wird auch zuerst ein Frauenkloster in Fischingen erwähnt. Als Wallfahrtsort wurde Fischingen bedeutend durch die heilige Idda, deren Legende ich unten behandeln werde. Im Jahre 1414 brannte das Kloster ab, wurde aber durch die Munificenz mächtiger Herrn wieder restaurirt und es begann für dasselbe eine neue Blüthezeit, bis die kirchliche Reformation den Thurgau ergriff und die meisten Conventualen von Fischingen zur Lehre Zwingli's übertraten. Selbst der Abt Heinrich Stoll, anfangs ein eifriger Verfechter des alten Glaubens, folgte dem Strome und ließ sich, wie katholische Berichte sagen, von einer Sirene, die in Gestalt einer abtrünnigen Nonne auftrat, verlocken, blieb aber doch noch sechs Jahre, obgleich „aus einem guten Hirten ein Wolf geworden", an der Spitze des Klosters. Nach der Schlacht bei Cappel (1531) mußte er den Platz räumen, aber sein Nachfolger für die nächsten Jahre war auch kein Mann der strikten Observanz. Zwar kam das Kloster noch

einmal in die alte Ordnung zurück und bestand noch in wechselnden Geschicken über drei Jahrhunderte; als es aber, freilich von rauher Hand, aufgehoben wurde, war es in Erfüllung seiner Mission für Christenthum und Wissenschaft nur noch sehr schwach.

Das Kloster verdankt seine einstige Berühmtheit vornämlich der heiligen Idda und deren Legende, die in mehrfacher Beziehung merkwürdig ist, daher ich sie, mit Wahrung der alterthümlichen Form, hier anfügen will.

Idda, aus dem gräflich Kirchberg'schen Hause im Schwabenlande (bei Ulm), wurde etwa in ihrem zwanzigsten Jahre 1179 dem Grafen Heinrich von Toggenburg vermählt und dieser verehrte seiner vielgeliebten Braut einen köstlichen Gemahel-Ring, der aus theurem arabischem Golde gemacht und mit einem fürtrefflichen Stein versetzt war. Als nun Idda mit ihrem Herrn in großem Frieden und Liebe lebte, begab es sich, daß sie eines Tages ihre Kleider und Kleinodien an der Sonne erlüftete. Siehe, da schicket der böse Feind einen Raben, der seine diebischen Augen auf der Frauen goldenen Ring warf und ihn in dem Schnabel in den Wald zu seinem Neste trug. Hier ging gerade ein Jäger vorbei, und da ihn das ungewöhnliche Geschrei der jungen Raben verwunderte, stieg er auf die Tanne und fand in dem Neste den Ring der Gräfin Idda. Er nahm den Ring und steckte ihn mit großen Freuden an seinen Finger, was nicht nur seinen Mitgesellen in die Augen fiel, sondern auch einen derselben bewog, dem Grafen zu hinterbringen,

daß der Jäger in einem großen Argwohn wäre mit der Gräfin, da er öffentlich den Ring an dem Finger dürfte tragen, mit welchem die Frau Idda von ihrem Herrn auserkoren worden. Als der Graf das hörte und den Ring an dem Finger des Jägers sah, ward er sehr zornig und befahl ohne weitere Nachfrage, den Jäger als einen ehebrecherischen Buben ohne Verzug einem ungezähmten Rosse an den Schweif zu binden und dieses von der Höhe des Schlosses bis in das Thal herablaufen zu lassen, wodurch der elende Mensch jämmerlich zerfleischt wurde. In seinem Grimm und grausamen Zorn lief sodann der Graf in das Frauengemach, ergriff sein treues Ehegemahl und stürzte sie aus dem Fenster von dem allerhöchsten Orte des Schlosses in den Abgrund.

Aber obwohl Jedermann glauben mußte, die unschuldige Frau, welche an vierhundert Ellenbogen tief durch wilde Felsen und Dornen herabfiel, läge zerschlagen in der Tiefe, hatte Gottes starke Hand sie gerettet. Sie stand auf, kniete nieder, dankte Gott für die wunderbare Rettung, verzieh allen ihren Mißgönnern und ihrem Eheherrn und weihte sich fortan einem einsiedlerischen Leben mitten in der Wildniß, wo sie sich von Kräutern, Wurzeln, Holzäpfeln und reinem Wasser nährte, welches durch das wilde Thal floß. Auf der kühlen Erde war ihre Lagerstatt und unter den wilden Thieren ihr Palast.

So lebte sie siebzehn Jahre Gott geweiht, dem sie Tag und Nacht mit Andacht und Gebet diente. Da kamen eines

Tages die Jäger des Grafen in die unwegsame Wildniß und verwunderten sich, allda den Fußtritt eines Menschen zu finden. Die Hunde verfolgten nach ihrer Art und Natur die Spur und leiteten die Jäger hin zu der Höhle, in welcher diese ihre ehemalige Herrin entdeckten. Ob diesem Wunder entsetzten sich die Jäger und eilten, ihrem Herrn solche Zeitung anzuzeigen. Der Graf konnte es nicht glauben, daß seine Frau, von solcher Höhe gestürzt, nicht in tausend Stücke zertrümmert worden, aber einer der Jäger sprach: Ich sag' die Wahrheit, daß sie noch lebet, denn ich habe sie nicht allein mit Augen gesehen, sondern sie hat mir auch die rechte Hand gereicht und hat Ew. Gnaden anzeigen lassen, Ew. Gnaden habe sie wider alle Billigkeit verstoßen und hingeworfen, dieweil sie der beschuldigten Sache mit dem Jäger, meinem Vater, unschuldig gewesen sei. Da eilte der Graf mit seinen Jägern in den Wald, wo sie endlich zu der Höhle kamen, in welcher Idda kümmerlich ihr Leben fristete. Als der Graf sie herfürkommen sah, mit zerrissenen und schlechten Kleidern, demüthigen Geberden und sonderbarer Schamhaftigkeit, als ob sie die geringste Magd in seinem Hause wäre, da entsetzte er sich heftig ob diesem Anblick seines unschuldigen Gemahls, erkannte seine Schuld, bat sie herzlich um Verzeihung und wünschte inständig, sie möchte wiederum mit ihm ins Schloß ziehen, er wolle sie also ehrlich halten, daß sie solchen zugefügten Uebels und Unfalls tausendfältig ergetzet werde. Dieses Begehren schlug aber Idda ihrem Herrn mit freundlichen Worten ab: sie sei dem

weltlichen Stande abgestorben und möchte die übrige Zeit ihres Lebens in dem angefangenen Einsiedlerstande beschließen; sie begehre nichts anderes von ihrem Herrn, denn daß er ihr ein schlechtes Hüttlein wolle bauen lassen. Graf Heinrich bewilligte, obwohl nicht ohne Trauer, was sie begehrt hatte und bat sie, den Ort anzuzeigen, wo die Hütte stehen solle. Idda sprach, daß sie nirgends lieber ihren Aufenthalt haben möchte als in der Au, an dem Orte, da man pflege über das Hörnli zu gehen, nicht weit von der Kapelle, die zu Ehren unser lieben Frauen erbaut worden. Nachdem nun das neue Häuslein durch den Grafen nach ihrem Begehren errichtet war, zog die gottselige Idda aus ihrer rauhen Wildniß dahin, nahm aber nichts für ihren Unterhalt von dem Grafen, sondern ließ sich begnügen mit dem, was fromme Nachbarn ihr zum Almosen gaben. Oft begab sie sich, besonders zur Mettenzeit, in das nahe gelegene, zum Theil von den alten Grafen von Toggenburg gestiftete Gotteshaus Fischingen, um dort ihre Andacht zu vollbringen, und wenn sie in der Dunkelheit dahin ging oder daher kam, fand sich ein Hirsch ein, der auf seinem Geweih zwölf Lichter trug und ihr vorleuchtete. Von den nach der Regel des heil. Benedikt lebenden Klosterfrauen wurde sie sodann gebeten, zu ihnen zu kommen und ihre Wohnung dort zu nehmen, worauf sie, ohne in den Orden zu treten, so weit einging, daß sie eine Zelle für sich begehrte, in der sie ganz abgesondert von der Welt leben könne. Nach ihrem seligen Tode wurde der Leichnam der Heiligen in einer abgeson-

derten Kapelle beigesetzt. Diese Kapelle erweiterte der Abt Placidus von Fischingen im Jahre 1625 und zierte sie mit drei Altären, denn es wallfahrteten viele zu dem Grabe der heil. Idda und erfuhren ihre Wunderthätigkeit.

An einer kirchlichen Legende gleitet das anatomische Messer der historischen Kritik ab; da aber die Bearbeiter der Idda-Legende mit einem historischen Beiwerk zur Stütze der die Geschichte berührenden Momente aus dem Leben der Heiligen aufgetreten sind, eine vollständige Genealogie der Grafen von Toggenburg wie der Grafen von Kirchberg geliefert und überall die Jahreszahlen so genau angegeben haben, wie es in der urkundlichen Geschichte nothwendig ist, so darf auch die historische Kritik mit ihren Zweifeln dagegen auftreten und ein Zweifel heftet sich namentlich an die Person des Grafen Heinrich, Gemahls der Idda. Zwar melden die Bearbeiter der Legende, Graf Heinrich von Toggenburg sei im Jahr 1179 bei einem Turnier in Cölln gewesen und habe in demselben Jahre sich mit der Gräfin Idda von Kirchberg vermählt, aber die namentlich von Wegelin bearbeitete Geschichte des Toggenburgs weiß nichts von diesem Grafen, der nach der Legende lange regiert haben müßte, und der Name Heinrich war bei den Toggenburgern gar nicht üblich. Ob wir soviel als historische Thatsache annehmen dürfen, daß einst ein Graf von Toggenburg aus Eifersucht seine Gemahlin von der Höhe der Burg in den Abgrund stürzte, oder ob das Historische der Legende nur darin zu sehen ist, daß eine Gräfin von Toggenburg

Klausnerin geworden und den Namen einer Heiligen sich erworben habe, darüber zu entscheiden, fehlt es an historischem Material. Wir haben eben eine Legende vor uns, der möglicherweise einige historische Thatsachen, die sich der Geschichtsforschung entzogen haben, zu Grunde liegen. Wenn wir die Geschichte der Toggenburger befragen, so ist auch Schillers „Ritter Toggenburg“ ein Nebelbild ohne Realität. Ueber die Formirung jener Legende haben wir aber einen historischen Nachweis.

Nachdem im Anfange des 15. Jahrhunderts das Kloster Fischingen abgebrannt, sodann aber restaurirt war, wurde im Jahr 1465 Heinrich Scheuchti aus dem Kloster St. Gallen als Abt nach Fischingen berufen und regierte hier 45 Jahre. Dieser Mann erkannte die Wichtigkeit einer kräftigen Legende für sein Kloster und bat den gelehrten Dekan Albert von Bonstetten in Einsiedeln um die Bearbeitung des Lebens der heiligen Idda. Benutzt wurde für die lateinische Gestaltung der Legende durch Bonstetten, wie es heißt, eine sehr alte, fast verblichene deutsche Handschrift. Diese Handschrift, wenn sie je existirt hat, ist längst verloren gegangen und wir sind nicht im Stande, zu ermitteln, welche Ausschmückungen der Legende von jenem Formgeber herrühren, aber deutlich läßt sich in ihr eine Aehnlichkeit mit dem Leben der heil. Genofeva erkennen und in einzelnen Zügen eine Verwandtschaft mit anderen altdeutschen Sagen. Der Rabe und der Hirsch erscheinen oft in der Sage. In der Meinradslegende sind die beiden

Raben die Bluträcher; sie verfolgen die Mörder des Einsiedlers, der sie aufgezogen und als einzige Genossen im finstern Walde am Etzel bei sich hatte, bis nach Zürich und lassen erst ab in der Verfolgung, als die Mörder auf dem Rade gestorben sind. Der Rabe in der Sage von St. Oswald steht dem Raben in der Idda-Legende insofern näher, als er einen Ring im Schnabel fortträgt, aber er bringt als Liebesbote dem Helden den Ring übers Meer. Der Rabe, welcher das Schicksal der Gräfin Idda bestimmte, an die diebische Elster erinnernd, kommt in sehr ähnlicher Weise in einer späten Tradition aus Thüringen vor. Thilo von Trotha, Bischof von Merseburg (1468—1514), nahm einen seiner Diener in Verdacht der Entwendung eines kostbaren Ringes und obgleich der Diener seine Unschuld aufs Heiligste betheuerte, ließ der Bischof ihn hinrichten. Bald darauf fand man aber den Ring in dem Neste eines Raben, der ihn durch das offene Fenster entwendet hatte. Da war der Bischof untröstlich, weil er seinen Diener unschuldig hatte hinrichten lassen, und errichtete als eigenthümliche Form der Buße in sonderbarer Logik ein Vermächtniß, nach welchem für ewige Zeiten ein lebendiger Rabe unterhalten werden sollte. Die Familie Trotha von Treiden in Kurland hat jetzt noch einen Raben im Wappen. Dem Hirsche giebt die Sage oft goldene, leuchtende Hörner; mit brennenden Kerzen erscheint er schon in einer andern kirchlichen Sage, welche wohl jedenfalls älter ist als die Idda-Legende. König Ludwig der Deutsche, heißt es, pflegte mit seinen Töchtern

Hildegard und Bertha auf dem Schlosse Baldern am Albis zu weilen; die Prinzessinen, wenn sie nach ihrer Uebung vor Tagesanbruch vor das Burgthor hinausgingen, um zu beten, wurden dann oft eines Hirsches mit brennenden Kerzen auf den Hörnern ansichtig, der ihnen vorleuchtete, und der Mahnung des Wunderzeichens folgend, bauten sie nachmals den Münster da, wohin sie der Hirsch geleitet hatte. Bei dieser Sage ist die Entfernung von dem Orte, wo die Burg Baldern stand, bis zu dem Platze, wo das Frauenmünster in Zürich steht, auffällig. Der kerzentragende Hirsch wurde aber in das Siegel der Aebtissinnen aufgenommen, wie die beiden Raben in das Wappen von Einsiedeln, und ein Mauergemälde im Frauenmünster zeigt jene Legende im Kunstwerk.

Die Iddalegende ist nach Bonstettens Vorgang ungemein oft, lateinisch und deutsch, bearbeitet worden, in lateinische wie in deutsche Verse gebracht und noch in neuester Zeit von Gustav Schwab überdichtet. Ein dänischer Schriftsteller Felsen hat sogar ein Schauspiel daraus gemacht, soll aber die Sage dabei nicht wenig entstellt haben; der Thurgauer Bornhauser lieferte 1838 einen phantastischen Roman „Idda von Toggenburg.“ Man sollte die Legende in der alten Legendenform lassen, in welcher sie Jahrhunderte lang wirksam gewesen ist und fortan im deutschen Sagenkreise eine bedeutende Stelle einnehmen wird.

Es war an einem schönen klaren Herbsttage, als ich von Fischingen mich aufmachte, die Höhe zu besteigen, auf

welcher einst die alte Toggenburg stand. Die reichbewaldeten Bergabhänge boten den Farbenkontrast des treuen Tannenbaums und des überreifen hochgelben Laubes, das bei jedem Luftzuge zittert, als ob es bange vor der nahenden Stunde des Scheidens. Der Eindruck, den die Herbstlandschaft auf mich machte, die um so einsamer war, da die Bergströme und Bäche jetzt fast ganz des Wassers entbehrten, brachte mich in die rechte Stimmung, um zurückzublicken auf die Geschichte des wilden Geschlechts der Toggenburger, deren Ursitz ich betreten wollte. Nach einer Stunde mäßigens Steigens stand ich am Fuße des Iddaberges, wie man seit lange gewöhnt ist, den Berg zu bezeichnen, auf dem die Burg stand. Leicht war die Spitze erreicht, aber nur mit Mühe entdeckt man die wenigen Ueberreste von den Grundmauern der Burg, die keinen großen Umfang gehabt haben mag. Ich war nicht enttäuscht, denn ich wußte, daß man die Trümmer der zuletzt im dreizehnten Jahrhundert gebrochenen Feste für den Bau der Kirche des im benachbarten Thal liegenden Gähwyl verwendet hatte. Blickt man vom Iddaberge herab in die nächste Umgebung, denkt man sich dieselbe im zwölften Jahrhundert als eine wilde Waldgegend und die Thäler umher von wenigen Menschen bewohnt, so muß doch die Angabe, daß die herabgestürzte Gräfin dort siebzehn Jahre am Leben erhalten und unentdeckt geblieben sei, als eine poetische Licenz in der Tragödie erscheinen. Aber für eine Legende ist kein Wunder zu groß.

Oben auf dem Berge erblickt man jetzt ein ganz neues zweistöckiges hölzernes Haus mit einem Thurme, das einem originellen Einfall seine Entstehung verdankt. Der mehr als siebzigjährige Pfarrer Wäspe in Mühlrüti zog in Erwägung, in welch hohem Ansehen der Iddaberg bei den Thalbewohrern umher stehe und baute darauf seinen Plan, durch eine Collecte die Mittel zur Errichtung jenes Hauses herbeizuschaffen. Das gelang ihm und der alte Herr war selbst mit dem Spaten thätig, um den Boden für den Bau zu ebnen. Dachte er dabei den Iddaberg zu einem neuen Wallfahrtsorte zu erheben, da Fischingen diese Qualität fast eingebüßt hat? Ich weiß es nicht; aber es tritt jetzt als Bestimmung des fertigen Hauses hervor, zum Asyl für alte Geistliche zu dienen, und Pfarrer Wäspe wird dasselbe, wie ich höre, im nächsten Frühling als erster Insaß beziehen. Es bleibt immerhin ein eigenthümliches Unternehmen. Die alten Männer werden dem Himmel, in den sie eingehen wollen, dort oben etwas näher sein und die Bergluft ist im Sommer stärkend und belebend; wenn aber die Stürme durch den Wald rauschen und wenn Monate lang der Schnee die Gegend deckt, da wird sich das Wohnen in dieser Einsamkeit zu einem Märtyrerthum gestalten, für das doch unsere Zeit nicht mehr den rechten Sinn hat. Dagegen wird ein anderes Projekt auf dem Iddaberge, bei der herrlichen Aussicht, ohne Zweifel vielen Anklang finden. Es ist schon provisorisch dort unter einem Holzdache im Sommer eine Wirthschaft etablirt gewesen und man denkt nun daran, ein

festes Wirthhaus zu bauen, das bei dem durch die Eisenbahn gesteigerten Wandertriebe einen bedeutenden Zuspruch haben kann, da Fischingen so sehenswerth ist und sich damit der Gang zum Iddaberge so leicht verbinden läßt.

Auf dem Rückwege von Fischingen nach der Eisenbahnstation Sirnach wurde ich noch auf einen Gegenstand aufmerksam, der mich wieder, freilich in einer andern Richtung als die Idda-Legende, in das antiquarische Gebiet führte. In der Nähe von Sirnach sah ich an der Seite der Landstraße, an der Mauer, ein etwa fünf Fuß langes schwarzes, an beiden Enden abgerundetes Brett mit einer Art Grabschrift für einen gestorbenen tugendsamen Jüngling. Ich erinnerte mich, solche Bretter häufig in Appenzell-Innerrhoden gesehen zu haben, theils an der äußern Hauswand angenagelt, theils an Wegen und Bächen angebracht. Diese Bretter sind in Appenzell von verschiedener Länge, je nachdem der oder die Verstorbene erwachsen oder nur ein Kind gewesen war. An einer Hauswand sah ich ein schon ziemlich verwittertes größeres Brett der Art und darauf genagelt ein ganz kleines, wahrscheinlich Angedenken an Mutter und Kind. Regelmäßig findet sich auf diesen schwarz bemalten Brettern ein langes Kreuz in weißer Farbe und auch wohl die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen sind darauf geschrieben. Ich hörte ein solches Brett Gedenkbrett und Todtenbrett nennen, aber die gewöhnliche Bezeichnung ist in Appenzell Ebret (Ehbret). Ueber die Bedeutung dieses letzteren Namens hatte ich gegrübelt, bis ich in dem

schönen Buche von Ludwig Steub über das bayerische Hochland Folgendes las: „Was Sterben betrifft, möchte noch eine Sitte berührt werden, die dem Bayerlande eigen ist und dem Fremden auffallen wird. Man legt nämlich den Gestorbenen sogleich nach dem Tode auf ein Brett, Reh-brett, vom Ahd. Reh=Leiche, wo er bis zum Begräbniß liegen bleibt. Nach diesem giebt man das Brett dem Maler, der es blau anstreicht, den Namen des Gestorbenen, eine Bitte und ein Vaterunser und R. I. P. darauf setzt. Diese Andenken werden dann auf der Flur oder im Walde, wo die Fußsteige vorübergehen, an Feldkreuzen oder Baumstämmen festgemacht und bleiben dort bis sie verwittern." In Appenzell hat der Todte auch auf dem sog. Ebret gelegen, bis er in dem „Todtenbaum" — wie man dort und in andern Theilen der Schweiz noch sehr gewöhnlich für Sarg sagt — seine letzte Ruhestätte findet; aber ein appenzeller Ebret ist immer schwarz angestrichen. Nach meinen Erkundigungen kommen solche Bretter in der Schweiz nur in den katholischen Gegenden des „Fürstenlandes", des ehemaligen Gebiets des Abts von St. Gallen vor. Welche Bewandtniß hat es nun aber mit dem Namen Ebret oder Ehbret? Es ist das wohl nur eine Verunstaltung von Rebret, welche entstand, als man vergessen hatte, daß im Altdeutschen Re (ahd. hrêo) Leichnam bedeutete, und der Uebergang machte sich um so leichter, da in der Schweiz die Compositionen Ehalten, Ehhaft, Ehgraben, Ehfaden, Ehag u. s. w., in denen die erste Silbe das Gesetzliche oder Ver-

tragsmäßige bedeutet, geläufig waren. Im altdeutschen Recht kommt als schwere Missethat die Beraubung eines Leichnams unter dem Namen Reraub vor; dazu finden sich aber auch schlechte Varianten, wie Ereraub, weil man jenen Namen nicht mehr verstand. Gebräuchlich ist übrigens in der Schweiz noch Refleck für Todtenfleck.

IX.

Am Walensee.

Walensee, Walenstad (Walastad = Gestade der Walen), Walenberg, Walenguflen und andere Namen dieser Gegend weisen darauf hin, daß hier einst eine Bevölkerung wohnte, deren Sprache den Alamannen fremdartig, wälsch war. Jene Namen sind geblieben, oder vielmehr die beiden Hauptnamen in Wallensee und Wallenstadt verdorben, aber die Umwohner des Sees sprechen längst die alamannisch-schweizerische Mundart, und wenn man auch nicht selten Männern begegnet mit scharfgeschnittenen bronzefarbenen Gesichtern und einem Wald von schwarzem Haar, der jede andere Kopfbedeckung zu einem Luxus macht, wenn hier auch braune Mädchenaugen häufiger sind als blaue, so wäre es doch gewagt, daraus auf romanischen Ursprung zu schließen, denn die Sonne hat manches nichtromanische Männergesicht gebräunt und es sind manchem deutschen Mädchen gefährliche braune Augen gegeben. Es ist wohl kein deutscher Stamm, dem so sehr wie dem friesischen helles Haar und blaue Augen eigen geblieben sind. Genug, die Umwohner des Walensees sind nicht mehr wälsch, und überhaupt ist die

deutsche Sprache über den Walensee hinaus, im Sarganserlande und weit in Graubünden hinein über das Romanische siegreich gewesen, während dieses in der westlichen Schweiz nicht der Fall war, sondern das Deutsche Rückschrittte gemacht hat.

Wer von Zürich herkommt, erblickt den Walensee zuerst bei Weesen. Dieser jetzt durch die Eisenbahnstation sehr bekannte Ort hat einst in der Heldenzeit der jungen schweizerischen Eidgenossenschaft eine traurige Rolle gespielt. Nach der Schlacht bei Sempach war das damals österreichische Städtchen von den Eidgenossen erobert worden und hatte eine kleine meistens aus Glarnern bestehende Besatzung unter einem Hauptmann aus Uri erhalten. Die Bürger von Weesen schwuren den Eid der Treue und Glarus konnte sich der Gewinnung dieses am Eingange des Thales liegenden, strategisch wichtigen Postens freuen, aber die Weesener knüpften alsbald geheime Verbindungen mit dem Feinde an und in der Nacht vom 22. Februar 1388 wurde die ganze kleine eidgenössische Besatzung bis auf wenige, die entrinnen konnten, niedergemacht. Das war die Mordnacht von Weesen. Am 9. April desselben Jahres siegten die von ihren Eidgenossen nicht unterstützten Glarner in der Heldenschlacht von Näfels über eine große feindliche Heeresmacht. Mehr als 1700 erschlagene Feinde sollen die Wahlstatt und die Ebene bis nach Weesen hin bedeckt haben. Schon zwei Tage darauf verbrannten die Glarner Weesen, dessen Einwohner aus Furcht vor dem „grimmigen Zorn" der Glarner

theils auf den Berg Ambden, theils zu Schiff nach Walenstad geflohen waren. Aber dabei hatte die Strafe für den Verrath nicht ihr Bewenden, sondern ist in exemplarischer Weise durch Jahrhunderte fortgesetzt worden. Alljährlich wird der Tag von Näfels auf dem einstigen Schlachtfelde, wo elf Steine die verschiedenen Angriffspunkte als Denkmäler bezeichnen, am Fuße des steilen Wiggis, in feierlichster Weise begangen und zu dieser Feier gehört auch, daß der alte Fahrtsbrief von 1389 verlesen wird, in welchem die meineindigen Weesener bedacht sind, wie in dem Schlachtliede, das wahrscheinlich von einem Zeitgenossen der Schlacht gedichtet ist:

„Der dieses Mord gestiftet hat, es muß im werden leid,
Er hat nit recht gefaren, wann er ist worden meineid.“

In neuerer Zeit glaubte man etwas zu mildern, wenn man sie statt meineidig nur treulos nannte, aber bis zum Jahre 1798 mußte eine Abordnung der Bürgerschaft von Weesen diesen Fahrtsbrief als eine Strafpredigt anhören. Es wird zwar erzählt, daß dieses auch noch in unserm Jahrhundert geschehen sei, aber es ist nicht glaublich, daß die Weesener, die jetzt zum Canton St. Gallen gehören, als sie nicht mehr Unterthanen von Glarus und Schwyz waren, sich bequemt haben, die Sünden der Väter an sich heimsuchen zu lassen.

Der lockenden Schilderung eines Freundes folgend, der die Gegend um den Walensee wie keiner kennt, nahm ich mir vor, einen stillen, schönen Ort an der Glarnerseite aufzu-

suchen, den ich als Dorf X. bezeichnen würde, um ihn den wenigen Eingeweihten als heimeligen Schlupfwinkel zu erhalten, wenn solcher Egoismus nicht unmoralisch wäre. Ich bereichere daher die Geographie meiner Leser mit dem Namen Obstalden auf dem Kerenzerberge und führe sie auf einem herrlichen Wege dahin. In einigen Minuten bringt die Eisenbahn von Weesen zu der Station Mollis, von welcher man über eine Brücke die Linth zu überschreiten hat, um in das Dorf Mollis zu gelangen, und hier beginnt die neue, breite, trefflich in Stand gehaltene Landstraße über den ganzen Kerenzerberg bis nach Mühlehorn, unmittelbar am Walensee. Ich will dem großen Dorfe mit dem wohlklingenden Namen, der übrigens in der Volkssprache als Mullis einen Theil seiner Klassicität verliert, die Sehenswürdigkeiten nicht absprechen, zu denen das Geburtshaus des Glareanus (Heinrich Loreti) gehört, aber es liegt der Ort so schön am Fuße prächtiger Berge, daß das Streben in die Höhe die Lust zum Verweilen überwiegt. Man kann Obstalden in zwei bis drei Stunden erreichen. Auf der ersten, etwas steilen Wegstrecke wendet man sich unwillkührlich noch oft um, das vom Glärnisch und Wiggis eingeschlossene enge Thal mit seinen schmucken Orten Mollis, Näfels und Nettstal zu überschauen; bei dem anmuthigen kleinen Dorfe oder Weiler Beglingen gewinnt man schon eine Aussicht in die breitere, von der Linth durchzogene fruchtbare Thalfläche, die dann wieder von einem Tannenwald verdeckt wird, durch den sich die Straße hindurchzieht.

Hie und da murmelt zwischen schroffen Felsen zur Rechten ein kleiner Wasserfall, und immer größer und schöner entfaltet sich die Landschaft, wenn man sich dem Dorfe Filzbach nähert, das zwischen Berg und Thal an einem Tobel liegt, das der gleichnamige Bach gebildet hat, umgeben von fruchtbaren Terrassen mit Wiesen und Obstbäumen. Der Filzbach stürzt sich weiterhin über eine steile Felswand durch einen Felsenriß in den Walensee. Auf dem Höhepunkt der Straße übersieht man die ganze jetzt landwirthschaftlich reich kultivirte Niederung zwischen dem Walensee und Zürichsee, wo einst vor der Anlegung des Linthkanals Sumpfland war; man erblickt im fernen Westen das Ende des Zürichsees, aber das Auge fühlt sich doch mehr angezogen durch die kräftigen Bilder in der Nähe, den Anfang des Walensees mit seinem bewaldeten Ufer diesseits, der schroffen Felswand jenseits, woneben in grüner Bergmulde die von den letzten Sonnenstrahlen erglänzende Kirche von Ambden auf die zahllosen, weit zerstreuten Häuser und Hütten dieser Berggemeinde wie eine freundlich lächelnde Mutter auf ihre Kinderschaar herabblickt. Königin, das Leben ist doch schön! sagte ich zu meiner theuern Ehehälfte, die mich auf dieser bequemen Bergwanderung begleitete, um den Vollgenuß mit mir zu theilen, zugleich ihn mir zu erhöhen. Ein schöner Sonnenuntergang, wo man ihn auch erlebt, bringt eine warme Stimmung, er versinnlicht das Scheiden, an welches sich die Hoffnung des Wiedersehens knüpft, er zaubert in buntem Wechsel Bilder der Vergangenheit, die für den

Augenblick wieder Leben gewinnt. Unsere Phantasie schweifte weit über Land und Meer und in eine ferne Zeit, die nicht arm an Freuden und Leiden gewesen ist. Die Phantasie ist aber ein neckisches Mädchen; sie wollte nicht, daß ich sentimental werden sollte und versetzte mich urplötzlich in eine preußische Landstraßenpappelallee, die mir immer, mehr noch als eine ästhetische Theegesellschaft, als Urtypus der Langweile vorgekommen ist. Als ich eben die am Wechsel der Scenerie so reiche Tagfahrt mir vergegenwärtigte, fiel mir plötzlich ein Kontrast ein, wie ich vor Jahren als Student an einem Wintertage von Leipzig nach Halle gewandert war und wie damals die Pappelallee gar kein Ende nehmen wollte, wie ich, als es finster geworden, mich sehnte, Halle, „die schönste Stadt im Lande", zu erreichen, wie ich am Braunkohlenduft die Nähe des ersehnten Zieles verspürte, ohne es sehen zu können, bis ich an eine Lehmmauer stieß, von der Höhe und Beschaffenheit, wie etwa die klassische Mauer gewesen sein mag, welche Remus zum Aerger seines Bruders und zum eigenen Verderben übersprang. So war ich denn für einen Augenblick in das Gebiet der nüchternen Prosa gekommen, aber die schöne Gegenwart machte ihr Recht bald wieder geltend. Es dunkelte schon, als wir auf Obstalden zuschritten, doch durch die Lichtungen des waldigen Abhanges blinkte von Zeit zu Zeit der See herauf, und als wir den weißen Kirchthurm des Dorfes erblickten, stieg hinter den Kurfirsten der Mond auf und warf seinen Silberschein auf die große Landschaft, eine Ahnung bringend der Pracht,

die sich in den folgenden, durch kein Unwetter getrübten Tagen uns entfalten sollte.

Das Gasthaus „zum Hirschen" (in der Landessprache „zum Hirzen") in Obstalden ist kein Kurhaus, aber wem der gütige Arzt das allgemeine Recept der Neuzeit, „Luftveränderung", schreibt, der kann hier eine treffliche Kur machen und wird sich bei den freundlichen Wirthsleuten bald behaglich fühlen. Das haben auch schon manche Züricher entdeckt, und über die Einrichtungen zur Aufnahme von Gästen herrscht nur eine Stimme der Zufriedenheit. Man kann die Gast- und Wirthshäuser der Schweiz je nach den Eintheilungsgründen verschieden rubriziren; es giebt Gasthäuser ersten, zweiten, dritten Ranges und ohne Rang, mit und ohne Engländer u. s. w. Für meine Reisezwecke habe ich sie in zwei Klassen gebracht, ich unterscheide Gasthäuser mit und ohne Kellner und habe mich regelmäßig dort am wohlsten gefühlt, wo die Wirthsfamilie sich die Bedienung der Gäste angelegen sein läßt und ein Töchterchen mit einem „Wohl bekomm's!" oder „G'segn's Gott!" Speise und Trank vorsetzt und weiht. So ist es im Hirschen in Obstalden.

An meiner Reisemethode festhaltend, die sich mir bewährt hat, hatte ich mich mit der Geschichte der Gegend und der Topographie im Voraus so weit als möglich bekannt gemacht. Wer nichts hinbringt, bringt auch nichts heim! ist ein sehr wahrer Reisesatz. Aus der Geschichte war mir ein ergreifendes Ereigniß seit Jahren im Gedächtniß geblieben.

Als der Tagwen oder die politische Gemeinde Kerenzen nur noch eine Kirche in Obstalden hatte, kam einst, im Anfange des 17. Jahrhunderts, ein großes Sterben und darüber meldet ein Historiker: „In Kerenzen trug sich der Pfarrer, nachdem die ganze Gemeinde ausgestorben, selbsten als Letzten in das Todtenbuch ein.“ Jetzt umfaßt die Gesammtgemeinde über 1500 Personen und die muntern Kinderschaaren, denen wir fortwährend begegneten, lassen auf einen erheblichen Zuwachs der Bevölkerung schließen. So erfreulich dieß einerseits ist, hört man doch auch das Bedauern aussprechen, daß in neuester Zeit die Auswanderung nach Amerika ein Bedürfniß geworden sei, wie schon früher viele junge Männer in fremde, besonders holländische Kriegsdienste gingen; denn so einträglich auch die Viehzucht und Alpenwirthschaft hier ist, bedarf sie im Verhältniß zu anderen Erwerbszweigen weniger Hände; der Herrgott macht die Alpen grün, ohne daß die Menschen dafür zu sorgen brauchen, er schickt im Frühjahr den Föhn, der den Schnee wegfegt und alles mächtig in Trieb setzt. Industrie hat Kerenzen im Vergleich mit dem an Fabriken überreichen Hauptthal des Landes Glarus wenig, und ich möchte glauben, daß eine zweckmäßig geleitete Auswanderung der überschüssigen Bevölkerung nach Amerika der Einrichtung von Fabriken vorzuziehen sei, denn dort sind sie wieder auf die Landwirthschaft hingewiesen, und bei der Neigung der Schweizer, in der Fremde zusammenzuhalten und bei ihrer Arbeitstüchtigkeit und Hauslichkeit kann es nicht fehlen, daß

sie sich eine Existenz verschaffen, wie sie beim Fabrikleben sehr zweifelhaft ist und bei dem denn auch manche alte Schweizertugend untergeht. Ich will den Satz nicht bestreiten, daß die Auswanderung ein volkswirthschaftliches Uebel sei, aber manches Heilmittel wird als Uebel empfunden und von zwei Uebeln hat man das kleinere zu wählen.

Bei der Uebervölkerung des Landes Glarus muß es auffallen, daß ein Vater, dem männliche Zwillinge geboren werden, dafür eine Prämie von zehn Franken aus dem Landesseckel erhält. In der Jahresrechnung von 1862 sind fünfzig Franken als dafür verausgabt unter den Prämien für gemeinnützige Zwecke und zwar unter der Hauptrubrik „Allgemeine Landesverwaltung" aufgeführt, woraus man aber nicht schließen darf, daß in diesem Jahre nur fünf männliche Zwillingspaare geboren wurden, denn die alte Satzung aus dem 17. Jahrhundert, auf welche diese Prämirung zurückführt, lautet: „Einem so zwei Söhn auf einmal gebohren werden, soll man, so er vor Rath anhaltet, geben 2 Gulden." Als ich gegen einen glarner Freund meine Verwunderung äußerte über die Fortdauer dieser Einrichtung, bemerkte er gewiß sehr richtig, er finde es recht und billig, daß einem Vater, der das Malheur habe, von seiner Frau zwei Buben zu bekommen, etwas nachgeholfen werde. Von diesem Standpunkt der Billigkeit wird man denn gewiß auch einem Vater, der wegen männlicher Drillinge an die Rathshausthüre klopft, die Prämie nicht versagen, sondern sie vergrößern, und man wird nicht starr am Buchstaben des Ge-

setzes festhalten, etwa in der Art, wie es in England geschehen sein soll, wo ein der Bigamie angeklagter Mann deshalb freigesprochen wurde, weil er nachwies, zu gleicher Zeit drei Frauen zu haben. — Jene glarner Zwillingsprämirung steht nicht isolirt da. Blumer führt in seiner Rechtsgeschichte an, daß in Uri die Ehrengabe bei zwei Knaben in zwölf, bei einem Knaben und einem Mädchen in neun, bei zwei Mädchen in sechs Gulden bestand; daß in Nidwalden früher bei zwei Knaben eine Lägel Wein, seit 1646 aber bei jeder Zwillingsgeburt zwanzig Pfund gegeben wurden, in Schwyz eine Spezies-Dublone.

Jener gemüthlichen Sitte stand früher in Glarus eine ähnliche zur Seite, daß nämlich einem Hochzeiter aus der Landeskasse ein Paar Hosen von Gemsleder verehrt wurde oder, nach einer andern Mittheilung, ein beeidigter Freibergsschütz den Auftrag erhielt, auf dem Freiberge, wo das Wild eine sichere Zufluchtsstätte hatte, zwei Gemsen für den Hochzeiter zu schießen. Das war aber eine Zeit, als es in Glarus noch mehr Gemsen als Menschen gab; jetzt muß ein Hochzeiter ohne staatliche und stattliche Gemslederhosen in die Ehe treten.

Wer Geschichts- und Sprachforscher zugleich ist, der findet am Walensee manche Probleme, wer aber auch überhaupt nur ein Interesse für die Vorzeit einer Landschaft hat, in welcher er sich zeitweilig aufhält, der muß hier auf die Ortsnamen Quinten, Quarten und Terzen aufmerksam werden und fragen, woher diese lateinischen Formen neben

den vielen deutschen und rhätischen Ortsbezeichnungen stammen. Eine gewöhnliche Antwort darauf, die auch in die rothen Bücher übergegangen ist, lautet, es seien dieß zur Römerzeit Militärstationen, Warten oder Lagerplätze gewesen und es werden auch die Orte Primsch oder Prämisch und Gons oder Segons als Prima und Secunda in die Reihe gezogen. Allein diese landläufige Meinung hat vieles gegen sich. Wer auch nur das immer in die Augen springende Quinten sich ansieht, auf einem sehr schmalen abschüssigen Uferrande, am Fuße der senkrecht über 6000 Fuß aufsteigenden Kurfirsten gelegen, so daß nur gewandte Kletterer von da nach Walenstad gelangen können und die Kommunikation mit der Welt nur zu Wasser möglich ist, der muß zweifeln, daß die im Militärfache sehr praktischen Römer diesen abgeschiedenen Ort zu einer Militärstation gewählt haben sollten, während dieses für Quarten und Terzen an der andern Seite des Sees wohl möglich wäre. Zudem korrespondiren die fünf nahe bei einander liegenden Orte nicht in der Art mit einander, wie man es erwarten dürfte: von Primsch aus sieht man keinen der übrigen Plätze und von Gons aus nur Quinten. Der Hauptgrund aber, den der gelehrteste Alterthumsforscher in der Schweiz, Ferd. Keller, gegen jene Annahme, nach genauen Erkundigungen und Nachforschungen an Ort und Stelle, geltend gemacht hat, besteht darin, daß an keinem der fünf Orte Ueberreste römischer Bauten und künstliche Erhöhungen und Vertiefungen in der Erde sich finden, wie sie nicht fehlen würden, wenn die Römer

für militärische Zwecke sich dort festgesetzt hätten. Der genannte Gelehrte nimmt daher an, es seien jene Namen im frühen Mittelalter entstanden und er vermuthet, daß durch dieselben die Besitzungen eines weltlichen oder geistlichen Grundherrn bezeichnet wurden, zur Zeit, als diese Lokalitäten noch nicht mit Häusern besetzt, sondern gleich andern, jetzt zu Ortschaften gewordenen Gütern, Roncalia, Reutenen, noch unbewohntes und eines bestimmten Namens entbehrendes Land oder Weideplätze waren. Das genannte Quinten, dessen Bewohner nicht Quintaner, sondern Quintener heißen, so einsam es auch daliegt, hat gutes Weideland und selbst einige Weinberge, die feurigen Wein liefern, so daß es den Leuten nicht an „Trosteinsamkeit" fehlt, und sie fühlen sich auch nicht so abgeschieden von der Welt, als man glauben sollte, denn nicht leicht hält Wind und Wetter sie ab, sich mit ihren Böten auf den See hinaus zu wagen und nach Walenstad überzusetzen oder nach Quarten, wohin sie kirchgehörig sind. Ein junger Bauer, gegen den ich äußerte, mit welcher Gefahr doch das Leben der Quintener verbunden sei, erwiderte lachend über meine Unkenntniß, er habe noch nie gehört, daß ein Quintener ertrunken sei. Es kam ihm der Gedanke so sonderbar vor, als wenn ich gesagt hätte, ein Fisch könne ertrinken. Die übrigen Anwohner des Sees schreiben ihnen eine wahre Katzennatur zu und behaupten, wenn das Boot eines Quinteners umschlage, so klettere er auf den Kiel, und wenn das Schiffli vom wilden See verschlungen werde, so schwimme er ans Land. Sonst ist der

Walensee berüchtigt genug und hat manches Opfer gefordert. Da er nur gegen Morgen und Abend offen ist, so sind die regelmäßigen Winde der Ost- und Westwind, die in guter Jahreszeit sich sehr ordnungsmäßig ablösen: Morgens bis zehn Uhr Ostwind, dann bis ein Uhr Windstille, von ein Uhr bis gegen Abend Westwind, und um Sonnenuntergang stellt sich wieder der Ostwind ein. Bisweilen laufen Ost- und Westwind der Länge des Sees nach nebeneinander, so daß die Schiffe auf der einen Seite „obsi", auf der andern „nidsi" segeln können. Seltener, aber gefährlich sind der von dem Gebirge in den Wasserspiegel herabstoßende Föhn und der die Wellen dem Kerenzerberge zuwerfende Nordwind. Der letztere, auch Bättliser genannt, von dem Orte, an welchem er in den See braust und unter diesem Namen in der Volkssage als böser Geist personifizirt, ist der gefürchtetste von allen Winden und scheint auch das größte Unglück, von dem die Geschichte des Walensees meldet, den Untergang des Dampfschiffes Delphin in der Nacht vom 16. bis 17. Dezember 1850 veranlaßt zu haben. Ein alter Schiffmann, der mir über dieses Unglück berichtete, nannte aber diesen Wind den Wind vom „Blättli" und zeigte auf diesen Punkt im Gebirge an der andern Seite von Ambden, nach Weesen zu. Wäre die alte Schifffahrtsordnung noch in Uebung gewesen, nach welcher die Nachtfahrten auf diesem See gänzlich verboten waren und kein Schiff, das älter war als drei Jahre, in den See stechen durfte, so hätte sich dieser traurige Fall nicht ereignet. Der kleine Delphin, in seiner ersten

Konstruktion als Schraubendampfer ganz unbrauchbar, erschien nach einer totalen Umformung seetüchtig und befuhr drei Jahre lang den Zürichsee; da wurde er im Sommer 1850 auf den Walensee versetzt, zum Behuf einer Influenz mit dem italienischen Nachtpostkurse, und versah nun den Nachtdienst, während der größere „Splügen" am Tage fuhr. In jener Nacht hatte das Schiff die Fahrt von Weesen nach Walenstad glücklich gemacht und um 12 1/4 Uhr, als es die Rückfahrt antrat, ging, nach amtlichen Berichten, nur ein gewöhnlicher Wind, der aber in einer Stunde, als das Schiff sich seinem Ziele Weesen näherte, zu einem Orkan angewachsen war. Man bemerkte von Weesen aus die Lichter des Delphins zur gewöhnlichen Zeit und ein Bewohner des hochgelegenen Dorfes Ambden will wahrgenommen haben, daß das Schiff länger als eine Viertelstunde am nördlichen Ufer, nicht weit von Bättlis, sich an derselben Stelle über dem Wasser gehalten habe. Das Weitere läßt sich nur vermuthen. Wahrscheinlich ist der Bättliser gekommen und hat das schon untüchtig gewordene Schiff von oben ins Wasser gestoßen und bis zum Glarnerufer hin, wo es später beim Sallerntobel im Grundschlamm aufgefunden wurde, fortgeschleift. Die Kajütenthür und einige Schiffsgegenstände schwammen bei Mühlehorn und Murg ans Land, von den Leichen der vierzehn Verunglückten ist nur eine sichtbar geworden. Dem Führer des Schiffes, Steuermann Staub, konnte Niemand eine Schuld an dem Unglück beimessen; er galt als ein tüchtiger Seemann, der vordem den Locarner-

und den Bodensee befahren und, wie man erzählte, einmal durch seine Geistesgegenwart und Gewandtheit ein Dampfschiff mit zahlreichen Passagieren in einem Sturm gerettet hatte. Die Theilnahme an dem Schicksal der Verunglückten war natürlich weit und breit sehr groß und zeigte sich werkthätig in den Unterstützungen, welche den Familien zuflossen, die Väter und Söhne in der Schiffsmannschaft verloren hatten. Eine solche Katastrophe bringt auch einen guten Zug in der Menschennatur darin zum Vorschein, daß die trefflichen Eigenschaften der Todten aufgefunden und nachgerühmt werden. Von dem noch jungen Heizer des Dampfers erzählte man, daß er schon eine Stütze seiner sehr armen Familie gewesen sei und jeden Schilling, den er ersparen konnte, seiner Mutter geschickt habe, damit das immer kranke Schwesterchen, das er besonders liebte, gepflegt werden könne; daß er zwei Tage vor seinem Ende der Mutter schrieb, wenn „nichts Besonderes" eintreffe, werde er am Altjahr-Abend heimkommen, um den Jahreswechsel einmal wieder im Kreise seiner Familie zu verleben und das Schwesterchen werde er durch ein „Gutjahr" (Neujahrsgeschenk) gesund machen. Unter den verunglückten Passagieren war ein junger Italiener, Enrico Mondelli, dessen Lebenspfad bisher die Sonne des Glücks beschienen hatte und der mit den schönsten Hoffnungen in die Zukunft sehen konnte. Sein Vater, einer der ersten Seidenspinner Italiens, hatte dem einzigen Sohne in mehreren Lehranstalten, zuletzt in der züricher Industrieschule, eine ganz deutsche Erziehung ge-

geben und der junge Mann sollte jetzt, nachdem er kurze Zeit in Como zum Besuch gewesen war, in Zürich in ein Seidengeschäft treten, um sich für den Beruf des Vaters auszubilden. In Chur hatte er noch geschwankt, ob er nicht von Sargans den Weg über St. Gallen nehmen sollte, aber er entschied sich für den kürzeren Weg, der ihn nun zum raschen Tode führte. In derselben Mitternacht verschlang das kalte Wellengrab die zwei gleichalterlichen Jünglinge, deren Lebenslage so verschieden gewesen war, den armen Heizer und den reichen Kaufmannssohn. Schubert, der tiefe Kenner des Seelenlebens, erzählt irgendwo von einem jungen Midshipman, der in einem Schiffbruch dem Ertrinken nahe gewesen war, aber wieder ins Leben zurückgebracht wurde. In der einen Minute, bevor er die Besinnung verlor, war wie in einem Traumbilde sein ganzes Leben an ihm vorübergezogen, von dem Lächeln und Abendgebet der Mutter an seinem Bettchen, den Kinderspielen mit den Geschwistern bis zu den Segenswünschen der Eltern, unter denen er von der Heimat schied. Ich habe oft und immer wieder über diese Erzählung nachgedacht und sie in Verbindung gesetzt mit einer Wahrnehmung an mir selbst. Wenn man in das mittlere Lebensalter gekommen ist, so heften sich die Träume seltener an die nächste Vergangenheit, sondern gehen mit den fortschreitenden Jahren rückwärts in die Kinder- und Schulzeit, führen längst gestorbene Genossen auf und reproduziren Scenen, deren man sich im wachen Leben gar nicht mehr erinnerte. Vielleicht erblickt man in der Todesstunde wieder die liebe-

lächelnde Mutter an der Wiege und empfängt den Muttergruß für das Leben über den Sternen. Möge die letzte Minute der Schreckensstunde den in die Tiefe des Walensees Verschwindenden dieses Segensbild gebracht haben.

Fast zehn Jahre nach dem Untergange des Delphin forderte der Walensee ein neues Opfer. An einem schwülen Augusttage des Sommers 1860 ertrank in der Nähe von Murg Heinrich Simon, das unter seinen Gesinnungsgenossen hervorragende Mitglied des einstigen deutschen Parlaments. Er hielt sich viel in der Gegend des Walensees auf, weil er an der Spitze einer Bergwerksunternehmung am Mürtschenstock stand, und obgleich man ihm an jenem Tage vom Baden abrieth, da der Föhn hohe Wellen warf, so lockte den ausgezeichneten Schwimmer gerade der Wellenschlag und kühn schwamm er unter dem Bote durch, das ihn auf den See gefahren hatte. Da tauchte er nochmals und verschwand in der Tiefe. Mit Thränen brachte der alte Schiffsmann die Nachricht ans Land. Der Leichnam ist nie aufgefunden worden, denn der Walensee giebt seine Beute nicht heraus. Simon's Freunde setzten ihm ein Denkmal bei Murg und deutsche Sänger weihten es mit einer Trauerhymne. Im Publicum rumorte es, der Mann habe aus Schmerz über das Scheitern seiner bergmännischen Spekulation in den Wellen den Tod gesucht, aber ein solcher Schwimmer kann sich nicht ertränken. Es mag ihn ein Nervenschlag getroffen haben. Das Wellengrab ist stumm.

Daß die Leichen der im Walensee Ertrunkenen selten

wieder zum Vorschein kommen, hat man aus der ungeheuren Tiefe des Sees, auch aus den Felsenriffen im Abgrunde erklären wollen, allein neuere Untersuchungen haben ergeben, daß man die Tiefe früher sehr überschätzt hat, und der Boden soll meistens eben und mit einem feinen Schlamm bedeckt sein.

Der Walensee als große Wasserstraße ist jetzt leer geworden, seit die Eisenbahn durch die kühnen Tunnel am südlichen Gestade sich hindurchwindet und nicht nur hat die Dampfschifffahrt auf demselben aufgehört, sondern im Vergleich zu dem Vierwaldstätter- und dem Zürichsee ist er wenig belebt durch Segel- und Ruderschiffe. Auch in dieser Beziehung hat die Eisenbahn eingewirkt. Die Tunnelfahrt wird meistens als sehr interessant gerühmt und kann auch so genannt werden, aber ich finde wenig Geschmack daran, da ich die Dampfschifffahrt, welche zwischen den beiden Eisenbahnzügen eine so schöne Abwechselung bot, noch zu deutlich in der Erinnerung habe und wie man auf ihr in einer Stunde so ruhig den ganzen See und seine beiden Ufer bis zu den Berggipfeln überschauen konnte, während man jetzt nur verstohlene Blicke auf den See und an die Felsen des nördlichen Ufers wirft und von dem an Abwechselung reicheren Ufer der anderen Seite kaum etwas bemerkt. Die Art, den Walensee zu bereisen, hat überhaupt verschiedene Phasen durchgemacht, wenn man sie von der Zeit an verfolgt, als der geniale Künstler und ritterliche Abenteurer Benvenuto Cellini vor mehr als dreihundert Jahren

auf seiner Reise von Italien nach Paris hier passirte. Die Schilderung dieses Reisestücks im Original seiner Selbstbiographie ist noch ergötzlicher als in Goethe's Bearbeitung durch die kühne Mißgestaltung der Ortsnamen. Cellini trat mit seinen beiden Begleitern die Reise von Padua zu Pferde an und erzählt von seiner Reise, so weit sie die Schweiz betrifft: „Ich nahm den Weg durch das Bündnerland. Wir kamen über den Berg Alba und Berlina (!) und obgleich es schon der 8. Mai war, lag noch der höchste Schnee. Mit der größten Lebensgefahr überschritten wir diese Berge und kamen dann zu einem Orte, der, wenn ich mich recht erinnere, Valdistà (Walenstad) hieß, wo wir Quartier nahmen. Des Morgens zogen wir ab und kamen an einen See, der zwischen Valdistà und Vessa (Weesen) liegt und fünfzehn Miglien lang ist. Als ich die Kähne dieses Sees sah, fürchtete ich mich, denn sie sind von Tannenholz, weder groß noch stark noch verpicht und wenn ich nicht in einem andern ähnlichen Schiffe vier deutsche Edelleute mit ihren vier Pferden gesehen hätte, so wäre ich nicht eingestiegen, sondern wieder umgekehrt. Ja, ich mußte denken, als ich die Bestialität jener Reisenden sah, daß die deutschen Wasser nicht ersäuften, wie unsere italienischen. Doch meine beiden jungen Leute sagten zu mir: Benvenuto, es ist eine gefährliche Sache, mit vier Pferden in das Schiff zu steigen. Darauf erwiderte ich: Seht ihr nicht, ihr Memmen, daß jene vier Edelleute vor euch eingestiegen sind und lachend fortfahren? Wenn der See statt Wasser Wein wäre, so

würde ich sagen, sie reisen so lustig, um darin zu ersaufen, da es aber Wasser ist, so seid versichert, daß sie so wenig Lust haben, davon zu schlucken, als wir. — Der See war fünfzehn Miglien lang und ungefähr drei breit. An der einen Seite war ein sehr hoher und höhlenvoller Berg, an der andern war das Ufer flach und grün. Als wir ungefähr vier Miglien zurückgelegt hatten, fing der See an stürmisch zu werden, so daß die Männer, welche ruderten, uns um Beistand anriefen, wir sollten ihnen bei der Arbeit helfen, und so thaten wir eine Weile. Ich verlangte und deutete ihnen, sie sollten uns an jenes Ufer setzen; sie aber behaupteten, das sei unmöglich, denn es sei nicht Wasser genug, das Schiff zu tragen und es befänden sich dort einige Untiefen, an denen wir sogleich scheitern und alle ersaufen würden; darauf verlangten sie wieder, wir sollten ihnen rudern helfen und riefen einander zu und ermunterten sich zur Arbeit. Da ich sie so erschrocken sah, legte ich den Zaum meines klugen Pferdes um dessen Hals zurecht und faßte die Halfter mit der linken Hand. Sogleich schien es, als verstehe mich das Thier und wisse, was ich thun wollte, denn ich hatte ihm das Gesicht gegen die frischen Wiesen gekehrt und meine Absicht war, daß es schwimmend mich mit sich fortziehen sollte. In diesem Augenblick kam eine große Welle, welche über das Schiff schlug. Ascanie schrie: Barmherzigkeit, lieber Vater, helft mir! und wollte sich an mir halten; da zog ich meinen Dolch und sagte, sie sollten thun, was ich ihnen gezeigt hätte, denn die Pferde würden ihnen eben so

gut das Leben retten, als ich auf diese Weise hoffte davon zu kommen; wer sich aber an mir halten wollte, den würde ich niederstoßen. In dieser Todesgefahr fuhren wir einige Miglien weiter. Als wir ungefähr den halben See entlang waren, sahen wir, wie die vier deutschen Edelleute an einem niedrigen Platz des Ufers ausgestiegen waren. Als wir ein Gleiches zu thun verlangten, wollte der Schiffer es durchaus nicht zugeben. Da sagte ich zu meinen jungen Leuten: Jetzt ist es Zeit, etwas zu versuchen! Ziehet die Degen und zwingt sie, das sie uns ans Land setzen! Das erlangten wir mit großer Schwierigkeit, denn sie leisteten heftigen Widerstand. Als wir aber ans Land gestiegen waren, mußten wir zwei Miglien einen Berg hinauf, schlimmer als hätten wir über eine Leiter steigen sollen. Ich hatte einen schweren Ringpanzer an, dicke Stiefeln, eine Flinte in der Hand, und es regnete, was Gott nur schicken konnte. Die Teufel von deutschen Edelleuten thaten Wunder mit ihren Pferden, aber die unsrigen taugten nicht dazu und wollten vor Anstrengung umkommen, als wir sie diesen beschwerlichen Berg hinaufzwingen mußten. Die vier deutschen Edelleute, welche eher als wir auf den Gipfel des steilen Berges gekommen waren, schickten einige Personen, uns zu helfen, so daß wir endlich bei dem allereinsamsten und wildesten Wirthshause ankamen, durchweicht, ermüdet und hungrig. Man nahm uns freundlich auf; wir ruhten aus, trockneten uns und stillten unsern Hunger. Zur Nacht kamen wir in eine Stadt jenseits Vessa, wo wir alle Stunden einen Wächter hörten, der recht an=

genehm sang; weil aber die Häuser alle von Fichtenholz sind, so enthielt sein Lied gar nichts anders, als daß man aufs Feuer Acht haben sollte. Des Morgens standen wir beim schönsten Wetter auf und wir hielten Mittag in einem fröhlichen Orte, Lacca (Lachen) genannt, wo wir trefflich bewirthet wurden. Weiter gelangten wir nach Surich, einer wunderswürdigen Stadt, so nett wie ein Edelstein (citta maravigliosa, pulita quanto un gioiello). Wir ruhten daselbst einen ganzen Tag. Des andern Morgens machten wir uns bei Zeiten auf und kamen in eine andere schöne Stadt, die Solutorno heißt, und gelangten ferner nach Usanna (Lausanne), Ginevra und Lyon, immer singend und lachend."

Man erfährt nicht, wo Cellini mit Gewalt die Landung erzwang. Wenn der Ort, wie man vermuthet hat, das jetzt so liebliche Bättlis gewesen ist, von wo der steile Fußweg auf den Ammon jedenfalls nicht bequemer war als gegenwärtig, so begreift man, daß einem bepanzerten Manne mit Reiterstiefeln diese Tour halsbrechend vorkommen mußte. Aber seine Angaben über den Landungsplatz sind so unbestimmt, daß die Landung auch am andern Ufer, etwa da, wo Mühlehorn liegt, geschehen sein kann. Käme der abenteuerliche Mann jetzt nach Bättlis, so würde er glauben, einen Fleck heimischer italienischer Erde zu sehen. Die Sonne zeitigt dort Trauben und Feigen und der Weinstock wird in italienischer Weise gebogen. Bättlis ist eine romantische lieblichgrüne Oase, ein kleines Paradies, wie hinge-

zaubert zwischen der grauen Felswand und dem tiefen See. Hoch oben vom Felsen eilt der Serenbach, um als silberheller Wasserfall sich mit dem Beyerbach zu verbinden, dessen Wasserfülle unmittelbar unten aus dem Felsen hervorströmt und, sei es wegen der immer gleichen „rinnenden" Wassermasse oder weil man glaubt, er sei ein Arm des Rheins, der sich durch den Berg eine Bahn gebrochen, in der Gegend der „Rhîn" genannt wird. Hinter der Oeffnung, aus welcher das Wasser hervorschießt, soll im Innern des Berges ein See sein. Auf der Brücke, die über den Strom gelegt ist, wird man von dem Tosen des Wassers betäubt und weithin am jenseitigen Ufer des Sees hört man das unablässige Rauschen. Nicht weit davon schaut die Ruine der Burg Stralegg trotzig in den See hinaus und dort soll der böse Geist hausen, der als „Bättliser" Schrecken verbreitet und die Schiffe, die sich in der Nacht hinauswagen, in die Tiefe wirft. Als Rechtshistoriker wurde ich überrascht durch die Erzählung eines alten Mannes am Glarnerufer, daß noch in diesem Jahrhundert alljährlich im Mai die jungen Burschen bei der Ruine Stralegg sich geprügelt haben, damit das Burggericht gehalten werden konnte. Die fälligen Bußen werden gern gezahlt, weil sie nachher fröhlich vertrunken wurden.

Die Spätsommertage, welche wir in Obstalden und der Umgegend verbrachten, waren warm und sonnig und wenn die Sonne zu Rast gegangen war, erschien bald der Mond und machte die Landschaft zu einem geheimnißvollen,

halbverschleierten Bilde. Gern verzichtete ich bei dieser Regelmäßigkeit der guten Witterung auf die eigenthümlichen Wettererscheinungen, von denen man mir erzählte, so interessant sie auch für den Beobachter sein mögen. Bei einem Gewitter kommt es oft vor, daß es bis unter Quinten regnet und rinselt, während der See nach Weesen zu spiegelhell ist; wenn aber das Gewitter in voller Kraft auftritt, so wird der Donner von Wand zu Wand geworfen und sein Rollen hat kein Ende, während Blitz auf Blitz rasch an den starren Felsen zerschellt. Obgleich der Walensee höher liegt als der Zürichsee, so ist doch sein Wasser wärmer, daher er nie gefriert, was denn doch beim Zürichsee dann und wann vorkommt. Die Chroniken melden als eine Merkwürdigkeit, daß der Walensee im Februar 1740 ein wenig überschossen gewesen sei, während damals Wagen über den Zürichsee fuhren. Obgleich aber kein Eis auf dem Walensee den Winter verkündet, fehlt dieser den Umwohnern keineswegs, und ist einigen Orten an der Glarnerseite, die von der Sonne stiefmütterlich behandelt werden, recht empfindlich. In den kürzesten Tagen hat Obstalden die Sonne, wenn sie überhaupt die Welt verklärt, nur zwei Stunden, von 11 bis 1 Uhr; in Mühlehorn erscheint sechs bis sieben Wochen, in Mühlethal ein Vierteljahr die Sonne nicht. Da mag denn die Sehnsucht nach dem Frühling groß sein und sein Bote, der warme Föhn, wie ungestüm er auch an die Thüren und Fenster der Menschenwohnungen klopft, freudig begrüßt werden; er will ja im Verein mit der Frühlingssonne, aber

weit mächtiger als diese, die Schneedecke sprengen und die Alpen wieder grün machen. Und schön ist diese Alpenregion am Kerenzerberge zum starren, dreithurmigen Mürtschenstock hin. Bis man an die ersten Alphütten kommt, laden noch einzelne Baumgruppen zum Eingang in ihren Schatten ein, wie denn überhaupt die Bergabhänge an dieser Seite des Sees reich sind durch Laubholz der verschiedensten Art. Im Hochsommer liegt das Paradies der Rinder hoch nach der Felsenregion hin, bis sie sich im Herbst begnügen müssen mit dem letzten Grasnachwuchs auf den unteren, mehrmals gemähten Wiesen. Aber dann haben sie reichliche Milch gespendet zur Bereitung der Käseart, deren Erfindung ein Ruhm der Glarner ist, des Schabziegers, der nicht, wie man aus dem Namen vermuthen könnte, aus Ziegenmilch gemacht wird. Seine grüne Farbe und seinen aromatischen Geruch und Geschmack erhält dieser in alle Welt verschickte Käse von dem Ziegerklee (Melilotus caerulea). Bekannt ist die Apologie des grünen Käses von dem züricher Naturforscher Conrad Geßner, welcher (1541) erzählt, Spottvögel hätten den Glarnerzieger unter den vier Elementen der Schweiz für die Erde, den Züricherwein für das Wasser ausgegeben, er wolle, obwohl ein Züricher, den „Züriwie" nicht vertheidigen, aber unbillig scheine ihm das Urtheil über den Glarnerkäse, man habe vergessen, wie gesund und angenehm er sei, wie er die Eß- und Trinklust befördere, welch nützliches Reizmittel für den Magen u. s. w. — Ein anderes Sommerleben als die Rinder führen die zahlreichen

Ziegen, welche für die ärmere Bevölkerung ungemein wichtig sind. Sie gehören zur peripatetischen Schule und machen täglich große Wanderungen unter strenger Aufsicht des „Geißers“, damit sie nicht die jungen Bäume benagen und verderben. Die Ziegen des Kerenzerberges haben ihre Nachtstation an der Geißegg, einem kühnen Bergvorsprunge, auf dem sich nur ein paar Menschenwohnungen, dagegen mehrere Reihen an einander gebauter kleiner Blockhäuser für die Ziegen befinden, so daß man den Ort ganz passend die Ziegenstadt benannt hat. Am Tage ist die Stadt leer, denn sehr früh giebt der Hirt durch sein Horn das Zeichen zum Aufbruch und die Thiere kennen ihre Wege, auf denen sie gehen dürfen, so genau, daß der Hirt ihnen nicht voranzugehen oder sonst ihre Bahn zu dirigiren braucht. Am Abend kommen sie oft von den höchsten Alpenkämmen wieder in die Ziegenstadt zurück, wo sie dann von den verschiedenen aus ihren Wohnungen herangekommenen Eigenthümern, wie am Morgen, gemolken werden. Als im Oktober 1864 der Geißer von Kerenzen schon früher als in anderen Jahren durch Frost und Schnee genöthigt worden war, eine untere Weide, die Alp Gäsi, aufzusuchen, da kam eines Tages ein ganz unbekanntes Thier mit unheimlichen Augen auf ihn und seine Heerde zu. Sobald der Geißer den ersten Schrecken überwunden hatte, faßte er Muth und erschlug das Thier mit seinem Hirtenstabe. Was es aber für ein Thier sei, daß wußte anfangs weder ein herangekommener Jäger, noch sonst Jemand zu sagen, bis es sich

ergab, daß der Geißer einen leibhaftigen Bären erschlagen hatte, ohne jedoch wegen seiner herkulischen Tapferkeit bewundert zu werden und ohne eine landrechtliche Prämie für Erlegung eines Bären beanspruchen zu können, denn es war nur ein Ameisenbär gewesen, der sich aus einer Menagerie in Glarus entfernt hatte und bei dem mehrtägigen Umherirren in der Freiheit durch Hunger und Strapazen wohl sehr entkräftet sein mochte.

Bei der Wichtigkeit, aber auch Gefährlichkeit der Ziegen hat das glarner Recht ihnen eine nicht geringe Aufmerksamkeit geschenkt und es ließe sich eine gelehrte Abhandlung über das Ziegenrecht, ein Specimen amoenitatum iuris de iure caprarum glaronensium, schreiben, aber ich muß dieses einem gelehrten glarner Juristen überlassen, weil dazu eine große Lokalkenntniß gehört. Bemerken will ich nur, daß die Gesetzgebung wiederholt vorgeschrieben hat, es solle außer dem gemeinen Hirten des Dorfes oder der Gemeinde keine „besonderbare“ Hirten geben, „damit ein jeder auf dem Seinigen Frieden haben möge.“

Der Gang von Obstalden nach Geißegg und darüber hinaus zum Murgthal hin gehört zu den schönsten Spaziergängen auf dem Kerenzerberge. Anfangs freut man sich über die Fülle und Abwechselung des Laubholzes und besonders über das herrliche Grün der kräftigsten Nußbäume, dann kommt man an ein großes, wildes Tobel oder vielmehr einen Complex mehrerer Tobel. Eine Brücke führt über den Meerenbach, der auf der Meerenalp am Fuße des Mürtschen-

stocks entsprungen ist und hier sein klares Wasser durch das Haupttobel springend dem Walensee zuführt. Unten erblickt man den schlanken Thurm von Mühlehorn und ein großes Stück des blanken Sees. In starker Biegung führt der gut gebahnte Weg auf Geißegg zu und bald gewinnt man eine weitere Aussicht, erschaut Murg an dieser, Quinten an jener Seite, Walenstad am Ende des Sees.

Wenn im Sommer der Reisegenuß oft geschmälert wird durch plötzlich eintretendes Unwetter und langweilige Regentage, so entschädige ich mich für diese Einbuße reichlich dadurch, daß ich in der Winterzeit die schönen Tage des Wanderlebens und die lieblichsten Reisebilder mir wieder gegenwärtig mache. Heute ist Sonntag ohne Sonne, ein dichter Nebel hat sich vom Zürichsee über die Landschaft verbreitet, mir steht aber vom letzten Tage meines Aufenthalts am Walensee ein Landschaftsbild vor Augen, das mich allen Nebel Zürichs vergessen macht. Wir wanderten die Kreuz und Quer sich schlängelnde und dadurch immer neue Ansichten einführende Straße nach Mühlehorn hinab, bis wir eine Viertelstunde vor diesem Ziele Halt machten. Zur Rechten erhob sich eine steile Felswand, zur Linken senkte sich ein jäher Abhang nach dem See zu, vor uns lag auf der vom steilen Ufer vorspringenden Landzunge das liebliche Mühlehorn und die Lebenslust jauchzender Kinder des Dorfes fand ein Echo in unseren Herzen. Von den letzten Häusern Weesens bis zu dem ferneren langen Walenstad konnten wir den

ganzen von der Abendsonne beglänzten See überschauen und wir verweilten lange an diesem Punkte, denn es galt uns, ein letztes großes Bild aus genußreichen Tagen heimzutragen und nochmals sagte ich: Königin, das Leben ist doch schön!

X.

Die Schweiz, das Land der Gegensätze.

Eine Hauptzierde der schönen Schweiz sind ihre vielfarbigen Seen, von denen jeder seinen besondern Charakter hat. Der Bodensee imponirt durch seine Größe und wurde auch im Mittelalter, als man sich dessen noch mehr bewußt war, daß die Umwohner demselben deutschen Stamme angehörten, das schwäbische Meer genannt. Wer von Deutschland kommend seine erste Schweizerreise macht, wird nicht lange auf ihm und an ihm verweilen, denn wem die Schneegipfel des appenzeller Alpstocks zuwinken, der wird eilen, sich in die Zauberwelt zu vertiefen, die wie ein ungelöstes Räthsel vor ihm liegt. Wenn er dann nach kurzer Eisenbahnfahrt an einem sonnigen Tage den blanken Zürichsee erblickt, so wird es einiger Zeit bedürfen, bis das Auge zur Ruhe kommt. Das bewegte Leben der Stadt, die am ruhigen See und am raschen Fluße zugleich liegt, wird ihn fesseln, und wenn er sieht, wie die aus dem See strömende Limmat dahineilt, um ihre klare Fluth mit der Aare zu verbinden und mit dieser in den Rhein sich zu ergießen, so wird er der schnellen Botin Grüße mitgeben in die deutsche Heimat.

Wenn dann die Sonne niedergehen will, so nehme er ein Schiffli und fahre hinaus auf den See von seltener Reinheit; er sieht, „wies Fischlein ist so wohlig auf dem Grund", unzählige Boote schweben leicht wie Delphine vorüber, die Ufer, mit netten weißen Häusern besäet, spiegeln sich im Wasser, und wo der See endet, da erheben sich die majestätischen Bergriesen vom Glärnisch bis zum Blackenstock, deren Eis- und Schneefelder aus dieser Ferne wie ein Silbergürtel die Erde vom Himmel abgrenzen. Vielleicht ist er so glücklich, das erste Alpenglühen zu schauen, wo das Vreneli auf dem Glärnisch vom letzten Kuß des scheidenden Sonnengottes erröthet.

Dem Zürichsee ähnlich und unähnlich ist der Genfersee, ähnlich, insofern man beide, im Gegensatz zu dem rauhen und grotesken Vierwaldstättersee, civilisirt nennen kann, aber, obwohl das Wasser des Zürichsees durch Klarheit und Durchsichtigkeit sich auszeichnet, hat es nicht das constante tiefe Blau des Genfersees. Den Zürichsee muß man beim Sonnenuntergang sehen, den Genfersee im hellen Mondschein. Da ist dieser unvergleichlich und ich gebe den Genfern Recht, wenn sie sagen, wer den Leman nicht im Vollmond um Mitternacht gesehen habe, der kenne ihn nicht. Wenn der Mond seinen Silberschein auf dem geheimnißvollen blauen Wasserspiegel tanzen läßt, die lauschigen Kastanienwälder und Rebgelände als Schatten das Zauberlicht erhöhen, so hat man wohl ein Recht, mit wachem Auge zu träumen und in der Geisterstunde die keuschen Wassernixen

zu schauen, die im schäkernden Spiel aus ihrem blauen Elemente auftauchen. Dem Maler möchte es schwer sein, dies in einem Farbenbilde darzustellen, das Tonbild eines Nocturno würde eine solche Mitternacht getreuer wiedergeben können.

Der kleine aber tiefe Zugersee, wie er in der Mitte liegt zwischen dem Zürichsee und dem Vierwaldstättersee, ist auch in anderer Beziehung der Uebergang von jenem zu diesem. Wenn ihm das Prädicat lieblich im hohen Grade zukommt und er darin dem Zürichsee ähnelt, so ist doch seine Farbe nicht mehr blau, sondern weißlichgrün und vorbereitend auf das volle Grün des Vierwaldstättersees, das bei der Tellskapelle am Axenberge einen Farbenton erreicht, wie er sonst wohl in keinem Gewässer vorkommt. Ebenso eigenthümlich wie seine Farbe ist die Gestalt des ersten der großen Schweizerseen, den die Natur verschwenderisch ausgestattet und die Geschichte geadelt hat.

Ziehen wir von den größeren Schweizerseen noch den Thuner- und den Brienzersee und den Walensee in den Vergleich, so hat jeder derselben seine besondern Schönheiten, und eine andere Gruppe bilden dann weiter die vielen kleineren Bergseen, von dem Davosersee und dem Golzernsee, der noch den Wanderer einladet, am tannenbeschatteten Ufer eine Rast zu machen, bis zu dem unheimlichen, düstern Todtensee an der Grimsel, dem man vorbeieilt, um wieder in den Bereich des Lebens zu kommen, das sich in dem großartigen Handeckfall und dem saftigen Grün des Haslithals so mächtig und so üppig entfaltet.

Diese kurze Skizzirung der Schweizerseen sollte mit einem Bilde einleiten in die Betrachtung der sich zu Gegensätzen steigernden Verschiedenheiten, die sich überall wiederholen, von welcher Seite man die Schweiz anschaue, in den sprachlichen wie in den politischen, rechtlichen, kirchlichen und socialen Verhältnissen ihrer Theile und Bewohner.

Die Schweiz ist durch die neue Bundesverfassung von 1848 in eine neue Entwicklungsphase des politischen Lebens getreten. Aus dem Staatenbunde wurde ein Bundesstaat und an die Stelle der Tagsatzungen und beweglichen Vororte Zürich, Bern und Luzern kam Bern als fester Bundessitz. Angesichts der hehren Jungfrau und des ernsten Mönchs erhebt sich das Bundesrathhaus, zwar nur ein kleines Menschenwerk gegenüber den Felsendomen, die seit vielen tausend Jahren in ruhiger Majestät dastehen, aber doch in seiner Structur aus dem Granit und Marmor seiner einheimischen Berge die Solidität des Vorbildes nachahmend. Dieser Bundespalast, wie man ihn wohl zu nennen beliebt, ist nun zwar ein stattlicher Ausdruck, ein Sinnbild der Bundesverfassung und man hört auch nicht selten in den Cantonen über zu starke Centralisation klagen, aber Bern ist doch kein Paris und der Bundespalast gleicht nicht den Tuilerien. Nach der Bundesverfassung ist die Centralisation nur so weit geführt, als es der Schweiz zum Heil gereicht, deren Glieder dadurch zu einem organischen Staatskörper sich vereinen, sie enthält den glücklichen, von hoher Staatsweisheit zeugenden und sich bewährenden

Versuch, die Bundessouverainetät und die Cantonssouverainetät in das rechte Gleichgewicht zu bringen. Wenn sich wirklich ein Uebergreifen der ersteren hie und da zeigen sollte, so wäre das nicht die Schuld des Verfassungsgesetzes, sondern der Menschen, welche das Gesetz handhaben. Einer der ersten schweizerischen Staatsmänner sprach als Nationalrathspräsident im Januar 1863 in einer seiner kräftigen Reden die Worte: „Der schöne Baum unseres neues Bundes, der seine schützenden Zweige über das ganze Vaterland ausbreitet, hat zu seinen Wurzeln die Cantone. Würden wir diese Wurzeln verkümmern und absterben lassen, so würde damit auch dem Baume der sichere Untergang bereitet." Solche Worte aus dem Munde eines Mannes, der zu den Gründern des neuen Bundes gehört, werden von Zeit zu Zeit nöthig gefunden, um zu beruhigen, wenn in einem Canton die Furcht vor Beinträchtigung der Cantonssouverainetät zu laut sich äußert. Die Cantone wachen ängstlich darüber, daß ihnen ihre selbstherrlichen Rechte nicht entzogen werden. Ihre Verfassungen sind ihnen vom Bunde gewährleistet; die Rechtsgesetzgebung und Rechtspflege ist in ihren Händen, wie das Finanzwesen, die Polizei, das Schulwesen und die kirchlichen Einrichtungen, so weit nicht dem Allgemeinen eine nothwendige Concession gemacht werden muß. Daraus ergiebt sich denn in der Einheit eine Vielheit mit dem wunderbarsten Farbenspiel.

Der Anblick einer unter freiem Himmel am Sonntag vor eingehendem Maien tagenden appenzeller Landsgemeinde

versetzt uns in eine Zeit germanischer Gauversammlungen zurück. Das Volk, für welches die politische Mündigkeit mit dem achtzehnten Jahre beginnt, kommt bewaffnet zu diesem Concilium, wie es früher von den Bergen herabstieg auf den kriegerischen Sammelplatz mit Schlachtschwert, Hakenbüchsen oder Spießen, wenn das Harsthorn ertönte. Die jetzige Bewaffnung, wo einer nach Vorschrift eines alten Mandats mit einem „lang ansehnlich Seitengewehr" erscheint, ein Anderer mit einem kurzen Schwert, und wo die sonstige Kleidung nichts weniger als kriegerisch ist, kann dem Zuschauer komisch erscheinen, wer aber weiß, daß die Waffe das äußerliche Zeichen der Ehre ist, daß für Ehrenentziehung noch die Formel besteht „von Ehr' und Gewehr setzen", und wer dann die ganze Feierlichkeit der Versammlung verfolgt, der wird diese kleine Tradition des alten Germanenthums nicht weiter belächeln, zumal wenn er sieht, wie der regierende Landammann und neben ihm der Landschreiber und der Landesweibel in seiner Amtstracht auf dem erhöhten Gerüste, dem „Stuhl", der mit den Landesfarben bemalt ist und an welchem zwei große Schlachtschwerter angebracht sind, niederknien und um den Beistand Gottes beten für die gedeihliche Behandlung der Landesangelegenheiten. Den Hauptgegenstand der Verhandlungen bilden meistens die Wahlen der Beamten, die in der Regel nur auf ein Jahr gewählt werden. Sowohl bei den Wahlen wie bei den weiteren Tractanden entscheidet das „Handmehr", und wo eine Angelegenheit besonders wichtig erscheint, drücken die

stimmenden Landleute ihr Interesse durch eine lebhafte Wirbelbewegung der aufgereckten Hände aus.

Solche Landsgemeinden in ähnlicher Form, nur ohne die allgemeine Bewaffnung, bestehen auch noch in Uri, in Nidwalden und Obwalden, in Glarus, und wir haben darin die Erscheinungsform der primitiven Urdemokratie, die nur in kleinen Staatskörpern mit einfachen Lebensverhältnissen möglich ist, aber auch da, wie die Geschichte der schweizerischen Landsgemeinden zeigt, zu den schlimmsten Ausschreitungen kommen kann, als da sind Justizmorde, Parteidruck, confessionelle Intoleranz 2c. 2c., denn das Volk ist der Souverain in großen und in kleinen Dingen; es kann in einer und derselben Landsgemeinde über Leben und Tod eines Menschen entschieden werden und ob die junge Welt bis neun Uhr oder bis Mitternacht tanzen darf. Das Fortbestehen der die Urdemokratie darstellenden Landsgemeinden ist in der Gegenwart nur dadurch möglich in der Schweiz, daß die Cantonalsouverainetät durch die Bundessouverainetät gedeckt wird.

Treten wir jetzt auf die Tribüne des Rathhaussaals in Zürich zur Zeit einer Sitzung des Cantonsraths oder „Großen Raths", so haben wir ein Bild vor uns, das von einer appenzeller Landsgemeinde sehr verschieden ist. Ungefähr 200 Männer, die das Volk als seine Vertreter gewählt hat, sitzen da in schwarzer Kleidung, aber ohne den monströsen französischen Frack, und vernehmen die Eröffnungsrede des für die Sitzung gewählten Präsidenten, oder

hören auf die Worte eines Mitgliedes. Es sind unter den „Großräthen“ manche geübte, kräftige Redner, aber die meisten huldigen glücklicher Weise dem Satze, daß Reden Silber, Schweigen Gold sei. Der Präsident spricht ein möglichst reines Hochdeutsch, freilich nicht ohne das unvermeidliche, angeborene „ischt“, „Geischt“, „Vatterland“, den sonstigen Rednern ist eine stärkere dialektische Beimischung gestattet, aber die Annäherung an den Gebrauch der Schriftsprache ist hörbar. Die Züricher, deren Streben nach Reichthum überhaupt recht lohnend gewesen ist, haben sich auch einen Sprachreichthum verschafft und unterscheiden in neuerer Zeit Gutdeutsch (Hochdeutsch), Großenraths-Dütsch und Züridütsch. Früher hatten auch die Pfarrer auf der Kanzel — nach der Regel „medium tenuere beati“ — ein dem Großenraths-Dütsch ähnliches Mittel-Idiom, Kanzel-Dütsch genannt. Das kräftige Züridütsch ist zwar die allgemeine Herzenssprache und im Verkehr der Züricher unter sich allein zuläßig, aber im Gespräch mit Fremden aus Deutschland wird das Hochdeutsch verwendet, so gut es gehen kann, und da kommt denn das Großenraths-Dütsch auch außer dem Rathhause als Sprachform zur Anwendung bei denen, die nicht durch längeren Aufenthalt in Deutschland sich das Hochdeutsch ganz angeeignet haben. Uebrigens ist auch jedem einigermaßen gebildeten Züricher die französische Sprache geläufig und durch den Weltverkehr, in welchen der Handel geführt hat, ist die Kenntniß des Italienischen und auch des Englischen ziemlich verbreitet.

Die Cantone mit Landsgemeinden und diejenigen, welche das Repräsentativsystem haben, bilden einen Gegensatz zu einander und es ist den ersteren in neuester Zeit sehr eindringlich zugemuthet worden, dem Fortschritt zu huldigen und die repräsentative Demokratie, die ja keine Aristokratie sei oder sein solle, bei sich einzuführen. Aber grade die Länder der reinen Demokratie sind sehr conservativ und diesem Ansinnen nicht geneigt. Nach meiner Ansicht ist auch die Entwicklung der Gesammtschweiz gar nicht gehemmt durch das Fortbestehen der Landsgemeinden und ich könnte in ihrer Beseitigung keinen Vortheil sehen. Vielleicht ist es ein romantischer Zug, der mir als Rechtshistoriker anklebt, wenn ich mich freue über diese Volksversammlungen, welche aus dem von Tacitus vor fast 2000 Jahren geschilderten Germanenthum herstammen und jetzt einzig in der Welt dastehen. Es hatte auch seine Freude daran ein Mann, der nicht grade Romantiker war. Napoleon Bonaparte soll als erster Consul 1803 in den Tuilerien zu den Abgeordneten der Schweiz gesagt haben: „Ohne diese Demokratien würde man in der Schweiz nur dasjenige wiedersehen, was man überall wahrnimmt, sie würde keine eigenthümliche Farbe haben. Legen Sie, meine Herren, das gehörige Gewicht auf diese eigenthümliche Gestaltung. Diese ist es eben, die jeden andern Staat von dem Gedanken, Euch mit ihm zu vereinigen, abhält. Ich weiß wohl, daß diese Volksherrschaften viele Nachtheile mit sich führen, allein sie bestehen seit Jahrhunderten und verdanken ihren Ursprung dem

Klima, der Natur, den Bedürfnissen und ersten Gewohnheiten der Bewohner. Sie sind in Uebereinstimmung mit dem Ortsgeiste, und man muß nicht den Gesetzen der Nothwendigkeit gegenüber Recht haben wollen. Die Verfassungen der kleinen Cantone sind nichts weniger als vernünftig, aber die Gewohnheit hat ihnen Festigkeit gegeben. Wenn Gewohnheiten mit der Vernunft in Widerspruch sind, so tragen die ersteren den Sieg davon. Ihr wollt die Landsgemeinden ganz aufheben oder doch bedeutend beschränken; allein in diesem Fall muß man nicht mehr weder von Demokratien noch von Republiken sprechen. Freie Völker haben niemals zuzugeben, daß man ihnen die unmittelbare Ausübung der obersten Herrschaft entzöge. Die neue Erfindung des Repräsentationssystems, welches die eigentlichen Grundlagen der republicanischen Formen zerstört, sagt ihnen nicht zu." Würde jemand behaupten, die Landsgemeinden, als unmittelbarer Ausdruck der Volksherrschaft, seien nach den Ansprüchen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unvereinbar mit einem gedeihlichen Fortschreiten nicht bloß größerer, sondern auch der kleinen Staaten, den könnte man auf Glarus verweisen, das gar nicht bloß ein Hirtenvolk hat, sondern in Handel und Industrie Großes leistet und nach dem unglücklichen Brande im Mai 1861 eine Kraft gezeigt hat, die auf ein gesundes Staatsleben schließen läßt.

So wie in dem Bundesstaate der Schweiz die Souverainetät der Cantone nicht nur nicht ihren Untergang gefunden hat, sondern in richtiger Formel gesagt werden kann, die

Cantonalsouverainetät bilde die Regel, die Bundessouverainetät die Ausnahme, und jene werde durch diese nur beschränkt, soweit der Staatszweck der ganzen Eidgenossenschaft es erfordere, so ist in der weiteren Gliederung der staatlichen Verhältnisse in den Cantonen den Gemeinden eine große Selbständigkeit und Autonomie gelassen. Wie es einen Bundespräsidenten und Präsidenten der Cantone giebt, so haben auch die Gemeinden ihren Präsidenten, und mancher Präsident einer Dorfgemeinde weiß in seiner Person das Herrscherprincip sogar in einer wenig republicanischen Weise zu repräsentiren, denn das Geld ist so gut in der Schweiz eine Macht wie in England.

Die Gemeinden haben große Rechte, wie die eigene Wahl ihrer Vorstände und Beamten, die Selbstverwaltung und Selbstbesteuerung, aber mindestens ebenso große Pflichten und sie nehmen in der Erfüllung dieser Pflichten einen großen Theil der Aufgabe auf sich, welche der Staat zu lösen hat. Die Schulpflege wie die Armenpflege ist wesentlich Sache der Gemeinden, und wie ihnen die Schulpflege am Herzen liegt, daß zeigt sich in vielen Dörfern darin, daß das beste Haus des Dorfes, wenn dieses nicht grade große Fabrikanten hat, das Schulhaus ist. Es wetteifert darin ein Dorf mit den Nachbarn, und es ist rührend von einem Bauernknaben den Ausspruch zu hören: „Er hat ein Haus wie'n Schulhaus", während man in Deutschland sagt: „Er hat ein Haus wie ein Schloß." Die Schlösser sind in der Schweiz meistens zu schönen Ruinen geworden.

Vergleichen wir nun aber die Gemeinden in den verschiedenen Theilen der Schweiz mit einander, so finden wir da wieder eine große Varietät. Die Franzosen und Italiener, der Centralisation geneigt, handhaben das Gemeindewesen anders als die Deutschen und die Stadtgemeinden und Dorfgemeinden sind natürlich sehr verschieden von einander, aber auch wenn wir uns zunächst an die größere Zahl der Dorfgemeinden halten, ist die Entwicklung derselben in den Ländern der Schweiz gar nicht die gleiche gewesen. Am unabhängigsten von der Staatsregierung sind wohl die Gemeinden in Appenzell-Außerrhoden und mehr noch in Graubünden. Der letztere Canton ist erst in neuerer Zeit aus einer Anzahl kleiner Republiken zusammengewachsen und die Selbständigkeit, welche die Gemeinden in den kleinen Kreisen hatten, ist möglichst conservirt.

Wollte man die Schweiz nach der Verschiedenheit der Rechte in Theile zerlegen, so würden diese Theile die Zahl der Cantone weit übersteigen. Es handelt sich dabei nicht bloß um deutsches Recht, das sich nirgends so deutsch entwickelt hat als in der deutschen Schweiz, und um französisches Recht nebst einem Bruchtheil italienischen Rechts, sondern auch in der deutschen Schweiz ist das Rechtsleben sehr mannigfaltig gestaltet, so daß es einem praktischen Juristen oft unmöglich sein würde, über seinen Canton hinaus zu prakticiren. Es ist schwer, sich eine vollkommene Kenntniß der Erbrechte und der ehelichen Güterrechte zu verschaffen, noch schwerer, in einem Streit wegen Allmend-

verhältnisse in den Gebirgscantonen sicher zu urtheilen oder auch nur der Terminologie sich zu bemächtigen. Am anschaulichsten lassen sich aber die Gegensätze im Rechtsleben an der Strafrechtspflege herausstellen. St. Gallen hat ein modernes Strafgesetzbuch und eine treffliche Strafanstalt nach dem neuen System. Wer von St. Gallen über waldbekränzte Hügel und durch wohlhäbige Ortschaften von Appenzell-Außerrhoden die kurze Wanderung in das Hirtenland der innern Rhoden gemacht hat, der findet hier die Region der Antipoden: kein geschriebenes Strafrecht, dagegen Gefängnisse, die vor Jahrhunderten erfunden sein mögen, als man „schädliche Leute" einsperrte, um sie alsbald aufzuknüpfen oder zu köpfen oder mit „Abschied" über die Grenze zu schieben. Das geht jetzt nicht mehr so leicht als früher, indem die Nachbarn sich gegen solchen Export oder Import verwahren, aber der raschen Strafjustiz befleißigen sich die Appenzeller in alter Weise und die „uneigentliche Folter" verstehen sie zu handhaben. Wer jetzt in einer Stunde auf der Eisenbahn von Zürich nach Zug fährt, der findet einen ebenso großen Contrast in der Strafrechtspflege wie im Gefängnißwesen. Die Strafanstalt in Zürich steht zwar nicht auf gleicher Höhe mit den Anstalten der Art in St. Gallen, Genf und Lenzburg im Aargau, ist aber doch dem neuen Gefängnißsystem angepaßt. Zug hatte bis vor Kurzem ein raffinirtes System der Freiheitsstrafen. Um den bekannten Ausdruck „in den Schatten setzen" recht buchstäblich zu veranschaulichen, sperrte man Uebelthäter oder

solche, die dafür galten, in gewisse Kasten des „Kaibenthurms", welche die Finsterniß der Hölle versinnlichten, oder in dem „Zitthurm" (Zeitglockenthurm) in Käfige neben dem rasselnden Uhrwerk. Der Kaibenthurm hat vor Kurzem seine offizielle Qualität verloren und den Zeitthurm hat im April 1863 der Blitz getroffen; jetzt sollen im Rathhause die nothwendigsten Detentionsgefängnisse eingerichtet sein. Zug hat aber noch ein Surrogat der Gefängnißstrafe, das einzig in der Welt dasteht. Es wird Auction gehalten, um den Menschen, der anderswo einige Jahre ins Zuchthaus wandern müßte, an den Mindestfordernden zu versteigern, damit dieser ihn in seinem Hause an der Kette halte und gegen das bestimmte Kostgeld füttere.

Dem Beschauer des Strafprocesses bietet die Schweiz alle möglichen Formen. Mehrere Cantone haben Schwurgerichte, andere eine mündlich-öffentliche Beweisverhandlung vor ständigen Criminalgerichten, andere das ältere Verfahren, aber mit erheblichen Verschiedenheiten, bis zur inquisitorischen Wahrheitserforschung im schlimmsten Sinne des Wortes herab. In Unterwalden, Uri und Appenzell-Innerrhoden sind Geständnißhiebe und magere Kost reglementarisch und Zug hat noch in diesem Jahrhundert in dem furchtbaren Kaibenthurm recht oft regelrecht gefoltert. Aber es wäre Unrecht, darnach den ganzen Rechtszustand dieses kleinen Landes zu beurtheilen. Es hat neuerdings eine Rechtsgesetzgebung begonnen, welche Bürgschaft bietet, daß Zug, wie es jetzt durch die Eisenbahn mit der civilisirten

Welt verbunden ist, auch bald in anderer Beziehung den Culturstaaten der Neuzeit angehören werde. Zug hat seit 1863 eine treffliche Civilproceßordnung und ein einfaches, ebenfalls treffliches privatrechtliches Gesetzbuch. Da kann denn das Strafrecht, in welchem sich der Culturzustand abspiegelt, unmöglich bei Kaiser Carls V. und des heiligen römischen Reiches peinlicher Gerichtsordnung verharren.

Auf eine nicht unerhebliche Verschiedenheit in der Rechtspflege deutet auch hin die verschiedene Stellung und Würdigung der Advocaten in den Ländern der Schweiz. In den meisten der größeren Cantone giebt es Advocaten, welche vom Staat autorisirt sind, nachdem sie in einer Prüfung ihre wissenschaftliche und praktische Befähigung dargethan haben; in andern Cantonen, selbst in St. Gallen und Graubünden, wird kein solches Examen verlangt und in Schaffhausen sind die Advocaten sogar nominell ganz verboten, denn in der Verfassung steht unter den allgemeinen Grundsätzen § 20 der Satz: „Die Zulassung von Advocaten bei allen Gerichtsstellen bleibt auch für die Zukunft untersagt." Es giebt nun freilich dennoch in Schaffhausen Juristen, welche Advocatur-Geschäfte betreiben, nur dürfen sie sich nicht Advocaten nennen, sondern heißen etwa Agenten. Es erinnert dieses Verbot von Schaffhausen an die Cabinets-Ordre Königs Friedrich II. von Preußen vom 14. April 1780, die Verbesserung des Justizwesens betreffend. Dieser König war den Advocaten nicht hold und sagte daher: „Es

ist wider die Natur der Sache, daß die Parteien mit ihren Klagen und Beschwerden vor dem Richter nicht selber gehört werden, sondern ihre Nothdurft durch gedungene Advocaten vorstellen sollen. Diesen Advocaten ist sehr daran gelegen, daß die Processe vervielfältigt und in die Länge gezogen werden, denn davon dependirt ihr Verdienst und ihr ganzes Wohl." Der König spricht es daher als seinen ernsten Willen aus, „daß der Richter künftig die Parteien mit ihrer Klage und Verantwortung selber hören sollte und daß, wo den Parteien bei gerichtlichen Handlungen die Assistenz eines Rechtsfreundes nothwendig sei, die Referendarien der Gerichte als Assistenz-Räthe statt der gedungenen Advocaten auftreten sollen." Dieß ist ein Zurückgehen auf eine altdeutsche Gewohnheit, nach welcher die Parteien vielfach durch Beisitzer des Gerichts vertreten und assistirt wurden und diese Gewohnheit ist auch in der Schweiz, z. B. in Appenzell, nicht verschwunden. Im Allgemeinen stehen die Advocaten in der Schweiz nicht in großem Ansehen und sie müssen sich damit trösten, daß sie besser seien als ihr Ruf. Aber es ist doch in der Volksanschauung vornemlich der Name Advocat anstößig, während man einen Fürsprech gelten läßt. Auch in der französischen Schweiz müssen, wenigstens früher, die Advocaten in einem schlimmen Credit gestanden haben, denn es meldet die Sage, daß die Advocaten und die Hagestolzen nach ihrem Tode von der Rhone her Sand in durchlöcherten Körben herauftragen und die unnütze Arbeit stets wieder von Neuem anfangen müssen.

Verfolgen wir das Thema von den Gegensätzen in der Schweiz auf das kirchlich-religiöse Gebiet, so genügt es nicht, zu notiren, daß in der Schweiz Katholiken und Protestanten neben einander leben und daß nach der neuen Bundesverfassung die freie Ausübung des Gottesdienstes den anerkannten christlichen Confessionen im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft gewährleistet ist, d. h. der römisch-katholischen und der evangelisch-reformirten Kirche, denn anders wird diese Bestimmung der Bundesverfassung nicht genommen. Darüber hinaus ist denn doch die Cultusfreiheit sehr beschränkt. Die Juden sind geduldet, weil man sie nicht aus der freien Schweiz forttreiben kann, aber es würde einer Judengemeinde unmöglich sein, sich in Uri aufzuthun, und staatsbürgerlich sind die Juden sehr im Nachtheil gegen die Christen, selbst im Canton Zürich.

In der Vergleichung der reinkatholischen und der reformirten Cantone ist man sehr geneigt, jene als in der geistigen Bildung zurückgeblieben zu bezeichnen und leugnen läßt sich die Thatsache nicht, wenn man Unterwalden und Zürich, Schwyz und Genf, Appenzell-Innerrhoden und Appenzell-Außerrhoden einander gegenüberstellt, aber die Gerechtigkeit verlangt es, dabei anzuerkennen, daß der Unterschied der Bildung gar nicht seinen einzigen oder den letzten Grund in den confessionellen Unterschieden hat, sondern die mit der Bodenbeschaffenheit zusammenhängenden Lebensverhältnisse fallen vor Allem in die Wagschale. Unterwalden ist von Natur ein Hirtenland. Soll man wünschen, daß der Unter-

waldner sein Hirtenhemd mit dem französischen Frack vertausche und Glanzhandschuhe anlege, um als hochcivilisirt zu erscheinen? Sollen die Sennereien sich in Spinnereien verwandeln? Wer den herrlichen Menschenschlag Unterwaldens anschaut, die kräftigen Männer und die stattlichen Frauen und Jungfrauen in ihrer kleidsamen Nationaltracht, wer an einem Sonntage ihre Fröhlichkeit sieht und, falls er ihre Sprache versteht, gar bald bemerkt, daß der gesunde Witz bei ihnen zu Hause ist, wird er es sehr bedauern, daß Streuetoni nicht seinen Namen schreiben, sondern nur mit schwerer Hand drei Kreuze malen kann? Diese schwere Hand weiß sich nicht nur geltend zu machen, wenn im Hochgewitter der brüllende und zum Fortspringen bereite Stier an den Hörnern zu fassen und die Heerde zu retten ist, sie zeigt ihre Kraft bei dem Schwingfeste und sie ist für die Büchse so fest und sicher wie das Auge des Mannes. Welches Land der Schweiz kann mit Stolz auf das Jahr 1798 blicken, als die Schützen von Nidwalden den Kampf für die alte Freiheit gegen die neue Freiheit aufnahmen und zwar von der Uebermacht besiegt wurden, aber, so viel an ihnen lag, die Ehre der Schweiz retteten? Die Menschen, wie sie in Unterwalden ob und nid dem Kernwald sind, passen zu dem Boden, auf welchem sie leben, und wir müssen uns freuen, daß es noch Land und Leute dieser Art giebt.

Aber, wird mir ein Aufgeklärter einwenden, die Leute sind dort voll Aberglauben. Mit dem Aberglauben hat es eine eigene Bewandtniß; wo er verbannt ist, ist oft der

Glaube mit ihm abhanden gekommen und oft taucht der Aberglaube da am crassesten auf, wo die allgemeine Bildung des Volks nicht bestritten werden kann. Der Canton Zürich ist im stolzen Selbstgefühl ein Culturstaat. Sein Staatshaushalt ist in bester Ordnung und die meisten größeren Gemeinden haben ein bedeutendes Steuercapital; die schönen Straßen zeigen sehr deutlich die allgemeine Wohlhabenheit und für die Eisenbahnen ist die rege Handelsstadt Zürich ein Knotenpunkt. Vor Allem aber ist für das Schulwesen geleistet, was nur ein Staat und die Gemeinden leisten können, und der Canton Zürich rühmt sich einer sehr aufgeklärten Geistlichkeit. Hier müßte, sollte man denken, Aberglaube und Wunderglaube beseitigt sein, aber dem ist nicht so. Wir dürfen es nicht hoch anschlagen, daß der Gebrauch sympathetischer Curen im Canton allgemein ist, denn unter den alten Frauen giebt es wohl überall solche, die zu besprechen verstehen und seit die Hexenverfolgungen aufgehört haben, ungehindert hierin prakticiren. In der unmittelbar an die Stadt Zürich sich anlehnenden Ausgemeinde, in welcher das Cantonsspital liegt und die medicinische wie chirurgische Klinik floriren, concurrirt mit der medicinischen Kunst eine alte Frau, welche die Warzen an der Hand einer jungen Dorfschönen und auch andere körperliche Schäden in der Weise beseitigt, daß sie den Namen der Patienten auf einen Papierstreifen schreibt und diesen bei abnehmendem Monde in stiller Mitternacht unter einen Brunnentrog legt. Welche Formel sie dabei hersage, habe ich nicht erfahren, aber es

fehle nie, sagte mir mein gebildeter Berichterstatter. Aber dergleichen Dinge sind Kleinigkeiten gegenüber anderen nicht so harmlosen Erscheinungen des Aberglaubens und Wunderglaubens und der religiösen Exaltation und Verirrung im Canton Zürich. Wollte jemand eine Geschichte des religiösen Fanatismus schreiben, so dürfte darin die Kreuzigungsgeschichte von Wildenspuch, einem Dörfchen im nördlichen Theil des Cantons Zürich, aus dem Jahre 1823, nicht fehlen. Die Gräuelscenen der Besessenen, von einer Schwärmerin geleitet, deren Leben nicht eben keusch gewesen war, die gegenseitigen Verwundungen der Fanatiker, um durch Blut die Sünde abzuwaschen, die Tollheiten enden damit, daß sich die Hauptperson in dem Glauben, es sei nöthig, Gott von Neuem durch ein blutiges Opfer zu versöhnen, um die schwere Sünde der Jetztzeit zu tilgen, ans Kreuz nageln ließ, nachdem sie geholfen hatte, ihre Schwester todtzuschlagen, die sich zu opfern bereit war, damit der Satan nicht siege.

Zwanzig Jahre später finden wir ein Seitenstück hierzu in der mit den widerlichsten Dingen und auch mit Somnambulismus vermischten religiösen Verirrung einer Familie Spörri in Bauma, aber wir wollen uns dabei nicht aufhalten, sondern zur neuesten Zeit herantreten. Ein Betrugsfall, der 1860 in das Schwurgericht kam, zeigt uns, welcher plumpen Mittel sich ein Betrüger bedienen kann, wenn er nur auf den Aberglauben und die Habsucht der Menschen zu speculiren versteht. Grade das Unglaubliche findet oft

am leichtesten Glauben. Nicht ein armes Dorf im Hinterlande, etwa Sternenberg, das man wohl als Contrast zu der gebildeten Hauptstadt anzusehen pflegt, sondern Riesbach, die reiche und blühende Ausgemeinde oder Vorstadt Zürichs, war der Schauplatz, auf welchem sich die Geschichte entwickelte, die ich leider nicht so genau erzählen kann als es zur vollständigen Charakteristik der Betrügerin nöthig wäre, da der Anstand es verbietet, alles mitzutheilen.

Anna Leuthold, erst 39 Jahre alt, aber schon zum dritten Mal verheirathet, hatte einst in bessern Vermögensverhältnissen gelebt, war aber im Beginn unserer Geschichte von der Armenbehörde verkostgeldet, während ihr 60jähriger Mann taglöhnerte. Nicht lange darauf sehen wir sie in einer elegant möblirten Wohnung, und als die Reisesaison beginnt, fährt sie auf der Eisenbahn in erster Classe, um ins berner Oberland zu reisen, logirt im Hôtel Ritschard mitten in der vornehmen Welt, ist begleitet von einem jungen Mediciner, der für ihren Leibarzt gilt, und von einem elegant geputzten Mädchen, das sie für ihre Tochter ausgiebt. Auf diese Weise verbraucht sie in vier bis fünf Monaten die Summe von mehr als 14,000 Franken. Und woher ist dieses Geld gekommen? Nicht aus einer Erbschaft, sondern den größten Theil davon hatte sie einem einzigen nicht reichen Bauern abgeschwindelt. Dieses Opfer seiner Dummheit war Jacob Weidmann in Embrach, ein fleißiger und sparsamer Mann, der mit seiner Frau und fünf Kindern sein Auskommen hatte. In seiner Eigenschaft als Exercirmeister

bei der Infanterie mußte er oft nach Zürich und besuchte dann wohl seine in der Nähe verheirathete Schwester, die Frau Boller, bei welcher er im Herbst 1858 die dort in Kost gegebene, erst kürzlich aus dem Spital entlassene Leuthold traf. Als er um Fastnacht 1859 wieder bei seiner Schwester einsprach, erzählte ihm diese, sie sei sehr glücklich, denn sie werde für die Pflege der Leuthold 500 Franken, ihre größere Tochter ein Klavier, die übrigen Kinder jedes ein Bett erhalten. Woher diese Dinge kommen sollten, mußte aber dem Weidmann noch verschwiegen werden. Im Mai desselben Jahres, an einem Sonntage, hielt vor dem Hause des Weidmann in Embrach ein Einspänner, der ihm den Besuch seiner Schwester und ihres Mannes und der Frau Leuthold brachte. Frau Boller machte nun ihrem Bruder die wichtige Mittheilung, Oberst Kunz wolle ihm einen schönen „Gewerb" schenken, der wenigstens 15,000 Gulden kosten müsse. Weidman konnte daran anfangs nicht recht glauben, und seine Frau that es noch weniger, denn Oberst Kunz, der „Spinnerkönig" mit der Ambition, die meisten Spindeln auf dem Continent zu haben, galt zwar allgemein als der reichste Mann des Cantons, aber durchaus nicht für freigebig. Allein Frau Leuthold gab Aufklärungen: der Oberst sei Präsident der Freimaurer, die über enorme Summen zu wohlthätigen Zwecken zu verfügen und erst kürzlich aus Paris mehr als 2000 Millionen erhalten hätten, Oberst Kunz sei zwar persönlich geizig, aber in jener Eigenschaft sei es seine Aufgabe, brave Leute aufzu-

finden, um sie glücklich zu machen; sie, die Leuthold, stehe zum Oberst in nahen Beziehungen und habe ihn aus Dankbarkeit für die gute Verpflegung im Boller'schen Hause auf Weidmann aufmerksam gemacht. Die Boller'schen Eheleute gaben zu verstehen, daß dieses alles wahr sei und daß der Oberst schon 10,000 Gulden für eine Tochter der Frau Leuthold in einer Casse deponirt habe. Diese Mittheilungen seiner gläubigen Verwandten, die, selbst betrogen, nun dem Betruge den ersten Vorschub leisteten, veranlaßten den Weidmann, sich nach einem käuflichen Gewerb in der Nachbarschaft umzusehen, es war aber keiner zu finden, der ihm besonders zusagte. Einige Tage darauf erschien die Leuthold allein bei Weidmann und zeigte ihm einen angeblichen Brief des Oberst Kunz, in welchem dem Weidmann 70,000 Franken versprochen wurden; zugleich aber begann sie nun ihre Operation, sehr ähnlich der Taktik, wie sie bei Schatzgräbereien üblich ist: es müsse zur Vermittelung ganz reines Geld eines braven Mannes hergegeben werden, an dem kein Unrecht klebe, niemand dürfe davon erfahren 2c. 2c. Weidmann gab 100 Franken, von denen er 50 entlehnen mußte, er durfte aber nicht wissen, wozu diese Summe dienen sollte, bald darauf 50 und wieder 35 Franken. Jetzt sollte das Geld bewirken, eine Tochter des Oberst Kunz wieder gesund zu machen; aber alsbald erschien die Leuthold wieder mit der Nachricht, dieses Geld habe nicht gewirkt, weil es von der Frau Boller gesehen worden sei. Der gläubige Weidmann gab 150 und abermals 250 Franken, nebst einem

Vierling Zwetschen, erhielt dagegen die Versicherung, der Oberst habe schon ein schönes Heimwesen für ihn gekauft, sie, die Leuthold, habe sich nach zwölf Betten für die Einrichtung umschauen müssen; Oberst Kunz wünsche aber, daß Weidmann seine beschwerliche Stelle als Instructor der Infanterie aufgebe. Weidmann, der sich nur noch einen Schritt von seinem Glücke entfernt glaubte, war dazu bereit. Aber jetzt trat ein schlimmes Ereigniß ein; der Oberst Kunz war krank geworden und zu seiner Wiederherstellung bedurfte es viel reines Geld. Weidmann entlehnte eine Summe nach der andern gegen Hypothek und Faustpfand und jeder Summe mußte ein Vierling Zwetschen beigegeben werden, aber ganz genau gewogen. Eines Tages schreibt die Leuthold an Weidmann, so viel hundert Franken er schicke, so viele Jahre könne der Wohlthäter Oberst Kunz noch leben und Weidmann schickt auf einmal 3000 Franken. Dafür erhält er die erfreuliche Nachricht, der kranke Mann habe, sobald ihm das Geld in die Hand gedrückt worden, wieder reden können und gesagt: O du lieber Weidmann! Aber der kranke Mann starb im August und nun erfolgte das Unglaubliche. Frau Leuthold beschreibt in einem Briefe an Weidmann, wie rührendschön das Begräbniß des Obersten gewesen und daß die Leiche auch einbalsamirt worden sei; der Schmerz zerschneide ihr das Herz, aber der Wohlthäter könne ihnen wiedergeschenkt werden, wenn Weidmann das Nöthige thue. Wie ein Spieler, welcher bei der Spielbank an den Rand des Verderbens gebracht ist, es nun noch

im halben Wahnsinn mit dem letzten Rest seines Geldes versucht, so schickt Weidmann 1800 Franken und erhält die Versicherung, der Oberst habe nur einen Nervenschlag und werde bald wieder lebendig sein, aber es sei noch die letzte Summe von 1000 Franken nöthig, ein Arzt und ein anderer Mann ständen bereit, um den Obersten aus dem Grabe zu heben, der als Freimaurer das Gebot nie übertreten habe, der ein Geist sei und die Macht eines Apostels habe, wieder aufzuerstehen; am Montag würden sie alle nach Embrach kommen. Statt ihrer kam aber nur ein Brief der Leuthold mit der Nachricht, der Oberst sei wirklich vom Tode erwacht, jedoch sei noch etwas Geld nöthig zu seiner vollkommenen Wiederherstellung. Endlich bekam nun auch die Polizei Wind von der Sache und dem Drama fehlte nur noch der Schluß. Die Leuthold wurde wegen ihrer großartigen Betrügereien, denn Weidmann war nicht das einzige Opfer gewesen, im Schwurgericht zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Weidmann war zum Bettler geworden.

Wenn man nun nach Betrachtung solcher Dinge sich die Frage stellt: Wie ist es möglich, daß in dem Culturstaat Zürich, der in vielen Beziehungen ein Musterstaat genannt werden kann, dergleichen vorkommt? so wird man sich nicht dabei beruhigen dürfen, daß man darin Singularitäten sieht, die eben überall vorkommen können. Es mag schwer sein, die Antwort auf jene Frage in eine richtige kurze Formel zu bringen, aber eine genaue Untersuchung über den Gegenstand, die vielleicht in Verbindung zu setzen wäre mit der

Thatsache, daß während des letzten Decenniums in dem so sichtbar aufblühenden Canton Zürich die schwersten Verbrechen sich nicht gemindert, sondern gemehrt haben, — eine solche Untersuchung wäre eine große und wichtige Aufgabe.

Es bleibt mir noch übrig für das Gesammtbild der Schweiz, auf die sprachlichen Verschiedenheiten und Gegensätze hinzuweisen, die eben so bedeutend und bemerkbar sind als die Thatsache wichtig ist, daß diese Gegensätze im Begriff des Vaterlandes sich aufheben. Der französische Waadtländer fühlt sich eben so sehr als Schweizer wie der deutsche Aargauer, und als kürzlich ein junger Offizier von Pruntrut äußerte, er würde in einem etwaigen Kriege mit Frankreich mit seiner Compagnie zu den Franzosen übergehen, abstrahirte man zwar von der Strenge des kriegsgerichtlichen Verfahrens gegen ihn, weil man in der Aeußerung nur eine Phrase sah, der Offizier erhielt aber zwanzig Tage scharfen Arrest, wurde außer Activität gesetzt und die öffentlichen Blätter brandmarkten ihn als einen schlechten Schweizer.

Auf dem kleinen Flächenraum der Schweiz existirt neben der deutschen, französischen und italienischen Sprache die rhäto-romanische in Graubünden, die sich noch wieder in zwei Arten abzweigt, und in jenen drei Sprachgebieten giebt es viele Mundarten und Patois. Von einer Gleichstellung der vier Sprachen im öffentlichen Leben ist jedoch nicht die Rede. Es wurde in Graubünden, das großentheils deutsch ist, wohl nie der Anspruch erhoben, der romanischen Sprache mehr als

eine Nebenrolle unter den Sprachen der Schweiz einzuräumen, und Art. 109 der Bundesverfassung lautet: „Die drei Hauptsprachen der Schweiz, die deutsche, französische und italienische, sind Nationalsprachen des Bundes.“ So ist es nicht immer gewesen, sondern bis 1848 hatte die deutsche Sprache einen bedeutenden Vorrang, was sich besonders darin zeigte, daß die Protokolle und die Abschiede der Tagsatzungen von der Canzlei nur in deutscher Sprache abgefaßt und seit 1835 außeramtlich ins Französische übertragen wurden. Jetzt müssen alle Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse der Bundesbehörden in den drei Sprachen gedruckt werden, wie in beiden Abtheilungen der Bundesversammlung, in dem Nationalrath und dem Ständerath, die Abgeordneten sich nach Belieben der einen wie der andern dieser Sprachen bedienen können. Die Tessiner sehen sich aber gar nicht für zurückgesetzt an, wenn in einigen Fällen ihnen zugemuthet wird, sich an das Französische zu halten, das den Gebildeten unter ihnen in der Regel geläufig ist. Die Schweiz bietet sonach die sehr lehrreiche Erscheinung, daß ein gesundes Staatsleben gedeihen kann, wenn verschiedene Nationalitäten als Elemente eines Rechtsstaates zusammenwirken.

Schauen wir zum Schluß die Schweiz von der Vogelperspective an, so erblickt das Auge, wie bei jeder Vogelperspective, zunächst eine große Mannigfaltigkeit. Wir sehen 19 Cantone und 6 Halbcantone von sehr verschiedener Größe, Beschaffenheit und Bildung. Wir finden die größte

Entfaltung der Industrie und des Handels und ein idyllisches Hirtenleben. Neuzeit und Mittelalter stehen neben einander; inmitten einer raschen Culturströmung primitive Einrichtungen und Curiositäten, welche ein geistreicher, des fernen Westens kundiger Mann den alten Blockhäusern verglichen hat, die man in amerikanischen Großstädten bisweilen mitten in eleganten Straßen finde, aus egoistischen Gründen oder aus Liebe des Besitzers zur alten Zeit erhalten, aber zum baldigen Abbruch, zum Abbruch wenigstens durch die nächste Generation bestimmt. Mit den reichverzierten katholischen Kirchen contrastiren die schmucklosen reformirten Gotteshäuser, ohne Bild und meistens ohne Altar und Orgel; mit den Kirchhöfen, die überladen sind von kunstreich behauenen und vergoldeten Grabdenkmälern, die Friedhöfe, auf denen nach republicanischer Regel kein Unterschied, wie ihn das Leben kannte, hervortreten darf, sondern ein einfaches Kreuz mit dem Namen alles ist, was die letzte irdische Stätte des Menschen kenntlich macht. Wie einerseits im städtischen Leben der feine französische Ton dominirt, ist andrerseits die altdeutsche Bürgersitte mit ihrem Licht und ihrem Schatten erhalten. Wie eine merkwürdige Wanderlust die Schweizer charakterisirt, so daß wir sie überall in beiden Hemisphären Erwerb und Gewinn suchend finden, so ist doch ihre Seßhaftigkeit eben so bemerklich, indem, wer nur einigermaßen in der Schweiz bekannt ist, bei Nennung eines schweizerischen Geschlechtsnamens sogleich weiß, wo das Geschlecht seit Jahrhunderten gewohnt hat. Der Schweizer in der Fremde

läßt nicht von der Hoffnung, über kurz oder lang ins Vaterland zurückkehren zu können und weiß seinen Verband mit der Heimatgemeinde festzuhalten; er durchstreift die Welt, ist aber kein Weltbürger. Der Graubündner, in seinem Lieblingsberufe, andern Menschen das Leben zu versüßen, in Deutschland wie in Rußland äußerst thätig, übergiebt seinem Sohne oder Neffen das Geschäft, wenn es in Flor ist, um auszuruhen in der alten Heimat, „möcht' die Firsten wiederschauen und die klaren Gletscher d'ran, wo die flinken Gemslein laufen und kein Jäger vorwärts kann." Das Schweizer-Heimweh ist bekannt und begreiflich, und der Schweizer hat ein Recht, auf sein Vaterland stolz zu sein, nicht bloß weil das Land von der Natur so herrlich ausgestattet ist, sondern weil die Schweiz durch viele Kämpfe hindurch zu einem Rechtsstaat sich entwickelt hat, in welchem das Allgemeine und das Besondere in Harmonie zu einander steht. So wie die Berge und Thäler und Seen zu der einen schönen Schweiz sich vereinigen, so ist die viele Theile und eine große Mannigfaltigkeit umfassende schweizerische Eidgenossenschaft ein reales Ganze und die Schweiz nicht bloß ein geographischer Begriff. Ich bin nicht des Glaubens, als ob die Menschen nur bei einer republicanischen Staatsform glücklich sein können, aber die Schweiz zeigt, daß in der Republik die Menschen der Erfüllung ihrer Lebenszwecke in gedeihlicher Weise nachstreben können, und daß Bürgersinn und Bürgertugend, die in der Aufopferungsfähigkeit für das Vaterland wipfelt, hier ihre Stätte haben.

Der Organismus des schweizerischen Staats- und Rechtslebens ist durchaus nicht frei von Gebrechen und Störungen; die Helvetia hat unter ihren Kindern bisweilen Schmerzenskinder, wie Genf und Baselland, Bureaukratie kommt vor und auch eine rauhe Polizeiwirthschaft macht sich vorübergehend geltend, aber am Ende hat doch der alte Plato Recht, wenn er sagt, der Staat habe eine bewundrungswürdige starke Natur, wenn ihn das Recht durchströme.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Osenbrüggen, Eduard,

Wanderstudien aus der Schweiz

Bd.: 1

Schaffhausen [1867]